

AB

39 $\frac{23}{14}$

no. 6783

bei dem alten Lagerplatz für Drapen,
bei Jülich gebunden.

oo ~~2112~~ No

Le se bu ch
f ü r
die Schüler der Mittelklasse
in
Stadt- und Landschulen.

Herausgegeben

von

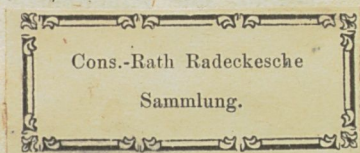
S. F. W. Giesemann,

Cantor und zweitem Lehrer an der Lutherschule in Mannsfeld.



Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage.

Eisleben, 1849.
Druck und Verlag von Georg Reichardt.



Vorwort

zur dritten Auflage.

Die immer mehr zunehmende Verbreitung, deren sich auch das vorliegende meiner Lesebücher zu erfreuen hat, hat mich ermuntert, dasselbe einer wiederholten, sorgfältigen Durchsicht in allen Beziehungen zu unterwerfen und es nicht nur durch Vertauschung einer nicht unbedeutenden Anzahl unterhaltender Stücke, deren offenbar zu viele waren, gegen belehrende, sondern auch durch vielfache Vermehrungen der von mir beabsichtigten Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit wiederum einen Schritt näher zu führen. Der Anhang (die verschiedenen Leseöne) ist weggefallen, weil er dadurch entbehrlich wurde, dass sich nun in den einzelnen Abschnitten selbst eine genügende Anzahl von Stücken befindet, welche zur Uebung in den für die Schüler der mittleren Klassen wichtigsten Leseönen hinreichende Gelegenheit darbieten. Einige Stücke des 1. und 2. Abschn. sind in den 3. und 4. verlegt worden, weil sie ihrem Inhalte nach dahin passen. Zugleich ist auch für den zur Förderung der Lesefertigkeit so nothwendigen Wechsel größerer und kleinerer Schrift gesorgt worden. Bekanntlich lesen Kinder ein Stück mit größerer Schrift sicherer und geläufiger, als dasselbe z. B. mit der in Bibeln gebräuchlichen Petit-Schrift.

Wöchte nun das Büchlein in seiner neuen, verbesserten Gestalt sich noch recht viele Freunde erwerben, besonders aber in solchen Schulen Eingang finden, in denen die mittleren und größeren Schüler (Mittel- und Oberklasse) im Lesen noch eine Abtheilung bilden und ein und dasselbe Lesebuch haben. Diese nicht genug zu rügende Einrichtung ist hauptsächlich Schuld, dass in so vielen Schulen der Leseunterricht bisher nicht hat gedeihen können. So verkehrt es sein würde, alle Schüler einer Klasse, ohne Rücksicht auf deren Verschiedenheit an Alter und Fähigkeiten, im Rechnen in eine Abtheilung bringen und sie alle ein und dasselbe Exempel rechnen lassen zu wollen, eben so verkehrt und unpädagogisch ist es auch, die auf verschiedenen Entwicklungs- und Bildungsstufen stehenden 8 bis 14jährigen Schüler der Mittel- und Oberklasse beim Leseunterricht als eine Abtheilung zu behandeln und sie ein und dasselbe Stück lesen zu lassen. Am nachtheiligsten wirkt diese Combination in solchen Schulen, wo die Unterklasse ihre Schüler nicht mit der für die Mittellk. nöthigen mechanischen Lesefertigkeit auszustatten vermag, was besonders da der Fall ist, wo sie einen im Lesen in zu viele Ordnungen sich zersplittenden starken Ektus hat, oder wo der die Jugend an ein müßiggängerisches Herumtreiben gewöhnende und dadurch den Grund zu der für das sociale Leben in

so höchst bedrohlicher Weise zunehmenden Arbeitscheu legende Halbtags- (getheilte) Unterricht eingeführt ist, bei welchem die Schüler der Unterklasse in manchen Schulen mit 12, ja sogar (man sollte es kaum glauben!) mit 10 Stunden wöchentlich abgespeiset werden. Genug, in Schulen, in denen mittlere und größere Schüler im Lesen eine Abtheilung bilden, ist kein gedeihlicher Fortschritt darin möglich. Von dem für obere Klassen bestimmten zweiten Theile der trefflichen Lesebücher von Diesterweg, Scholz, D. Schulz, Wetter u. A. können solche Schulen nie Gebrauch machen. Sie sind und bleiben stets auf solche Lesebücher angewiesen, die sich genau an die Fibel anschließen und einen mehr für die Stufe der Mittelkl. als für die der Oberkl. berechneten, leichtverständlichen Stoff haben. Nun fehlt es zwar nicht an Lesebüchern, welche für dergleichen combinirte Klassen besonders eingerichtet sind; aber so wenig ein Ding zugleich hoch und niedrig, groß und klein sein kann, eben so wenig kann auch ein Lesebuch, besonders bei dem geringen Umfange, den Volksschullesebücher aus Rücksicht auf einen möglichst niedrigen Preis haben, zwei auf ganz verschiedenen Alters- und Bildungsstufen stehenden Klassen zugleich genügen. Am meisten leiden bei einem solchen Buche gerade die fähigeren und strebsameren größeren Schüler. Da der leichtverständliche Lesestoff ihrem schon geübtern Verstande, ihrem Lern- und Thätigkeitstriebe wenig oder gar keine Nahrung bietet, so fühlen sie sich von demselben nach einigem Gebrauche des Buches (zumal bei der fast täglichen Lectüre) nicht mehr angezogen, langweilen sich in den Lesestunden u. dergl. m. und werden so recht methodisch in ihrer Fort- und Ausbildung zurückgehalten. Ein wahrer Ruin des jugendlichen Geistes! — Hoffentlich wird bei der bevorstehenden Reorganisation des gesammten deutschen Volksschulwesens diesem Uebelstande die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und gesetzlich angeordnet werden, dass in Zukunft jede Schülerklasse ihr besonderes Lesebuch und ihre besondern Lesestunden habe. In Schulen mit einem Lehrer, wo Ober- und Mittelkl. gemeinschaftlich unterrichtet werden, werden diese Stunden freilich auf keine andere Weise zu beschaffen sein, als dadurch, dass man, während die Oberkl. Lesen in ihrem Lesebuche hat, die Mittelkl. vielleicht mit Schönschreiben, der Lösung sprachlicher Aufgaben u. dgl. beschäftigt, und eben so umgekehrt, wenn die Mittelkl. Leseunterricht hat.

Gott gebe auch ferner dem Werke seinen Segen!

Mannsfeld, im März 1849.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

1. Aufmunterung.

Lustig zur Arbeit, ihr Schwestern und Brüder
Stunden vergehen und kommen nicht wieder.
Haben wir aber das Unse gethan,
seh'n wir mit Freude den Abend sich nah'n.

2. Der Knabe im Wald, Gebüsch und auf Wiesen.

Im Wald und Busche bin ich gern. Das Brausen des
Windes erhebt sich von fern und kommt immer näher und nä-
her heran; das hört sich im Walde recht schauerlich an.
Klapp, Klapp es immer vom Holzfäller schallt; dann stürzt
mancher Baum, daß es prasselt und knallt. Eichhörnchen
hüpfen von Ast zu Ast, sie klettern an Stämmen in ängstlicher
Hast. Aus Reisern, künstlich von Wolle und Moos, bau'n
Vögel sich Nester, klein und groß. Die Jungen im Nest, voll
Verlangen und Trieb, schrei'n nach den Eltern: Pih pi pih!
Sie stecken heraus Hals, Schnabel und Ohr; ein Liedchen sin-
gen die Alten vor. Die Raben krächzen: Krapp, Krapp,
Krapp, und fliegen zur Aue begierig hinab. Der Grün-
specht am Stamme pickt und hackt, bis daß er ein fliehendes
Würmchen erpackt. Holzheher flattern mit Kreischen und
Schrei'n um's Nest, und fahren endlich hinein. Der Vögel
Gesang schallt durch den Wald, daß Alles ringsum wiederhallt.
Vom Wald her liegt am Wiesenrand ein Birkenbüschchen recht
zur Hand. Da duften Maien frisch und grün, und drunter
die herrlichsten Blumen blüh'n. Dort ist eine ganze Käferwelt,
bunt, groß und klein zusammengestellt. Im Frühling ist auch
die Wiese schön; drauf kann ich spielen und laufen und geh'n.
Rings um uns her ist grün die Au', und drüber der weite
Himmel so blau. Im grünen Grase lieg' ich gern, und Blu-
men such' ich nah und fern: die Himmelschlüssel, die Bären-
klau', Vergissmeinnicht und Sonnenthau; Schneeglöckchen, Blau-
veilchen, Federich, Bocksbart, Wachtelweizen und Meierich,
Steinbrech, Kamillen und Gänserich; Stiefmütterchen und Nat-
terkopf, Fuchsschwanz, fette Henn' und Taubenkropf; Maiblu-
men, Pechnelken, Enzian, Vogelmilch und Glöckchen und Bal-

brian, die Kagenpfötchen, den Löwenzahn: die pflück' ich mir und binde daraus für Vater und Mutter den schönsten Strauß; den trag' ich ganz still und heimlich nach Haus', auch theil' ich an Schwestern und Brüder aus. Drum ist das Gemüse, die Wiese, der Wald vor Allem mein liebster Aufenthalt.

3. Der Knabe auf Feldern und Auen.

Auf unserm Feld ist's auch gar schön; grün sieht man im Lenze die Aussaat steh'n. Wie munter sie wächst und schosst und blüht, so dass man nur Lust und Freude sieht! Da geh' ich schauend oft hin und her, das Feld durchstreif' ich die Kreuz und Quer. Die Raine laufen durch Felder lang hin, das ist so recht nach meinem Sinn. Auf Rainen kann ich spazieren geh'n, kann alle Furchen und Beete beseh'n. Dort halten wir lustige Schmetterlingsjagd; im Frühling uns das besonders behagt. Da laufen und spielen wir Haschen und Ball; die Vöglein hört man dort überall. Hoch über mir die Lerchen sich schwingen, ich seh' sie kaum, und hör' sie doch singen; die munteren Schwalben sind auch dabei, sie kreisen umher mit feinem Geschrei. Ein schwärmendes Mückchen lässt manche sich aus, das schnappet sie weg, und trägt es nach Haus'. Oft ruft der Kuckuk vom Baume mir zu; ich rufe dann: Kuckuk, wo steckst denn du? Da fliegt er wohl fort und lässt mich in Ruh'. Vom Gemüse locket die Nachtigall, bald lustig, bald traurig erklinget der Schall; man hört es auch recht im Wiederhall. Die Wachtel im Grase ruft: Wack wack bawack! Vom Sumpf her tönet der Frösche: Qua quak! Die Gänse, die Enten schrei'n munter: Ga gak! Im Busche locken die Finken: Pink pink! Die Goldammern rufen: Trink, trink, trink! Grob schrei'n die Krähen, die Sperlinge fein; die Grasmücken singen dazwischen hinein. Ich höre das Alles auf unserm Rain, und kann mich des Waldes und Feldes erfreu'n; drum mag ich am liebsten im Freien auch sein.

4. Der Knabe bei Acker- und Feldarbeit.

Gern geh' ich im Frühjahr und Sommer aufs Feld, wenn Vater und Knecht den Acker bestellt; auch nimmt der Vater bisweilen vom Haus' zu Wagen mich mit aufs Feld hinaus. Da halt' ich die Leine, da ruf' ich: Hi hi! und lenke die Pferde; dann gehen sie. Doch wenn mich der Knecht aufs Sattelpferd hebt, das Herz mir im Leibe dann lacht und lebt. Da sitz' ich

als Reiter, gewaltig hoch; doch halt' ich mich an, denn ich fürchte mich noch. So geht es im Zuge fort mit Bedacht. Mit den Pferden wird endlich Halt gemacht; sie werden an Pflug und Egge gespannt, doch Ochsen auch pflügen und eggen das Land. Da wird der Boden ganz umgekehrt, von dem manch' hungriger Vogel sich nährt; denn Dohlen und Krähen fliegen herbei und suchen sich Würmer mit vielem Geschrei. Die Tauben kommen zu Gaste beim Sä'n; auch sie wollen gern ein Körnchen erspäh'n; denn Roggen wird hier, dort Weizen gesät, auch Hafer und Gerste früh und spät. Rapps, Erbsen, Hirse, Wicken und Klee wächst, wie das Getreide, hoch in die Höh'. Kraut, Rüben, Kartoffeln und Möhren steh'n dort; der Flachs unsrer Mutter hat auch seinen Ort. Was aber der Vater im Frühjahr gesät, wird während der Erntezeit abgemäht. Da helf' ich mit binden, da lad' ich mit auf, da kletter' ich die Garben herab und hinauf. Auch Brüder und Schwestern machen es so; da sind wir Alle recht munter und froh. Die Zieg' und mein Schäfchen ist auch bei mir; es blökt, und ich sing' ihm ein Liedchen dafür. Gern bin ich im Freien, auf Wiesen und Feld; denn was ich dort finde, mir Alles gefällt.

5. Rüstigkeit.

Frisch gethan und nicht gesäumt!
 Was im Weg liegt, weggeräumt!
 Was dir fehlet, such' geschwind!
 Ordnung lerne früh, mein Kind!
 Aus dem Bett und nicht gesäumt!
 Nicht bei hellem Tag geträumt!
 Erst die Arbeit, dann das Spiel!
 Nach der Reise kommt das Ziel.
 Schnell besonnen, nicht geträumt!
 Nichts vergessen, nichts versäumt!
 Nichts bloß obenhin gemacht!
 Was du thust, darauf gib Acht.

6. Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn z. B. der Jäger rief: Stärlein, wo bist du? so rief der Staar allemal: Da bin ich! — Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem

Vogel eine besondere Freude und machte ihm öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche und wollte sich damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger zur Thür herein. Er gedachte dem Knaben eine Freude zu machen und rief wie gewöhnlich: Stärlein, wo bist du? — Und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie so laut er konnte: Da bin ich!

Ein Diebstahl sei so schlau er mag,
er kommt oft seltsam an den Tag.

7. Thier und Mensch in ihrer Weise.

Hast du wohl jemals, mein Kind, ein Lämmchen aufmerksam betrachtet? Siehe, wenn es geboren ist, so sauget es an seiner Mutter und erkennt die Stimme seiner Mutter unter allen Schafen. Aber wenn es der Milch nicht mehr bedarf, so vergisst es die Mutter, und die Mutter erkennt das Lamm auch nicht mehr. Es neiget sein Haupt zur Erde und sucht nun seine Nahrung. Das ist die Weise des Thieres. — Wenn aber ein Kindlein geboren wird, dann sauget es an der Mutter Brust, gleichwie das Lämmchen. Aber nach einiger Zeit lächelt es seine Mutter an, — das ist der erste Dank, den es ihr darbringt. Und wenn es anfängt zu lallen, so lallt es zuerst den Mutternamen. Dann erkennt das Kind die Mutter und den Vater und hängt ihnen an mit Liebe und Dankbarkeit. Und in diesem Gefühle der Liebe erstarrt nun das Herz des Kindes immer mehr und dann erhebt es sich zu dem Glauben — zu dem Glauben, dass im Himmel ein großer, lieber Vater wohnt und dass der Mensch ein Kind des himmlischen Vaters sei. —

8. Jugendfreuden.

Jeder meiner Lebenstage flieht so angenehm dahin; frei bin ich von Sorg' und Klage, reich an immer heiterm Sinn.

Ich genieße noch die Freude, die der Lenz des Lebens hat; froh, wie Lämmchen auf der Weide, geh' ich hüpfend meinen Pfad.

Immer werd' ich so nicht hüpfen; in mein freudsuchend Herz wird die Sorge künftig schlüpfen und so mancher Gram und Schmerz.

Darum freu' ich mich der Jugend voller Unschuld, eh' sie flieht, bis mein Herz in Pflicht und Jugend Quellen neuer Freuden sieht.

9. Das fröhliche Kind.

Ich bin so flink, ich bin so froh, zwar, wie man sagt, noch klein; klein hin, klein her, ich freu' mich so, dass mich es nie wird reu'n.

Früh steh' ich auf, dann dank' ich erst für Bett und Schlaf und Ruh'; Gott! denk' ich dann, der du uns nährst, wie lieb, wie gut bist du!

Dein freu' ich mich, du bist so gut und liebst uns gar zu sehr; von dir kommt Freude, Glück und Muth und noch viel Gutes mehr.

Bedenk' ich dieser Gaben Werth, dann fühl' ich's laut und klar: durch Frömmigkeit wird Gott verehrt, der stets mein Vater war.

Und dann lern' ich recht brav drauf los, und freu' mich, dass ich's kann; denk' auch dabei: Einst werd' ich gross, und werd' ein wackerer Mann.

So bin ich immer flink und froh, ich weiss: ich darf mich freu'n; doch freu' ich mich auch immer so, dass es mich nie kann reu'n?

10. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wusste noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal war er auf einer Wiese, an die ein hoher, dichter Fichtenwald anstiess. Er sprang lustig umher und rief in seiner Freude: Ho, hop! Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: Ho, hop! Er rief verwundert: Wer bist du? Die Stimme rief auch: Wer bist du? Er schrie: Du bist ein dummer Junge! — Dummer Junge! hallte es aus dem Wäldchen zurück. Jezt ward Georg ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief Georg heim und klagte es der Mutter, wie ein böser Knabe sich im Wäldchen versteckt

und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: Diesmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt!

Wisse, du hast nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfter im Wasser gesehen hast, so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen!

So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unserigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob — so dürfen wir auch von ihnen nichts Besseres erwarten.

Wie du hineinrufst in den Wald,
die Stimme dir entgegen hallt.

11. Bienchens Lehren.

Wenn das Bienchen sprechen könnt', weiß ich, was es spräche: Leutchen! ei es wundert mich, daß ihr seid so träge. Arbeit und Bewegung macht uns das Leben heiter. Wenn der Blumenfeld ist leer, flieg' ich fröhlich weiter.

Leutchen! ei es wundert mich, daß ihr gerne zanket. Alle Freude läuft davon, wenn der Friede wanket. In dem engen Bienenstock muß man sich vertragen, und den Friedensstörer muß man zum Kuckuk jagen.

Leutchen! ei es wundert mich, daß ihr nicht gehorchet, und nicht Jedem dankbar seid, welcher für euch forget. Unserer lieben Königin folgen wir mit Freuden; und wer sie verlegen will, hat mit uns zu streiten.

12. Der Löwe und das Lamm.

Löwe: Lamm, wehr' dich, oder stirb!

Lamm: Ach, ich mich wehren?

Mir gab, du weißt's ja, die Natur
nicht Waffen, gab mir Unschuld nur.

Löwe: An deine Unschuld werd' ich mich nicht kehren.

Lamm: Thu', was du willst, ich kann's nicht wehren;
nur leiden kann ich fromm und still,
wenn Unschuld mir nicht helfen will.

Löwe: Gefällst mir, Lamm, mit deinem frommen Muth.
Sollst leben! Sieh', es reut mich meine Muth:

wer schwacher Unschuld Leides thut,
in dessen Adern fließt fürwahr! kein edles Blut.
Geh, frommes Lamm, und bleibe ferner gut!

13. Geschwisterliebe.

Bruder: Sieh', Schwesterchen, den schönen Apfel hier!

O komm und iss ihn doch mit mir!

Schwester: Ja, Brüderchen! Allein was geb' ich dir dafür?

Bruder: Mir? Nichts! Denn äß' ich ihn allein,
so würd' er mich nicht sehr erfreu'n,
und wär' er auch noch zehnmal größer.
Theil' ich ihn aber hübsch mit dir,
dann, Schwester! o, dann schmecket mir
die Hälfte wohl noch zehnmal besser.

14. Die Blume.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Karl und Luischen sollten mit ihrem Vater in einen schönen Garten gehen, der vor dem Thore lag. Indess der Vater in einer Nebenkammer sich ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer. Karl, über den bevorstehenden Spaziergang sehr erfreut, hüpfte lustig herum und schlug unvorsichtig eine kleine, schöne Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte. O Schade! sagte Luischen und hob das Blümchen auf. Sie hatte es noch in der Hand, als eben der Vater in's Zimmer trat. Was hast du gemacht, Luischen? fragte der Vater mit etwas unwilligem Gesicht. Mir die Blume abzureissen, von der du wusstest, dass ich sie so gern erhalten hätte, um Samen daraus zu ziehen! — O lieber Vater, stotterte Luischen, indem sie ihn bei der Hand fasste, sei doch nur nicht böse! — Böse? antwortete der Vater, das bin ich nicht; aber da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch wohl einfallen könnte, Blumen abzureissen, so darf ich dich nicht mitnehmen. — Luischen schlug die Augen nieder und schwieg. Karl aber konnte sich nicht länger halten; mit Thränen in den Augen trat er vor den Vater hin und sagte: Nicht Schwester Luischen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug; ich muss also zu Hause bleiben, und Luischen mit dir gehen. -- Der Vater, gerührt durch die Liebe

seiner Kinder, schloss sie in die Arme, küsste sie und sprach: Ihr seid beide meine lieben Kinder, und sollt beide mit mir gehen. Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, dass ihr euch immer lieben und beide zu guten Menschen erwachsen werdet! — Und nun hüpfen sie beide vergnügt an seiner Seite zum Garten.

15. Vier Brüder.

Vier Brüder geh'n, Jahr aus Jahr ein, im ganzen Land spazieren; doch jeder kommt für sich allein, uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn, in reines Blau gehüllet, streut Knospen, Blätter, Blüthen hin, die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf, mit Sonnenschein und Regen, streut Blumen aus in seinem Lauf, der Kernte reichen Segen.

Der dritte naht mit Ueberflus und füllet Küch' und Scheune, bringt uns zum süßesten Genuss viel Aepfel, Krüss' und Weine.

Verdrießlich braust der vierte her, in Nacht und Graus gehüllet, sieht Feld und Wald und Wiesen leer, die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind, die so einander jagen? Leicht rath' sie wohl ein jedes Kind, drum brauch' ich's nicht zu sagen.

16. Frühling.

Blumen blüh'n im Frühling immer, voll von Glanz und Farbenschimmer. In des Sommers heißen Tagen reift gar Viel für Mund und Magen. Kahle Bäume, gelbe Blätter bringt des Herbstes rauhes Wetter. Auf des Winters kalte Spuren folgt der Tod in Wald und Fluren. Dennoch kehrt der Frühling wieder auf die starre Erde nieder. Auf den Bergen, in dem Thale keimt's vom warmen Sonnenstrahle. Blüthen geben süße Düfte; Käfer schwirren durch die Lüfte. Schmetterlinge flattern munter an den Blumen auf und unter. Bienen summen um die Blüthen; Vöglein in den Nestern brüten; Fischchen spielen in den Bächen; auf besonnten Wasserflächen tanzen Mücken auf und nieder. Schön geschmückt mit Prachtgefieder singen Vögel muntre Lieder. Alles lebt im Frühling wieder.

17. Aller Anfang ist schwer.

Im Garten steht ein Pflaumbaum. In seine Zweige hatte ein Stieglitz sein Nest gebaut. Darin lagen bald sechs Eier. Als aber die liebe Sonne

mehreremal auf- und untergegangen war, lagen die Eier nicht mehr in dem Neste; ihre Schalen waren zerbrochen hinausgeworfen; dafür blickten nun sechs junge Vögelchen aus dem kleinen Hause in das grosse Welthaus hinein und sahen dabei ganz fröhlich aus. Als die Vögelchen nach einiger Zeit grösser geworden waren und ein allerliebstes buntes Federkleid angezogen hatten, sollten sie fliegen lernen. Der Vater zeigte es ihnen und die Mutter auch; aber es wollte eben nicht sogleich gehen; das eine hatte Noth schon mit dem Hüpfen von Ast zu Ast, das zweite wäre bald vom Baume gefallen, das dritte schwebte kaum zwei Schritte über der Erde hin und huschte furchtsam durch die Zweige. Nicht besser erging es den übrigen. Dennoch lernten alle bald fliegen, denn sie übten täglich ihre Kraft.

So sollte jedes Kind an die Vögelchen denken, wenn es das und jenes Neue zu lernen hat, und wenn auch ihm der Anfang schwer wird.

18. Spitz und Mops.

Ein fetter Mops ging einst spazieren
mit langsam abgemess'nem Schritt.
Da tanzt daher auf allen Vieren
ein munt'rer Spitz und wandert mit.
Wie kommt's, beginnt der Mops zu fragen,
dass Jeder mit euch gern verkehrt,
wenn mich in Woch- und Feiertagen
die Langeweile fast verzehrt?
Viel Vettern hab' ich und viel Tanten,
doch Keinen, der zu mir sich hält;
was wollen nur die Anverwandten
von mir, spricht nur, in aller Welt?
Das, spricht der Spitz, will ich euch sagen,
ich mein' es wahrlich mit euch gut:
ich höre Alle sich beklagen,
dass ihr, Herr Mops, so grämlich thut!
Macht einmal recht vergnügte Mienen,
seid freundlich gegen Jedermann!
Bald werd' ich euren Dank verdienen, —
denn Jeder wird euch zugethan.

19. Freundschaft.

Ein Freund, der mir den Spiegel zeigt, den kleinsten
Flecken nicht verschweigt, mich freundlich warnt, mich herzlich

schilt, wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt: der ist mein Freund, so wenig er's auch scheint.

Doch wenn mich einer schmeichelnd preiset, mich immer lobt, mir nichts verweist, zu Fehlern gar die Hände beut, und mir vergibt, eh' ich bereut: der ist mein Feind, so freundlich er auch scheint.

20. Mäßigkeit in der Freude.

Spielt und singet, hüpfet und springet! doch denkt beim Genuss, daß die Freude, Kinder! heute sich auch enden muß.

Spielt und singet, hüpfet und springet! doch denkt auch daran, daß das Lärmen und das Schwärmen Keinen stören kann.

Uebermüthig, toll und wüthig müßt ihr niemals sein; Jeder schränke ohn' Gezanke seinen Willen ein.

Auf und nieder, hin und wieder könnt ihr lustig geh'n; doch auf Wege und auf Stege müßt ihr dabei seh'n.

Laßt euch rathe! macht nie Schaden, was so leicht geschieht, wenn beim Spielen unter Vielen Kein's auf's And're sieht.

Eintracht, Friede, Herzensgüte leite euren Scherz; drückt Jedem, selbst die Blößen, froh an euer Herz.

21. Der Gärtner.

Ein Gärtner pflanzte ein Bäumchen von sehr guter Art. So wie es jährlich größer wurde, trieb es starke Schößlinge; allein der Gärtner schnitt mit jedem Frühjahr viele derselben ab; es war wildes Holz, wie er sagte, welches den guten Zweigen schadet, ihnen die Säfte benimmt und sie ganz mit Schatten überzieht. Die Kinder wunderten sich und konnten dies Verfahren nicht begreifen; allein nach einigen Jahren gab das Bäumchen seine ersten Früchte, die den Kindern köstlich schmeckten.

Das Bäumchen ist das Kind, der Gärtner ist der Vater und der Lehrer. Dem Kinde sind von Gott gute Gaben ertheilt und besondere Triebe; allein diese arten leicht aus, verderben das Gute an Leib und Seele; daher Vater und Lehrer am Kinde stets zurechtweisen, es belehren, tadeln und selbst züchtigen müssen. Dann wächst zuletzt ein lebenswürdiger Jüngling, ein brauchbarer Mann, eine gute Tochter heran.

22. Der Lehrer.

Der Mann, der uns im Herzen trägt, der uns wie zarte Bäumchen pflegt in seinem lieben Garten; der so viel Müß' und Arbeit hat,

so viel Geduld, um seiner Saat mit treuem Fleiß zu warten: der Mann verdient Lob und Ehre für seine Vatersorg' und Lehre.

Der Vater und die Mutter spricht: O Kinder! das vergesst nicht, was Gott euch vorgeschrieben: „Gehorcht den Lehrern, folget treu: sie wachen, daß ihr froh und frei das Gute möchtet wählen.“ Nein, nicht vergess' ich diese Lehren: den Lehrer will ich treulich ehren.

23. Vaters Bitte.

Hör' zu, mein Kind! Vorgestern freute ich mich eines Bäumchens, das so frische Blätter und schöne Blüthen hatte; gestern traf es ein grastiger Mehlthau und erzeugte noch garstigere Insekten, und heute sind seine Zweiglein blätter- und blüthenlos und gleich als vom Froste getroffen. Liebes Kind! hüte dich vor dem Honigthau der Verführung, auf daß nicht die Raupen schädlicher Lust die frischen Blätter und Blüthen deines Herzens fressen und du dastehst mit abgestorbenen Zweigen ohne Trost für mich und dich!

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.“

24. Das gute Kind.

Ein Kind voll Einfalt, ohne List, mit immer frohem Muth, das gern bei seinen Eltern ist, gern, was sie sagen, thut, Geschwister gern und Nachbarn liebt, und Keinen kränket und betrübt: das Kind ist brav und gut. Ein Kind, das gern von Jesu hört, und gern von seiner Pflicht, der Warnung folgt, den Lehrer ehrt, und hält, was es verspricht, das nie beim Bösen sich verweilt, sein Abendbrot mit Armen theilt: das Kind ist brav und gut. Ein Kind, das munter und vergnügt das Glück der Andern sieht, das wenig spricht und niemals lügt, und schlimme Kinder flieht, das nie nach dem Verbotten strebt, nur Jesu zu Gefallen lebt: das ist ein gutes Kind.

25. Der Himmel.

Wie hoch mag wohl der Himmel sein?

Das will ich gleich dir sagen:

Wenn du schnell, wie ein Vögelein,

die Flügel könntest schlagen,

und flögest auf und immer auf

in jene blaue Ferne,

und kämest endlich gar hinauf

zu einem schönen Sterne,
und fragtest dort ein Engelein:
Wie hoch mag wohl der Himmel sein?
Dann sei gewiss, das Engelein spricht:
Mein Kind, das weiß ich selber nicht;
doch frag' einmal dort drüben an,
ob jener Stern dir's sagen kann!
Du brauchst indess nicht sehr zu eilen,
es sind nur hunderttausend Meilen.
Und flögst du nun zum Sternlein dort,
man sagt dir doch dasselbe Wort,
und flögst du weiter fort und fort,
von Stern zu Stern, von Ort zu Ort: —
es weiß doch Niemand dir zu sagen,
du wirst doch stets vergeblich fragen:
Wie hoch mag wohl der Himmel sein? —
Denn, Kind, das weiß nur Gott allein!

26. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüschse sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen und baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber und seine Kinder freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den kleinen Aeuglein zutraulich umher schauten. Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten.

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe.

27. Das Vogelnest.

Ein Vater kehrte einst an einem warmen Maitage mit seinen zwei Söhnen, Heinrich und Fritz, von einem benachbarten Dorfe zurück. Ihr Weg führte sie über einen flachen Hügel durch ein frisch angewachsenes Hölzchen, worin eine Menge Vögel trillerten und geschäftig hin- und herflogen. Die beiden muntern Knaben begnügten sich nicht, langsam neben dem Vater herzuwandeln, sondern sie durchstrichen die Gebüsche, übten sich im Wettlaufen und versteckten sich vor einander. Da hörte Fritz, der vor einem kleinen Fichtenbäumchen stand, hinter sich ein leises Flattern, sah sich um und bemerkte ein Vögelchen, das, durch ihn aufgeschreckt, aus einem in der Nähe stehenden Nestchen flog. Eilend sprang er hinzu und sah mehrere hellgrüne Eierchen mit bräunlichen Punkten in dem Nestchen liegen. Nun rief er fröhlich auch seinen Vater und den Heinrich herbei, um ihnen den herrlichen Fund zu zeigen.

Weißt du denn auch, lieber Fritz, redete ihn der Vater an, was das für ein Vogel ist, dem dieses Nestchen gehört?

O ja, Vater, ich habe ihn gesehen, es ist eine Grasmücke; sie hatte ein schwarzes Köpfchen und war braun und weißgefleckt.

Nun es freut mich, dass du das aus der Naturgeschichte so gut behalten hast; aber siehst du denn nicht noch etwas Merkwürdiges in dem Neste?

Ich sehe nichts, mein Vater. —

Aber ich, — fiel ihm Heinrich in's Wort. — Siehst du denn das Ei nicht, das weiß aussieht, und größer als die andern ist?

Ich sehe es wohl, aber ich hielt es für ein Ei der Grasmücke.

Das ist es nicht, mein Sohn, sondern es ist das Ei eines andern Vogels, den ihr beide kennt, und der euch durch das Rufen seines eigenen Namens schon manchemal belustigt hat.

Ach, des Kuckuks! Aber warum liegt denn sein Ei in diesem Neste?

Sieh, lieber Fritz, der Kuckuk macht es, wie viele große Herren; er will seine Kinder nicht selbst erziehen, sondern lässt Andere dafür sorgen. Deshalb fliegt er hin in die Nester der kleineren Vögel, legt jedesmal eines seiner Eier in ein Nestchen und fliegt dann wieder davon. Die kleineren Vögel nun freuen sich herzlich über die Gnade, die ihnen der große Herr Kuckuk

erzeigt, nehmen ihn gastfreundlich auf und sorgen für sein Ei, wie für die ihrigen. Schlüpft nun der junge Gast aus, so sitzt er stets hungrig mit aufgesperretem Schnabel da, und die Grasmücken haben den ganzen Tag Futter zu suchen, wenn sie ihn sättigen wollen. Ja er verdrängt sogar die jungen Grasmücken aus ihrer kleinen Wohnung, daß sie umkommen müssen, damit nur er Platz hat. Aber auch selbst dies kümmert die sonst so zärtlichen Eltern nicht; sie sorgen nur mit desto mehr Liebe für ihren gefräßigen Zögling, bis er selbst ausfliegen kann.

O die lieben Thierchen!

Aber der Kuckuk ist doch sehr undankbar, daß er den Grasmücken ihre eigenen Kinder entreisst und dann, ohne sich um seine Eltern zu bekümmern, davon fliegt.

Liebe Seele, sagte der Vater, du wirst oft in deinem Leben erfahren, daß dir Gutes mit Undank gelohnt wird. Aber wir sollen ja nicht Gutes thun, um belohnt zu werden. Suche deinen Lohn in dir selbst; du wirst nach einer guten That eine innere Zufriedenheit empfinden, die dir ein schöner Lohn sein wird, und dann ist ja auch ein Vater im Himmel, der dir einst reichlicher vergelten wird, als dir Menschen vergelten können.

28. Ludwig und Karl.

L. Gib Acht! gib Acht, Karl! daß du nicht fällst! Was gib't's? Du bist ja voll Eile!

K. Zuck! Heisa! Zuck! Heisa! O Ludwig! Ludwig! wüßtest du, was ich weiß! Du würdest dann auch springen und jubeln!

L. Sag' es mir, was du weißt, dann sollst du gleich sehen, daß ich auch springen und jubeln kann.

K. Ich komme so eben aus dem Gebüsch, das hinter unserm Garten liegt. O Ludwig! wenn du wüßtest, was ich dort gefunden! Ach, was sehr Unangenehmes!

L. Sag' es mir, so weiß ich es!

K. (heimlich und leise.) Ich will dich hinführen und es dir zeigen, was ich gefunden habe. Aber du mußt ja still schweigen, und keiner Seele etwas davon sagen.

L. Ich will verschwiegen sein, wie das Grab.

(Karl ging nun mit Ludwig in das Gebüsch und führte ihn zu einem Strauche, in welchem sich ein Nest mit kleinen Vögeln befand.)

K. Sieh', lieber Ludwig, sieh'! Ein Nest mit kleinen Vögeln!

L. Und was willst du nun mit diesem Neste und den kleinen Vögeln machen?

K. Was ich machen will? Ich will das Nest mit den Vögeln nehmen und es nach Hause tragen.

L. Wie, Karl, das könntest du thun? Dauern dich die armen Thierchen nicht?

K. Warum sollten sie mich dauern? Ich will ihnen ja kein Leid anthun; ich werde sie sorgfältig füttern, es soll ihnen an nichts fehlen.

L. Es wird ihnen sehr viel, es wird ihnen die Mutter fehlen. Wie wäre dir zu Muthe, wenn dich Räuber fortschleppten?

K. Das mögen sie bleiben lassen! Ich mag mich nicht fortschleppen lassen! —

L. Aber wenn sie versprächen, für dich gut zu sorgen, so dass es dir an nichts fehlen sollte?

K. Nein! nein! sie sollten mich in Ruhe, sie sollten mich da lassen, wo ich bin! Bei meinen Eltern bin ich am besten aufgehoben.

L. Und doch möchtest du selbst ein Räuber werden, und diese armen Vögeln ihren Eltern rauben? Es ist ihnen nirgends wohler, als da, wo sie jetzt sind. Wenn du sie auch noch so sorgfältig fütterst, sie würden schwerlich mit dem Leben davon kommen. Nur die Eltern dieser Thierchen wissen sie am besten zu pflegen. Sieh' nur, wie die Mutter ängstlich herumflattert! Höre nur, welche Klage töne sie anstimmt! Sie glaubt, man wolle ihr ihre Jungen rauben, und ist voll Angst. Karl, willst du ihr wirklich die Jungen rauben?

K. (gerührt) Nein, Ludwig, das will ich nun nicht mehr. Die Jungen sollen bleiben, wo sie sind. Komm, lass uns zurückgehen, damit die Alte wieder zu ihren Kleinen kommen kann!

(Die Knaben entfernen sich.)

L. Nun ist die Alte wieder bei den Jungen. Hast du bemerkt, mit welcher freudigen Hast sie aus der Luft zum Neste herabschoß? Wie froh ist sie jetzt, dass sie noch ihre Kinder hat!

K. Mir thut es innerlich recht wohl, dass ich die jungen Vögel nicht davon getragen habe.

L. Du hast daran wohl gethan; darüber freut sich dein Herz. Leb' wohl, mein gutes Karlchen! Ich muss zur Arbeit!

K. Braver Ludwig, leb' wohl! Habe Dank, dass du mich abgehalten hast, einen Fehler zu begehen!

29. Das Vöglein und der Knabe.

Lieber Knabe, willst mich fangen? Schöne, schöne mein! Ach, ich seh's, dein heiß Verlangen sperrte gern mich ein; aber denke, lieber Knabe, dass ich eine Mutter habe, die mit Schmerz ihr Kind vermisst, das so gerne bei ihr ist.

Denke, wenn ein Räuber käme, so in roher Lust, ohne Mitleid fort dich nähme von der Mutterbrust; achtend nicht auf alles Klagen, wollt' er weg den Knaben tragen, sperren ihn so einsam ein — sag', wie würde da dir sein? —

Leben hat mir Gott gegeben, eben auch wie dir; und noch höher als das Leben gilt die Freiheit mir. Hier, in Gottes Welt, im Freien darf ich mich des Lebens freuen: und was Gott mir gern verlieh'n, darf der Mensch mir nicht entzieh'n.

Nein, ich will dich nimmer fangen! Vöglein, bleib' in Ruh'! bleib' im kindlichen Verlangen bei der Mutter du. Lass nur wachsen dein Gefieder; lerne fliegen, lerne Lieder, sing' sie bald im schönen Chor uns im freien Walde vor!

30. Die kluge Maus.

Eine Maus kam aus ihrem Loch und sah eine Falle. Aha! sagte sie, da steht eine Falle! Die klugen Menschen! Da stellen sie mit drei Hölzchen einen schweren Ziegelstein aufrecht, und an eines der Hölzchen stecken sie ein Stückchen Speck. Das nennen sie dann eine Mausefalle! Ja, wenn wir Mäuschen nicht klüger wären! Wir wissen wohl: wenn man den Speck fressen will, klapps! fällt der Ziegelstein herunter und schlägt den Näscher todt. Nein, nein, ich kenne eure List!

Aber, fuhr das Mäuschen fort, riechen darf man schon daran. Vom bloßen Riechen kann die Falle nicht zusallen. Und ich rieche den Speck doch für mein Leben gern. Ein Mäuschen riechen muss ich daran!

Es lief unter die Falle und roch an dem Specke. Die Falle war aber ganz lose gestellt, und kaum berührte es mit dem Näschen den Speck, klapps! so fiel sie zusammen, und das lusterne Mäuschen war zerquetscht.

Wenn du deine Lusternheit nicht ganz und gar zu bekämpfen verstehst, so bringt sie dich doch immer noch in Gefahr.

31. Maria und ihr Lämmchen.

Maria mit dem Lämmchen geht auf grüner Weid' hinaus.
Hier spiel' im Klee, ich pflück' indess der Mutter einen Strauss.

Hier bleibe du, mein liebes Lamm, geh' nicht zum Bache
dort, du fällst vom hohen Ufer leicht, die Welle reißt dich
fort.

Lieb Lämmchen denkt in seinem Sinn: Das geht so eilig
nicht; ein Sprung steht mir noch immer frei, wenn gleich das
Ufer bricht.

Es trippelt hin, es trippelt her, schleicht nach dem Bache
fort, dort seh' ich schön're Blumen steh'n, der Klee ist fetter
dort.

Bleib', liebes Lämmchen! bleibe hier, geh' nicht von die-
sem Rain; sinkst du in jene wilde Fluth, kann ich dich nicht
befrei'n.

Das Lämmchen spricht: Falsch wär' der Bach? Er fließt
doch klar und hell; vergoldet von der Sonne Schein ist jede
kleine Well'.

Und immer weiter irrt das Lamm. Es blinkt die Fluth
so schön, die Blumen schimmern weiss und roth, die an dem
Ufer steh'n!

Maria ruft ihm warnend zu: O flieh' des Baches Rand!
Es zieht sich dort ein täuschend Bild tief in des Grundes Sand.

Schon ist es dort, und in den Bach es mit Verwund'ung
blickt; ein and'res Lämmchen steht darin, das ihm entgegen
nickt.

Wie schön bist du! ruft unser Lamm, ach könnt' ich bei
dir sein, und unter Blumen mich mit dir im hellen Bach er-
freu'n!

Und wie sich's immer tiefer bückt, und mit dem andern
spricht: da stürzt es in die tiefe Fluth, das lock're Ufer bricht.

Und als der Abend niedersank, kommt's Lämmchen nicht
zurück, Maria geht allein nach Haus, still mit bethrüntem Blick.

32. Die dunkelblaue Wiese.

Water. Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese —

Emil. Water, das ist dein Spaß; eine solche gibt's ja
nicht; die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Water. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist grö-
ßer, als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Water?

Water. Du und ihr alle habt sie gesehen und bekommt sie
alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen, Jahr aus Jahr
ein, einen Tag wie den andern, eine unzählbare Menge großer
und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts dort wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer fressen nicht und hungern auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas; das sind gewiss keine lebendigen Schafe, denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

B. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahre, und immer sind sie noch so, wie ehemals, ob sie gleich weder hungern noch dursten.

Ida. Ueber tausend Jahre werden keine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor. Die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens nur vierzehn Jahre alt.

B. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind. Und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend und golden, dass die Schafe in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind?

E. In Spanien! in Spanien! Sieh, Vater, ich hab's gemerkt!

B. — dass die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Heerde hat goldene Pelze.

Die Kinder sahen sich einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, solche gibt es nicht. Schafe mit goldenen Fellen! Wie könnten die schwachen Thiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben.

B. Es ist mein Ernst, Kinder. Die Felle schimmern wirklich, wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreut.

E. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

B. Sie sind zwar den ganzen Tag auf der Weide, aber man sieht sie nicht; auch hat sie noch Niemand schreien hören.

J. Wenn aber der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

B. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

U. Einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Acht geben? Wie sieht er denn aus?

B. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er wohl

weit länger, als tausend Jahre, die Heerde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen und hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer neu.

E. Mein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein.

J. Der muß ja weder stehen noch gehen können, und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

B. Er steht nie still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

L. Vater, er schläft gewiss, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen.

B. Seine Hunde? — Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

L. Aber eine Schalmel hat er doch und bläst darauf?

B. Eine Schalmel zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich.

L. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, der über tausend Jahre alt ist; der ein Horn hat und nicht blasen kann; der nie schläft und immer munter ist: das begreife ich nicht.

E. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo diese Wunderschafe gehen?

B. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

J. In der Luft also, Vater, in der Luft?

B. Ja, da liegt sie.

J. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?

B. O ja! meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fliegen, und fallen nicht herunter.

L. Nun, die möchte ich fliegen sehen!

B. Du kannst sie alle Tage gehen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

E. Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind; aber der Hirt —

B. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus; denn dort kommt er eben herauf.

Alle Kinder. Der Mond! der Mond! O, nun wissen wir's! Und die Sterne sind die Schafe; und die blaue Wiese der Himmel! Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch eins! Es war so hübsch; noch eins!

B. Morgen, Kinder.

33. Hirt und Heerde.

Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der gold'ne Mond, der hinter unsern Bäumen am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend, wenn Alles schlafen will, hervor aus seinem Hause zum Himmel leis' und still.

Dann weidet er die Heerde auf seiner blauen Flur; denn all' die lieben Sterne sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich nichts zu Leide, hat eins das andre gern, und Schwestern sind und Brüder da droben Stern an Stern.

Das will ich wohl mir merken, nicht trotzen mehr und schreien; will freundlich, wie die Schäfchen, und wie ihr Schäfer sein.

34. Der Mond.

Er steigt herauf in seiner Schöne, der heitre, sanfte, stille Mond, und sieht in's Kämmerlein herunter durch's Fenster, wo so lieb und munter das fromme, fleiß'ge Kindlein wohnt.

Er bringt dem Kindlein stillen Frieden in's gute Herz, zur guten Nacht, und spricht: Gott grüße dich auf Erden! Er lass dich immer besser werden, bis er dich dort zum Engel macht! —

Das spricht der Mond zum guten Kinde; zum bösen aber sagt er so: Du hast genug die Zeit verschwendet, dich heute nicht zu Gott gewendet; dein Herz sei diese Nacht nicht froh! —

Die Rede schreckt das Kind zusammen; es will nicht gern verlassen sein; es fühlt der Reue tiefe Schmerzen, und schläft, gebessert nun im Herzen, im Fleh'n und Beten endlich ein.

Nun mag der Mond ihm wieder kommen: es sieht ihn gern, wie er das Kind. O komme immer so, du Lieber, und scheine deinen Gruß herüber in's Kämmerlein, wo Kinder sind!

35. Die Sterne.

Ich sehe so fröhlich und gerne zu euch auf, ihr funkelnden Sterne, ihr lieblichen Kinder der Nacht! Ihr schimmert so freundlich hernieder und wandelt in Eintracht, wie Brüder, und lobt den Gott, der euch gemacht!

Wie? Wohnen auch Brüder dort oben, die mit mir den Gütigen loben, der Sonnen und Erden erschuf? Seid gut, ihr Brüder in Sternen! Gut sein und lieben und lernen, das ist's ja, wozu er uns schuf!

36. Vom Staate.

Mann und Frau, ihre Kinder, Knechte und Mägde zusammengenommen nennt man eine Familie. Das Haupt einer Familie heißt Hausvater oder Herr. Die Familien wohnen in Häusern. Liegen mehrere Häuser zusammen, deren Herren vom Ackerbau leben, so heißen die Häuser zusammengekommen ein Dorf, und haben die Einwohner des Dorfes das Recht, Jahrmärkte zu halten, so heißt das Dorf ein Marktflecken. Ist ein Ort mit Mauern umgeben; hat er das Recht, Jahrmärkte zu halten; sind Kaufleute und Handwerker darin, so nennt man einen solchen Ort eine Stadt. Liegt die Stadt am Meere, so heißt sie eine Seestadt. Treibt eine Stadt einen ausgebreiteten Handel, so nennt man sie eine Handelsstadt. Ist eine Stadt so mit Wällen und Gräben umgeben, daß sie sich gegen einen Feind vertheidigen kann, so heißt sie Festung. Alle Hausväter oder Herren eines Ortes nennt man die Gemeinde. Viele Gemeinden zusammengenommen bilden einen Staat. Alle Hausväter oder Herren eines Staates heißen Bürger. Die Bürger in den Dörfern nennt man Landbürger; die Bürger in den Städten Stadtbürger, auch bloß kurzweg Bürger. Jede Gemeinde hat eine Obrigkeit; in den Dörfern wird sie vom Schulzen und den Schöppen gebildet, in den Städten heißt sie der Magistrat, an dessen Spitze der Bürgermeister steht. Das Oberhaupt eines Staates nennt man Fürst, Landesvater, Monarch. Je nachdem ein Monarch einen größern oder kleinern Staat beherrscht, heißt er Kaiser, König, Kurfürst, Großherzog, Herzog, Fürst, Landgraf.

37. Wie eine Mutter ihr Kind beten lehrt.

M. Sieh, mein Kind, zu Gott, dem Herrn, nahen sich die Menschen gern, um zu ihm zu beten. Ueberall, wo wir nur sind, kann der Mann, der Greis, das Kind freudig vor ihn treten.

Hat der Mensch hier keinen Freund, der es ehrlich mit

ihm meint — nimmt er Gott zum Freunde. Dieser hilft und dieser gibt Allen, weil er Alle liebt, kommt, eh' man es meinte.

Drückt den Menschen eine Noth: klagt er sie dem guten Gott, denn er hilft so gerne.

K. Ach, lieb' Mütterchen, geschwind lehre mich doch auch, dein Kind, daß ich beten lerne.

M. Ja, das will ich, höre du mir mit ganzer Seele zu, merk' auf meine Worte. Nur mit Andacht, feierlich, nahe diesem Vater dich stets an jedem Orte.

Gib Gesundheit immerdar;
leite du uns Jahr für Jahr,
Gott, durch deine Gnade!
Laß die guten Eltern mir
noch recht lange leben hier,
segne meine Pfade.

Habe ich nicht recht gethan:
sieh' nicht meine Fehler an,
straf' nicht meine Sünden.
Deine große Vätertreu'
werde auch an mir stets neu,
Laß mich Gnade finden!

Laß mich sein ein gutes Kind;
immer recht und fromm gesinnt
will ich vor dir wandeln.
Nur nach deinem heil'gen Rath,
überall in Wort und That,
laß, o Gott, mich handeln.

Gib uns unser täglich Brot;
laß uns, kommen wir in Noth,
niemals von dir wanken.
Gibst du uns viel Gutes hier,
ach, so gib, daß wir auch dir
herzlich dafür danken.

Schlafe oder wache ich,
guter Gott, beschütze mich!
Dir bin ich ergeben.
Ja, in deiner Allmachtshand
sei das ganze Vaterland,
sei auch unser Leben.

Segne meiner Eltern Fleiß!
Uns zum Glücke, dir zum Preis
gib, Herr, das Vollbringen.
Dir, dem Gott der Herrlichkeit,
sei der reinste Dank geweiht;
dir will ich lobsingen!

38. Das Tischgebet.

An der Tafel im Gasthaus zum goldenen Stern
waren beisammen viel reiche Herr'n.
Vor ihnen standen aus Ruch' und Keller
gar lieblich lockend die Flaschen und Zeller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
und mehr noch begannen Gemüß und Braten
mit süßem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
ein Fremder mit seinem Mägdelein,
und setzte sich unten am langen Tisch,
um auch zu kosten vom Wein und Fisch.
Oben klickten die Löffel und Messer,
klangen die Gläser und scherzten die Esser.
Auf einmal tönt' gar hell und fein
eine Stimme in den Lärm hinein,
wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,

wie wenn im Wald ein Vogel singt.
 Und wie auch der Strom der Rebe rauscht',
 still wird es rings und Feder lauscht:
 der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
 der Kaufmann, der über die Bille geschmäht,
 die Wand'rer, die von Abenteuern
 gesprochen und von Ungeheuern,
 die Stuger, die von Pferd und Wagen
 und Hunden und Raben so gar viel sagen.
 Und wie sie schauen nach dem Orte,
 von woher bringen die lieblichen Worte:
 mit gefalteten Händen ein Mägdlein steht,
 und spricht sein gewohntes Tischgebet.
 Und, wie gedrungen von höherem Geist,
 falten auch sie die Hände zumeist,
 und horchen Alle recht mit Fleiße
 auf des stammelnden Kindes Weise.
 Drauf setzt es sich nieder mit stiller Freude,
 und achtet nicht auf all' die Leute.
 Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
 thaten sich oft noch daran erinnern;
 und mancher hat wieder gebetet fortan,
 was er schon lange nicht mehr gethan.

39. Das Gebet des Herrn.

Im Kopfe und Herzen trug früh und spät die kleine Minna des Herrn Gebet, und wurden die Kleinen ihr noch so klein, nie schloß sie bei diesem Gebete ein.

Und wenn für des Kindes schwachen Verstand sich drinnen auch manches Dunkle befand; dann bat der Kleinen schmeichelnder Mund: Thu', Mütterchen, mir die Erklärung kund!

Der Mutter Lehre war reicher Gewinn für ihren empfänglichen kindlichen Sinn, mild, wie belebender Frühlingschein, sank jedes Wort ihr in's Herz hinein.

Einst hatte ihr Bruder sie tief betrübt, zerbrochen ein Spielzeug, das sie geliebt; und war sie auch sonst ein versöhnlich Kind, so war sie ihm diesmal doch böß gesinnt.

Da, als sie, gebettet zum Schlummer der Nacht, das Vaterunser betete sackt, ergriff sie plötzlich Rührung und Scham, als sie zu der kindlichen Bitte kam:

„Vergib uns, o Vater, voll Lieb' und Huld, wie wir dem Nächsten vergeben die Schuld!“ — Da fiel ihr die Lehre der Mutter ein: „Des Bruders Fehler sollst gern du verzeih'n!“

Und still erhob aus dem Bettchen sie sich; mit leisem Tritt sie zum Brüderchen schlich, sie küßt ihm die Wange und weinte sehr, sprach freundlichen Sinn's: Ich zürne nicht mehr!

Und als sie nun jetzt mit Lieb' und Bedacht ihr kindlich Gebet zu Ende gebracht, umfing sie beruhigt des Bettchens Flaum und spielte mit Engeln im süßen Traum.

40. **Laßet die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen!**

Eh' die Sonne verschwindet vom Himmelszelt,
eh' uns umhüllet die Nacht,
sei Friede mit der ganzen Welt,
mit jeglichem Feind gemacht!
Wer Zorn und Haß über Nacht behält,
wer weiß, ob er morgen erwacht?

41. **Abendglöcklein.**

Glöcklein, Abendglöcklein, läute
Frieden, Freude
allen Menschen zu.
Pelle laß dein Lied erschallen,
und bring' Allen
eine sanfte Ruh'.
Ruhe dem, der sorgt und weint,
Ruh' dem Freunde und dem Feind;
allen Lieben bringe du
Ruhe, und mir auch dazu!

42. **Gute Nacht!**

Du bist nun müd', es ist schon spät,
du mußt zur Ruh' dich legen;
doch, Kindlein, eh' zu Bett es geht,
sprich noch den Abendsegen:
an ihn, der treulich für dich wacht,
sei früh und spät zuerst gedacht! —
Dann: gute Nacht!
Jed' Vöglein singet, eh' es ruht,
noch einmal seine Weise;
und glaube nur: das Vöglein thut
es auch zu Gottes Preise.
Jed' Blümchen zeigt in seiner Pracht
Sich einmal noch, entschläft dann sacht. —
Dann: gute Nacht!
Und wenn du sein gedacht, mein Kind,
dann leg' dich ruhig nieder:
es fliegt zu dir herab geschwind
mit glänzendem Gefieder
ein Englein, das dir freundlich lacht
und dir manch schönen Traum gebracht. —
Dann: gute Nacht!

43. **Bier Briefe.**

Guter Paul!

Wie bange ist mir doch, seitdem ich nicht wieder das Glück habe,
täglich in Deinem Umgange zu sein! Wie oft wünsche ich, Dir münd-
lich sagen zu können, was ich gesehen, gehört, gelernt habe! Aber da
ist der lange Weg dazwischen, der mich von Dir scheidet, und ich muß

es für mich behalten! Jetzt ist mir aber ein Gedanke eingefallen, welchen in's Wert zu setzen uns etwas Leichtes und Erfreuliches sein, und uns einander gleichsam näher bringen wird. Wir wollen Einer dem Andern abwechselnd das Schreiben, worüber wir sonst mündlich zu sprechen pflegten. Was meinst Du dazu? Antworte doch darüber recht bald

Deinem

Eisleben, den 1. Januar 1849.

Karl.

Liebster Karl!

Mir ist es seither nicht anders ergangen, als Dir, und wie freut es mich daher, daß Du auf den Gedanken gekommen bist, der mir nicht eingefallen wäre. Freilich bin ich noch schwach im Schreiben, aber Uebung wird den Meister bilden. Mache mich nur so oft als möglich auf die Mängel in meinen Ausdrücken, auf Schnitzer in der Rechtschreibung u. dgl. aufmerksam und glaube nicht, daß ich Dir das übel nehmen werde! Nächstens schreibst Du mir ein Geschichtchen oder sonst etwas; nicht so? Es wartet mit Ungeduld darauf

Dein

Mannsfeld, den 8. Januar 1849.

Paul.

Lieber Paul!

Denke Dir, was ich am Montage für eine Freude gehabt habe! Als ich aus der Schule kam, nahm mich mein Onkel bei der Hand, führte mich lächelnd auf den Boden unsers Hauses, und was meinst Du, was mir da gleich in die Augen fiel? — Ein Taubenhäuschen, ach, gar ein niedliches Häuschen! Rund herum sind Nester gemacht, und über das Flugloch eiserne Stacheln, um den Besuch des Marders und Störkers hübsch abzuwehren. O, wärest Du bei mir und sähest die Freude

Deines

E., den

Freundes

Karl.

Glücklicher Karl!

Nun, das muß ich sagen, einen so guten Onkel, wie Du hast, besitzen nur Wenige. Er schenkt Dir, nach Deiner Beschreibung, ein so niedliches Taubenhäuschen und, wie ich an dem Tage merkte, zu Deinem Namenstage. Ich muß Dir also nachträglich noch meinen Glückwunsch bringen: möchtest Du in Deinen Taubenbehälter auch bald recht schöne Kropftauben bekommen! Nächstens werde ich Dich besuchen und Dir zwei prächtige Pfauentauben als ein kleines Angebinde mitbringen.

Dein

M., den

Freund

Paul.

44 Denk- und Sittensprüche.

1. Nur Eins ist noth: Kind, liebe Gott. 2. Vertrau' auf Gott: er hilft in Noth. 3. Höchst elend ist, wer Gott vergisst. 4. Gott sieht dich, Kind, drum scheu' die Sünd'! 5. Fromm, gut und rein,

drei Edelstein'. 6. Bescheidenheit das schönste Kleid. 7. Kind, wirst du roth, so warnt dich Gott. 8. Wer Gutes thut, hat frohen Muth. 9. Beim Eigensinn ist kein Gewinn. 10. Wer Lügen spricht, dem glaubt man nicht. 11. Ein gutes Kind gehorcht geschwind. 12. Wie Rosen blüht ein rein Gemüth. 13. Gebet und Fleiß macht gut und weiß. 14. Für Speiß und Trank dem Geber Dank. 15. Dass Mäntcher Böses thut, macht nicht das Böse gut. 16. Was soll glücken, muss Gott schicken. 17. Was ich selber thu', trau' ich Andern zu. 18. Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. 19. Ein neidisch Herz hat Dual und Schmerz. 20. Redlich sei des Herzens Grund, redlich spreche auch der Mund. 21. Fleiß bringt Brod, Faulheit Noth. 22. Geiz macht ein Herz zu Stein und Erz. 23. Christlich übet Edelmuth, wer den Feinden Gutes thut. 24. Betrage dich bescheiden; wer kann den Groben leiden? 25. Pünktlichkeit in allen Dingen, so wird Alles wohl gelingen. 26. Besser ist es einsam sein, als sich mit den Bösen freu'n.

Bweiter Abschnitt.

1. Schulfreude.

Zur Schule, zur Schule, ihr Brüder! Geschwinde verlasst das Spiel! Kommt alle! Nun lernen wir wieder der nützlichen Lehren recht viel.

Das Fleißigsein machet uns besser, macht, dass auch die Eltern sich freu'n. Wir werden ja älter und größer; drum müssen wir klüger auch sein.

Nichts soll uns zerstreuen, nichts stören; zum Plaudern, zum Leichtsinne kein Trieb; recht aufmerksam wollen wir hören, nur dann hat der Lehrer uns lieb.

Dann freuen wir spät uns der Tage, die einst unsrer Jugend entflohen; wir kennen nicht Reue, nicht Klage, und haben sehr reichlichen Lohn.

Wir nützen mit dem, was wir lernten, und schaffen des Guten recht viel. Jetzt säen wir, was wir dann ärnten: welch' schönes, welch' herrliches Ziel!

2. Die Kinderspiele.

Wer immer tändelt, immer spielt, darin des Lebens Glück nur fühlt, der wird nicht groß, nein immer klein, und noch als Mann ein Knabe sein.

Nur wer das wahre Leben misst und seinen Endzweck nicht vergisst, kann sich des besten Glücks erfreuen: als Mensch zu leben werth zu sein.

3. Scherz und Ernst.

In der Kindheit leichten Scherzen
flieh'n die Stunden leicht dahin,
und es ziemt den jungen Herzen
wohl der leichte, frohe Sinn;
aber wenn die Stunde schlägt,
sei zum Ernst auch aufgelegt.

Scherz und Ernst im Leben müssen
wechseln, wie der Wellen Lauf.
Immer kann's nicht munter fließen;
Bächlein hält ein Felsen auf.
Arbeit wechselte mit dem Spiel;
immer Scherz ist böses Ziel.

4. Die Feierstunden.

Ein Vater gedachte auszugehen und rief seine Kinder zusammen, um einem jeden seine Arbeit zuzuthellen. Einige hatten zu schreiben, die andern ein frommes Lied zu lernen; alle aber bekamen ihre Aufgabe und zugleich die Erlaubniß, sobald sie ihre Arbeit beendet hätten, im Garten zu spielen, bis daß er zurückkehren würde. Als nun der Vater Alles auf das Beste geordnet hatte, ermahnte er sie noch einmal zum Fleiß und begab sich hinaus auf die Felder.

Das Zimmer der Kinder aber stieß an den Garten. Die jüngeren blickten hinaus und sahen den goldenen Sonnenschein und die schönen Schmetterlinge, die über die Blumenbeete dahin gaukelten, und die bunten Bilder verlockten ihr Herz, und sie sprachen unter einander: Wäre es nicht gleich, wenn wir lieber zuerst unser Spiel trieben, und sodann an die Arbeit gingen? Dort draußen ist es so hell, und hier so eng und so düster! Habt ihr nicht vernommen, entgegnete der ältere, wie der Vater gesagt hat: Erst die Arbeit, und dann das Spiel? Ei, versetzten jene, wird nur Beides gethan, so kommt es wohl nicht darauf an, welches zuerst oder zuletzt geschieht!

Mit diesen Worten warfen sie ihre Bücher zur Seite und hüpfen leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die älteren blickten ihnen nach in die lockende Freiheit; aber sie ließen sich nicht irren, sondern arbeiteten fort still und schweigsam, so wie es der Vater befohlen hatte. Draußen aber stand die Sonne noch hoch, und die Luft war schwül. Die Kinder aber achteten der Hitze nicht, sprangen in wilder Jagd hinter den Schmetterlingen her und trieben allerhand unbändige Spiele und geberdeten sich, wie eine zügellose Schaar.

Als nun die älteren ihre Arbeit beendet hatten und sich zu den jüngeren in den Garten begaben, um sie an ihre Pflicht zu ermahnen, gedachten diese voll Schrecken ihrer Aufgaben. Des Vaters Strenge eingedenk, begaben sie sich ohne Widerrede in das Zimmer zurück; als sie aber die Bücher ergriffen, siehe, da

vermochte keines, weder zu lesen, noch zu schreiben, denn sie waren alle erhist und erschöpft, und die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler und dunkler im Zimmer. Sie traten an's Fenster; aber, ach, während sie trauernd hinausfahen, wanderten die glücklichen Geschwister in dem kühlen Schatten umher, die Blumen begießend und sich erquickend an dem linden, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß sie die schöne Feierstunde verschertzt hatten, griffen sie wieder zu den Büchern; aber sie vermochten nicht mehr, ihre Gedanken zu sammeln, und sie irrten, eins wie das andere, voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher.

Als nun der Vater zurückkam und die verlegenen Gesichter der Kinder sah, und wie sich das eine hinter das andere verbarg, berief er die ältesten und fragte: Was ist hier geschehen? Da trat einer derselben hervor und erzählte, was sich begeben hatte, und wie jene zuerst gespielt hätten, und dann zur Arbeit gegangen wären. Und wo sind die Arbeiten? fragte der Vater. Da rief einer der jüngeren unter Weinen: Vergib uns, o Vater! Wir waren erhist und zerstreut und vermochten nichts zu vollbringen, denn wir sahen die Freude der anderen. Ihr Unfolsamen! zürnte der Vater. Habe ich euch nicht gesagt: Nur nach gethaner Pflicht ziemt den Menschen Erholung? Warum wolltet ihr diese Ordnung verkehren? Seht, jede Uebertretung straft sich selbst! Die Fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit; ihr aber verlangt den Genuß vorher, und so blieb euch nichts, als die Arbeit sammt der Unlust zurück!

Mit diesen Worten führte er die Kinder zu den Büchern. Sie aber gelobten sich heimlich, nie wieder einen Feierabend im Voraus zu begehren.

5. Der Hund.

Der Hund ist ein rechter Freund des Menschen und gesellet sich zu ihm in allen Gegenden der Erde. Da ist kein Land so heiß und keins so kalt, wo nicht der Hund sich neben dem Menschen findet.

Nicht überall bellen die Hunde, wie bei uns; in zu heißen und zu kalten Ländern sind sie stumm. In heißen Ländern verlieren sie die Haare, dann sehen sie ganz kahl aus mit kupferrother Haut. Manche Völker essen das Fleisch der Hunde. Bei einem andern Volke aber, das weit oben wohnt, wo viele

Monate hindurch Schnee liegt, dienen die Hunde statt der Schlittenpferde. Will eine einzige Person reisen, so muß sie schon fünf Hunde vorsepannen. Auch ist's eine gefährliche Reise; denn die Hunde kümmern sich wenig um guten Weg, laufen über Stock und Stein und fragen nicht danach, ob ihrem Herrn im Schlitten das Gesträuch in's Gesicht schlage, stehen auch nicht still, wenn das leichte Fuhrwerk umwirft.

Bei uns richtet man den Hund noch zu ganz anderen Dingen ab, und Vieles thut er, ohne besonders abgerichtet zu sein. Man hat Hunde gesehen, welche mit einem Körbchen zum Bäcker, oder zum Kaufmann gingen und das holten, was man ihnen aufgeschrieben hatte; andere waren zum Betteln, oder gar zum Stehlen abgerichtet. Dass der Hund seinen Herrn und dessen Eigenthum wacker vertheidigt, ist eine bekannte Sache. Viele Beispiele lehren auch, dass durch Hunde schon mancher Dieb entdeckt worden ist; denn der Hund hat ein gar gutes Gedächtniß. Selbst Menschen hat der Hund gerettet, aus Wassersnoth und anderer Lebensgefahr. Ein Geschichtchen dieser Art wird euch gewiß willkommen sein.

„Ein vornehmer Herr, von seinem Bedienten begleitet, reisete durch die Schweiz, und sein Hündchen lief vor ihm hin auf dem Wege. Die Schweiz aber ist ein Land mit sehr hohen Bergen, und auf den Bergen liegt Sommer und Winter viel Schnee. Wenn aber beim Thauwetter der Schnee weicher wird, und oben der Wind einen kleinen Schneeball losreißt, so rollt der kleine Ball herab, wird immer größer und größer, stürzt endlich mit lautem Getöse in's Thal, und begräbt Häuser und Menschen. Solch ein ungeheurer Schneeball stürzte jetzt auf den Herrn und seinen Diener; das Hündchen aber war ein Stück voraus, und wurde gerettet. Kaum bemerkte das Thier, was geschehen war, so lief es zurück und kratzte im Schnee, winselte, heulte und kratzte wieder; aber sein Herr kam nicht aus dem seltsamen Grabe. Da lief das Thier weiter fort, bis es an ein Haus kam; hier suchte es die Leute darin an, wedelte mit dem Schwanz und stellte sich traurig, dass sie gar nicht wussten, was dem Thiere sein möchte. Es möchte nicht fressen, noch laufen, und lief nur immer wieder ängstlich nach dem Wege hin, von wo es gekommen war. Endlich gingen ihm die Leute nach, und da sie zu dem Orte kamen, wo der Herr nebst seinem Diener verschüttet lag, und der Hund hier abermal winselte und kratzte: so merkten sie es. Schnell

holten sie Hacken und Schaufeln herbei, und bald kamen die Lebendigbegrabenen zum Vorschein. Sie waren zwei Tage und eine Nacht verschüttet gewesen, und hatten freilich große Angst ausgestanden. Nun aber ward ihre Traurigkeit in Freude verkehrt, und sie liebkoseten das Hündlein, dass es kein Ende nahm. Der Herr ließ diesen treuen Hund nachher in Stein abbilden, und das Bild ist in der Schweiz zu sehen bis auf den heutigen Tag.“

6. Fortsetzung.

„Solch ein treuer Hausfreund des Menschen ist wohl werth, dass wir noch etwas mehr von ihm sagen. Darum will ich heute wieder eine Geschichte von einem Hunde erzählen, der viel Freude anrichtete.

„Nach Sonnenuntergang zu liegt ein großes Meer, und über dem Meere ein großes Land: das ist Amerika. Dorthin sind viele Europäer gezogen, haben sich Häuser gebaut und Felder bestellt. Die ersten Einwohner des Landes freuten sich nicht eben sehr über die fremden Gäste und zogen sich in die dichten Wälder zurück, woran es dort nicht mangelt; auch wollten sie nichts von der Religion und den Sitten wissen, welche die Europäer haben, und wurden deshalb von diesen Wilde genannt. In jenem Lande nun wohnte ein Mann, der auch erst hinübergezogen war, und sich in einem schönen Thale, durch welches ein prächtiger Strom floss, angebaut hatte. Er hatte 11 Kinder, und Vater und Mutter hatten die Kindlein sehr lieb. Eines Tages, da sie sich zu Tische setzen wollten, vermisste man den kleinsten Knaben, Dietrich genannt; Eltern und Geschwister rufen und suchen ihn nach allen Seiten, fragten bei Nachbarn und Freunden, aber Dietrich war nirgends zu finden. — Wie leicht konnte er in's Wasser gefallen sein, oder sich im nahen Walde verirrt haben! und da hatten ihn wohl gar die Wölfe oder die wilden Raken gefressen! — Das Essen wollte keinem schmecken; dem Vater standen Thränen in den Augen; die Mutter rang die Hände; Brüder und Schwestern weinten laut. Es ward Nacht, und das Knäblein war nicht gefunden. Am andern Morgen zogen Alle aus, um das Kind zu suchen, der Eine hierhin, der Andere dorthin — und Niemand blieb daheim, als eine alte Magd. — Unterdessen kam ein Wilder, der mit dem Hausherrn gut Freund war, und fragte: Wo ist mein Bruder? (Bruder aber nannte er seinen Freund, weil er

ihn lieb hatte, wie einen Bruder). Da sagte die Alte: Der hat sein Söhnlein verloren, und sie sind frühe ausgegangen, das Kind zu suchen; nun ist schon die Sonne wieder hoch am Himmel, und noch ist Niemand heimgekehrt. — Drauf sprach der Wilde: Laß uns auf dem Waldhorne blasen, daß sie heimkehren! Ich will das Kind suchen! — (Solch ein Waldhorn aber ist dort in jedem Hause, weil die Leute weit von einander wohnen; damit rufen sie einander zu, wenn Einer in Noth ist). — Da bliesen sie auf dem Horne, und der Vater kam. Nun ließ sich der fremde Mann die Schuhe und die Strümpfe geben, die der kleine Dietrich zu tragen pflegte. Mit dem Wilden war aber noch Jemand gekommen — ein großer Jagdhund nämlich; dem hielt er Dietrich's Schuhe und Strümpfe hin, sie zu beriechen. Dann gab der Mann seinem Hunde ein Zeichen, und das Thier ging nun in einem weiten Kreise um's Haus herum, immer die Nase auf die Erde haltend. Auf einmal bellte der Hund, als hätte er etwas gefunden, sprang in's Gebüsch, roch immer den Boden an, und so ging's in den Wald hinein, immer tiefer und tiefer, bis er verschwunden war. Wie mochte den armen Eltern zu Muthe sein! Wird er das Kindlein finden? lebend oder verhungert — oder von einem wilden Thiere zerrissen? — So verging eine halbe Stunde; da kam der Hund fröhlich aus dem Holze und sprang an seinem Herrn hinauf. Der ging nun mit dem Thiere in den Wald, und dieses führte ihn an einen Baum, wo der arme Dietrich lag, zwar noch am Leben, aber so müde, daß er kaum reden konnte; stehen und gehen konnte er gar nicht. Der Wilde nahm das Kind auf den Arm und trug es zu den Eltern. Das war eine Freude! Bald küßten sie das Kind, bald streichelten sie den Hund. Der Vater aber sprach: Lasset uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war verloren, und ist wieder gefunden worden.“ —

Wie gut und nützlich auch der Hund ist, so darf man doch nicht jedem Hunde trauen; denn manche sind beißige Thiere, und bisweilen werden sie gar toll. Der tolle Hund frisst und säuft nicht, bellt auch nicht, beißt aber Alles, was ihm in den Weg kommt. Er läuft immer seinen Weg fort, und dabei hängt ihm die blaue Zunge lang aus dem schäumenden Rachen; auch zieht er den langen Schwanz zwischen die Hinterfüße; sein Gang wird zuletzt taumelnd, und endlich stirbt das Thier unter Krämpfen. Wer von einem tollen Hunde gebissen ist, der wird auch

toll und muß sterben, wenn nicht bei Zeiten die Wunde ausgebrannt und ausgeschnitten wird. Darum siehe dich wohl vor und gehe fremden Hunden hübsch aus dem Wege, und im Spiele mit dem eigenen sei ja allezeit vorsichtig!

7. Gute Anwendung der Zeit.

Nichts vergeht geschwinder, als die Zeit; und dennoch ist für den Menschen nichts wichtiger, als sie. Jeder Augenblick, der nicht wohl angewandt wird, kann für verloren geachtet werden. Nur von der guten Anwendung unserer Lebenszeit, nicht aber von der Menge unserer Tage und Jahre, hängt unser Glück ab. Nur thätig, nützlich sein, Gutes denken und Gutes thun, heisst wahrhaft leben. Viel Gutes wirken, so viel als nur möglich ist, heisst lange leben. — Darum suche immer verständiger, weiser und besser zu werden, recht viel Gutes zu schaffen und auf jede dir mögliche Weise zu nützen. Mit jedem Augenblicke kommen wir dem Grabe näher; und nur dann lässt sich's gut sterben, wenn man gut gelebt hat.

8. Gebrauch der Zeit.

D braucht die Zeit!
Denn keine jener Stunden,
die einmal euch verschwunden,
ja selbst kein Augenblick
kehrt jemals euch zurück.

D braucht die Zeit!
Die Blüthe eurer Jugend
der Weisheit und der Tugend
mit wahrem Ernst zu weih'n,
wird nimmer euch gereu'n. —

D braucht die Zeit!
Denn Stunden müßig zählen,
das heißt sich selbst bestehlen;
das Loos des Faulen ist
Verachtung, wie ihr wißt.

D braucht die Zeit!
Das Gute stets verschieben,
heißt nicht das Gute lieben.
Jetzt ist die Zeit der Saat
für jede gute That!

D braucht die Zeit!
Von eurem ganzen Leben
müßt ihr einst Antwort geben;
der Mensch am Greisestab
legt selten Fehler ab.

D braucht die Zeit!

9. Der Bettler.

Habt Erbarmen, habt Erbarmen! Gebt mittheilig doch mir Armen
Seht mein Elend, meine Noth! einen Pfennig oder Brod!

Schon zwei Tage kam kein Bissen
Speise, ach, in meinen Mund;
Steine waren meine Kissen,
und mein Bett der Wiese
Grund!

O, wie reich war ich als Knabe,
von den Eltern hochgeliebt;
aber, wehe mir! ich habe
sie bis in den Tod be-
trübt!

Ich verschmähte ihre Lehren,
achtete nicht ihre Gunst!
wollte nichts von Weisheit hö-
ren,
nichts von Wissenschaft und
Kunst.

Locker waren meine Sitten;
leer blieb immer Kopf und Herz;

fruchtlos war der Eltern Bitten.
taub war ich für ihren Schmerz,
Und sie starben. Statt zu sparen,
lebt' ich hin in Saus und
Braus;

und im dritten Sommer waren
schon verschwunden Hof und
Haus.

Und wie Rain mußt' ich fliehen;
ohne Ruh' irrte ich umher;
von der Menschheit ausgespöen
bin ich. — O wer gleicht mir,
wer?

Ach! mein Loos ist nun — zu
barben.

Traute Kinder, seht mich an!
Jammer, Elend sind die Garben,
die die Thorheit ärnten kann!

10. Die Mücken.

Als Fritz an einem Sommertage mit seinem Va-
ter im Felde war, um sich das Getreide zu besehen,
ward er einen Schwarm Mücken gewahr, welche
lustig durch einander schwärmten.

Diese kleinen Thierchen sind auch merkwürdig,
sagte der Vater. Sie haben einen zarten Leib, der
mit 6 langen, dünnen Beinen und 2 Flügeln versehen
ist. Statt der Hinterflügel haben sie 2 gestielte
Knöpfchen (Schwingkolben). Der Leib ist mit Schup-
pen und Haaren bedeckt; die Flügel sind durchsich-
tig und am Rande mit den feinsten Federchen be-
setzt. Durch das Reiben der Flügel entsteht im
Fliegen das Gesinge in der Luft.

Die Mücken haben einen kleinen runden Kopf,
grosse Augen, vielgegliederte, fadenförmige Fühler
und statt des Maules einen langen, gerade hervor-
stehenden Rüssel. In diesem Rüssel ist der vier-
fache Stachel verborgen, womit sie so empfindlich
stechen. Durch den Rüssel saugen sie Saft und
Blut ein, und wenn sie keine Oeffnung finden, so
stechen sie erst eine, in welche sie dann den Rüssel
hinein stecken und saugen.

Wenn man sich von einer Mücke in die Hand
stechen und sie ruhig saugen lässt, da sieht man,

wie sie sich nach und nach so dick voll Blut saugt, dass ihr Leib ganz roth davon aussieht. Aber die Mücken stechen nur im Sommer so arg; im Herbst stechen sie nicht mehr. Alsdann verkriechen sie sich in Keller und Gemäuer, und viele bringen den Winter in Erstarrung hin. Wenn aber im Frühling die Sonne wieder warm scheint, kommen sie auch wieder zum Vorschein und tanzen in Gesellschaft im warmen Sonnenschein.

Die Mücken legen ihre Eierchen in stehendes Wasser auf eine klebrige Materie. Aus den Eierchen werden erst kleine Maden, die sich im Wasser nähren. Nach und nach bekommen diese Maden einen dicken Kopf und einen haarigen Schwanz, dass sie immer noch im Wasser schwimmen können. Endlich verliert das Thierchen seinen Schwanz und seinen dicken Kopf, und es wird eine Mücke daraus, die sich nun mit ihren Flügeln in die Luft erhebt.

11. Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht in's Holz, wie ich gemerket habe, so sagte Fritz, ein kleiner munt'rer Knabe, und hüpf't, indem er dieses sprach, von seinem Jugendglück gerühret, von seinem Phylax angeführet, dem Vater schon von Weitem nach. Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke, dort wieder eine Mücke stach. Er schalt, und lief ein gutes Stück, dem bösen Schwarme zu entflieh'n; allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' er ihn. Gut! sprach er, stecht nur immer kühn; ich will es nicht umsonst bethauern, ihr findet heut' hier euer Grab. Erbittert bricht er Ruthen ab, und kämpft mit seinen Ungeheuern; allein sie fanden nicht ihr Grab; und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen, so stachen sie nunmehr, um sich zu rächen. Verwundet im Gesicht, an beiden Händen roth, eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm seine Noth. O sieh einmal, das nenn' ich stechen! Ich hab's bald so, bald so versucht! Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag, noch Flucht. Fritz! hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht. Geh' künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen, sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen. Denn wer mit kleinen Feinden ficht, der hat vor ihnen nimmer Friede;

am flüggeſten iſt, man achtet ihrer nicht, ſo werden ſie zuletzt des Streitens ſelber müde.

12. Die Fliegen.

Die Fliegen ſind auch unangenehme Gäſte, ſagte Auguſt, ſie laſſen den Menſchen nicht in Ruhe. Wozu gibt es nur ſo viel Fliegen?

Sie ſind auch nothwendig, erwiederte der Lehrer; denn ſie dienen vielen Vögeln zur Nahrung. Es gibt viele Arten von Fliegen, und manche ſehen bunt und glänzend aus.

Die Stubenfliegen, die wir nicht gern in unſeren Stuben haben, ſehen nicht ſchön aus. Sie haben 6 lange Beine und 2 dünne, durchſichtige Flügel. Statt der Hinterflügel haben ſie 2 Schwingkölbchen. An den Füſſen haben ſie ſo feine Häkchen, daſſ ſie ſich auch an einem Spiegel feſt halten können. Der ganze Leib iſt mit ſteifen Haaren beſetzt.

Der runde Kopf der Fliegen ſitzt dicht am Vordertheile des Leibes. Am Kopfe ſtehen 2 groſſe, gewölbte, unbewegliche Augen, die aus vielen kleinen ſechſeckigen Flächen beſtehen. Die 2 Fühler ſind dreigliederig. Das Maul der Stubenfliegen iſt wie ein Rüſſel, den ſie heraus ſtrecken und wieder einziehen können.

Die Fliegen freſſen von allen Dingen, die ſaftig und ſüß ſind, als: Milch, Obſt, Zucker, Käſe, Fleiſch und Brot. Wenn es etwas Hartes iſt, z. B. Zucker, ſo bringen ſie erſt ein Tröpfchen aus ihrem Maule darauf, daſſ es weich wird.

Wenn man den Fliegen zuſieht, da bemerkt man, daſſ ſie oft mit ihren Füſſen den Kopf, die Augen und die Flügel vom Staube reinigen.

Wo kommen aber die vielen Fliegen her? fragte Auguſt; man ſieht ſie ja im Winter nicht.

Die alten Fliegen, ſagte der Lehrer, legen Eierchen in ſolche Sachen, wovon ſie gern freſſen. Aus den Eiern werden kleine Maden, aus den Maden werden kleine Puppen, und aus den Puppen kommen die Fliegen hervor. Manche verkriechen ſich

auch im Winter und erstarren. Wenn aber die Sonne warm scheint, werden sie wieder lebendig und fliegen davon.

13. Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege: Geliebte Biene, sprich, was machst du, dass man dich auf keinem deiner Flüge verfolgt und jagt, wie mich? Vor jeder Hand muss ich mein kleines Leben hüten. Du schwingst dich frei empor, holst ungestraft aus Blüthen den Honigseim hervor; mir, streck' ich meinen Rüssel nach eines Armen Brod, nach eines Reichen Schüssel, mir droht sogleich der Tod. Ich glaube, könnt' ich stechen und mich so scharf, wie du, an meinen Feinden rächen: man liesse mich in Ruh'. Du irrst, versetzt die Biene. Was noch weit sich'rer mich in Schutz nimmt, ist, dass ich durch Fleiß den Menschen diene.

14. Schmetterlinge.

Ei, die schönen bunten Schmetterlinge, rief Karl, wenn ich sie nur fangen könnte!

Was wolltest du denn damit machen? fragte ihn sein Vater.

Ich wollte sie an eine Nadel stecken, antwortete Karl, denn das habe ich bei dem kleinen Fritz so gesehen.

Das kann dir noch nichts nützen, mein Sohn, sagte der Vater; da würdest du die Thierchen nur zum Spielwerk brauchen und martern. Ich will dir aber einige fangen, dass du sie besehen und kennen lernen kannst.

Ach ja, Väterchen, sprach Karl, wir wollen sie fangen.

Der Vater machte Karl bald das Vergnügen. Er nahm ein Fangeisen und ging mit ihm in den Garten. Hier fing der Vater bald einen Schmetterling, der der kleine Fuchs oder Nesselfalter genannt wird. Dieses Thierchen hat, wie du siehst, einen mit fuchsrothen Haaren besetzten Körper, einen kleinen Kopf, grosse Augen, 2 fadenförmige Fühler, an der Unterlippe 2 grosse behaarte Taster und einen langen Saugrüssel. Am Vorderleibe be-

finden sich 3 Paar Beine und 2 Paar Flügel. Der Hinterleib besteht aus mehreren Ringen. Sieh, sagte der Vater, diese bunten Flügel sind mit Staub besetzt, der sich leicht abwischt; aber jedes dieser Stäubchen ist wie eine kleine Feder gebildet und so fein, dass man sie nur durch's Vergrösserungsglas deutlich erkennen kann.

Diese flatternden Vögelchen nähren sich von dem Saft der Blumen und thun keinen Schaden. Sie leben auch nicht lange, legen ihre Eier an solche Oerter der Bäume und Sträucher, wo sie die Sonne ausbrüten kann, und sterben darnach. Aus diesen Eierchen werden Raupen, aus den Raupen werden Puppen, und aus den Puppen kommen wieder Schmetterlinge. Die schwarze, gelbgestreifte Raupe des kleinen Fuchses findet sich häufig auf Nesseln.

Einige Arten Schmetterlinge thun als Raupen, wenn sie in Menge da sind, grossen Schaden, denn sie fressen Laub und Blüthen von den Bäumen und verheeren ganze Kohlfelder. Solche sind: die Ringelraupe und der Weissling. Es ist nur gut, dass die Sperlinge und andere Vögel viele davon fressen und die Gärten davon befreien helfen.

15. Das Tagpfauenauge.

Lieber Morig!

O, was für einen wunderschönen Schmetterling habe ich heute gefangen! Unser Lehrer sagt, er heiße das Tagpfauenauge. Seine Flügel sind gezackt und rothbraun, mit aschgrauem Aussenrande. Jeder ist mit einem Flecken versehen, welcher so schön ist, wie die Augen auf den Schwanzfedern des Pfau's. Die Unterseite der Flügel ist schwarz mit einem gelben Punkte in der Mitte. Sein Leib ist braun und behaart, die Fühlhörner sind keulenförmig und oben gelb.

Wenn Du einmal zu mir kommst, so sollst Du das schöne Thierchen sehen. Besuche daher recht bald

Deinen

Freund

Wilhelm Müller.

16. Der Seidenspinner.

Der Seidenspinner, der einzige dem Menschen nützliche Schmetterling, ist ein unansehnlicher Nachtfalter. Er ist weißlich mit 3 matten Querstreifen auf den Flügeln und zum Fluge wenig geschickt. Die Raupe ist nackt und weiß, hat einen kleinen Kopf und 16 Füße. Kaum sind die Schmetterlinge ausgekrochen, so fressen sie nicht, so saufen sie nicht, so fliegen sie nicht, sondern kriechen nur langsam herum, suchen sich noch an selbigem Tage zu paaren und beschließen nach wenigen Tagen ihr Leben schon wieder. Ehe es aber so weit kommt, legt das Weibchen seine Eier und zwar 200 bis 500. Man setzt es zu diesem Zwecke auf ein Papier, auf welchem die Eierchen, deren 20,000 etwa ein Loth wiegen, wie angeleimt kleben bleiben. Innerhalb 20 Tagen geht ihre anfängliche Farbe aus Gelblich in Bläulichgrau über und man kann sie in diesem Zustande in Briefen verschicken. Aufbewahren muss man sie an einem trockenen Orte von mittlerer Wärme, welcher vor Mäusen sicher ist. Im folgenden Jahre, sobald die Maulbeerbäume, von denen die Seidenraupe lebt, kleine Blättchen getrieben haben, bringt man die Eier in eine Stube, welche 14 Grad Wärme hat und vermehrt nöthigenfalls durch den Ofen diese Wärme täglich um einen Grad, bis man auf 22 kommt. Nun kriechen am 10. bis 11. Tage die ganz kleinen, schwärzlichen, etwas jetzt noch haarigen Räupchen aus, begeben sich alsbald an die frischen hingelegten Maulbeerblättchen und werden mit diesen an den Ort gelegt, wo sie künftig gefüttert werden sollen. Die Raupen darf man nie mit den Fingern anfassen; und da große Hitze ihnen ebenso nachtheilig ist als Kälte, so muss die Temperatur ihres Aufenthalts immer zwischen 15 und 22 Grad betragen. Die Fütterung der Raupen ist übrigens ganz leicht. Man braucht sie gar nicht einzusperren, denn sie bleiben freiwillig an ihrem Futter sitzen und fressen fast ohne Aufhören. Gibt man ihnen neues Futter, so legt man auf das alte ein durchlöcherteres feifes Papier mit frischen Blättern, alsbald steigt die ganze Gesellschaft durch die Löcher herauf, und die Ueberbleibsel der vorigen Mahlzeit werden nun sammt dem dabei befindlichen Mist weggeräumt.

Das Leben jeder Raupe, also auch die Fütterungszeit, dauert 29 bis 47 Tage, während deren sie sich 4mal häutet. Einige Zeit vor der Häutung frisst sie außerordentlich viel, um die alte Haut auszu dehnen, dann aber sehr wenig, gibt auch

ihren Mist von sich, damit der Leib dünn wird, befestigt dann die äußere Haut irgendwo mit Seidenfäden und kriecht aus ihr heraus. Dies strengt sie sehr an, wie man daraus erkennt, daß sie öfters während der Arbeit ruht und wie erstarrt ist. Ist die Zeit der Raupe endlich um, so hört sie auf zu fressen, hebt den Kopf öfters empor, wird am Halse runzelig, kriecht unruhig umher und beginnt endlich, wenn sie ein passendes Plätzchen gefunden hat, wozu man ihr Birkenreis hinzusetzen pflegt, sich einzuspinnen. Mit dieser Arbeit bringt sie 3 bis 4 Tage zu. Das Gespinnst, welches man Cocon nennt, ist von gelber oder weißer Farbe. Die ersten, äußeren Fäden bilden ein lockeres Gewebe (Floßseide). Dann folgt ein dichtes, eiförmiges Behältniß, welches aus einem einzigen 700 bis 900 Fuß langen Faden besteht, der sich abwickeln läßt, und woraus die gewöhnlichen Seidenfäden gezwirnt werden. Inwendig verfertigt sich die Raupe aus dem Reste ihres klebrigen Saftes eine dicke, häutige Hülle und verwandelt sich darin zur Puppe. Nach 2 bis 3 Wochen kriecht der Schmetterling durch ein in dem Cocon gemachtes Löchchen aus, wodurch der Zusammenhang des Fadens vielfach durchbrochen wird. Darum läßt man es aber auch nur mit denjenigen so weit kommen, welche man zur Fortpflanzung braucht. Die übrigen nimmt man am achten Tage ab und tödtet sie, indem man sie 3 Stunden lang von heißem Dampfe durchziehen läßt. Um die Cocons zu brauchbarer Seide zu verarbeiten, wirft man sie in heißes Wasser, haspelt den Faden ab, und zwirnt eine Anzahl Fäden zusammen. Die verwirrten oder kurzen Fäden verarbeitet man zur Floßseide. Im Durchschnitt geben 8 bis 9 Pfund Cocons ein Pfund Seide, und von 120 Maulbeerbäumen kann man so viel Raupen flütern, daß man jährlich wohl 12 Pfund Seide erzielt. Selbst Wohnzimmer können leicht so eingerichtet werden, daß sie zur Seidenzucht taugen.

So behandelt man den Seidenbau in Europa, auch in Deutschland. Das eigentliche Vaterland der Seidenraupe ist aber China, wo das Klima günstiger ist. Erst vor 1300 Jahren wurden Eier von der Seidenraupe nach Europa gebracht. Seidene Kleider waren bis vor wenig hundert Jahren so theuer, daß nur Fürsten sie tragen konnten.

17. Die Spinnen.

Eines Tages kam August zum Lehrer gesprun-

gen und sagte: Da habe ich etwas gesehen; eine Spinne haschte eine Fliege und machte sie todt!

Schon wieder ein Thier, sagte der Lehrer, das sich von den Fliegen nährt. Von diesem merkwürdigen Thierchen muss ich dir bei dieser Gelegenheit wohl noch etwas sagen.

Die Spinnen haben 8 Beine an dem Vordertheile ihres Körpers, und am Kopfe haben sie 6 bis 8 Augen. Die Fühlhörner fehlen. Der Hinterleib ist dick und rund und hängt nur durch einen schmalen Gang mit dem Bruststück zusammen. An jedem Fusse haben sie drei krumme, scharfe Krallen, womit sie sich auch an einem Spiegel anhalten können.

Die Spinnen sollen von dem Saft der Fliegen und Mücken leben; weil sie aber nicht fliegen können, so fangen sie dieselben mit List in einem Netze.

Es haben die Spinnen am Hinterleibe etliche Warzen, und darin ist ein zäher Saft, der an der Luft leicht trocken wird. Wenn nun die Spinne ein Gewebe machen will, so klebt sie ein Tröpfchen wo an, und so wie sie nun fortgeht, zieht sich der Saft aus den Warzen und wird ein feiner Faden. Solche Fäden zieht sie so ordentlich neben und über einander, dass daraus ein künstliches Gewebe wird, so fein, wie es kein Mensch machen kann.

Wenn nun das Gewebe fertig ist, setzt sich die Spinne ganz still hin und lauert, wie eine Katze auf die Maus. Und wenn nun eine Fliege oder Mücke unvorsichtig in ihr Gewebe fliegt, bleibt sie leicht mit den Füßen darin hängen. Sobald die Spinne das gewahr wird, läuft sie zu, umwickelt sie mit ihren Fäden und befestigt sie in ihrem Netze. Nun nährt sie sich davon und lauert auf einen andern Fang.

Es ist sehr unterhaltend, wenn man der Spinne bei ihrem Weben und bei ihrem Fange zusieht.

18. Die Spinne und der Seidenwurm.

Spinne: Ich spinne, Nachbarin, viel feiner doch, als du!

Seidenwurm: Kann fein; du spinnst sehr gut; allein wozu?

Spinne: Ich spinne mir ein Netz, und breiß es künstlich aus;

da kommen dann die Fliegen und die Mücken, und lassen sich darin bestreiken, und ich hab' einen königlichen Schmaus.

Seidenwurm: Die Kunst will ich dir nicht beneiden! Spinn' immerhin so künstlich und so fein; ich lerne nicht so viel, doch lerne ich nützlich sein, und spann noch nie zu Andrer Leiden. Geh, geh! ich kann dich nicht beneiden.

19. Der Maikäfer.

In den schönsten Tagen des Maimonats fanden sich auf einmal eine grosse Menge Maikäfer ein. Des Abends schwärmten sie umher und machten ein starkes Gessumme.

Das kleine Jettchen erstaunte darüber und bat die Mutter, einen zu fangen. Die Mutter fing einen und zeigte Jettchen den kleinen Kopf mit seinen 2 fächerförmigen Fühlern und seinen 2 grossen, vorstehenden, unbeweglichen Augen, den harten Schild und an der Mittelbrust die 2 braunen, hornartigen Vorderflügel oder Flügeldecken. Unter diesen braunen Decken liegen an der Hinterbrust die dünnen, häutigen Flügel (Hinterflügel), sagte die Mutter. Jetzt hob der Käfer die Flügeldecken auf, breitete die dünnen Flügel aus und wollte davon fliegen. Die Mutter fastete ihn und wollte ihn Jettchen in die Hand setzen. Aber Jettchen fühlte bald die scharfen Häkchen an den 6 Füssen und zog die Hand wieder zurück.

Fürchte dich nicht, Jettchen, er schadet dir nicht.

Aber, Mütterchen, wo kommen nur die Thierchen auf einmal alle her?

Sie kommen aus der Erde, antwortete die Mutter. Denn die Maikäfer legen ihre Eier in die Erde. Aus diesen Eiern werden erst gelbliche Maden, die sich in der Erde nähren. Nach und nach verändern sich dann die Maden, und es werden solche Käfer daraus, die aus der Erde im warmen Mai hervorkriechen und eine Zeit lang umher schwärmen. Die Maden, welche man Engerlinge nennt, sind oft den Feldern nachtheilig, weil sie die Wurzeln des Getreides abfressen, und als Käfer thun sie oft grossen Schaden. Denn, wenn sie in grosser Menge kommen, fressen sie das Laub von den Bäumen ganz ab.

Es gibt noch mehrere Arten von Käfern, die zum Theil sehr hübsch aussehen. Die aber, die im Monat Junius und Julius kommen, sehen fast ganz so aus, wie die Maikäfer; nur sind sie viel kleiner.

20. Albert an Karl.

Du hast mich gestern, lieber Karl, zu einem recht bösen Spiele verleitet. Wärest Du mir nicht ein so lieber Freund, so würde ich desshalb sehr böse auf Dich sein. Meine Mutter hat mich bitter getadelt, als ich mit dem armen Maikäfer nach Hause kam und ihr denselben etwas vorschnurren lassen wollte. Ihr Blick war so ernst, daß ich davor erschrak; und als sie mir mit harten Worten auseinanderlegte, daß es sehr grausam sei, Thiere zu martern, mußte ich bitterlich weinen. Ich erkannte meine Undarmherzigkeit und mußte mich zugleich wundern, wie ich so unverständlich hatte sein können, mich von Dir zu einem so albernen und lieblosen Spiele verleiten zu lassen. Ich hätte mir es wohl denken können, daß es einem so armen, unschuldigen Thierchen weh thun muß, wenn man es mit einer Nadel durchsticht. Auch von Dir ist es mir unbegreiflich, daß Du nicht so verständig gewesen bist, dies einzusehen. Hätte einer von uns dies erkannt, so würde gewiss ein Spiel unterblieben sein, wodurch wir unser Gewissen mit einer großen Schuld belastet und arg gegen den Willen des lieben Gottes gehandelt haben. Meine Mutter sagte, er habe auch die Thiere zur Freude geschaffen. Sie martern, sei daher eine schwere Sünde. Mir ist dies ganz klar geworden. Hoffentlich siehst auch Du es ein. Damit Du aber immer daran erinnert wirst, will ich Dir den Spruch mittheilen, den ich gestern noch lernen und dreifigmal abschreiben mußte; er heißt:

„Quäle nie ein Thier zum Scherz,
denn es fühlt wie du den Schmerz.“

Lerne auch Du ihn auswendig und schreibe ihn zur Strafe, daß Du mich verführt hast, vierzigmal ab. Morgen werde ich Dich besuchen und wenn Du gut gelernt und gut abgeschrieben hast, dann wird Dir Deine Verführung verzeihen.

Dein

betrübter Freund

Albert.

21. Mitleid gegen die Thiere.

Dies kleine Würmchen sollst' ich tödten, das ruhig hier auf Blumenbeeten, sich seine Nahrung suchend, kriecht und kurze Zeit sich nur vergnügt?

Nein, ungestört sollst du dich regen, sollst ungefränkt dich fortbewegen: der Gott, der mir das Dasein gab, sieht gütig auch auf dich herab.

Die Neigung, Freuden zu zerstören, sie würde täglich sich vermehren; sie wüchse dann in kurzer Zeit zur Härte und wilden Grausamkeit.

Ich will schon in den frühen Jahren das sanfte Mitgefühl bewahren; was Gott erschuf, sei's noch so klein, soll stets mir werth und heilig sein.

22. Der Ruhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, bemerkte er, dass einige reife Kirschen auf demselben sassen; die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da liess er das Thier allein und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon und brach in den Garten und frass Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste; Anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr enttäuscht, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und schlug und schmähetes jämmerlich.

Da trat der Vater, der Alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernstlich an und sprach: Wem gebühret solche Züchtigung, dir, oder dem Thiere, welches nicht weiss, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch' ein unbarmherziges Gericht, und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde? —

Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

23. Die Ameisen.

Die Ameisen haben einen dicken Kopf und starke Kinnladen. Ihre Fühler sind fadenförmig und gebrochen. Sie

leben in Gesellschaften, und eine solche besteht, wie bei den Honigbienen, aus Männern, Weibern und Arbeitern. Die beiden erstgenannten besitzen vier Flügel, welche weißlich und sehr zart sind; den Arbeitern fehlen sie. Die letzteren haben einen verborgenen hohlen Stachel, aus dem ein brennender Saft in die Wunde fließt. Sie wohnen zu Tausenden im lockern, trockenen Boden. In Wäldern legen sie einen Bau an, bestehend aus unzähligen, bedeckten Gängen. Sie tragen dazu allerlei Stoffe, als Grasfasern, Kiefern- und Fichtennadeln, Holzspänchen und Harzkörner zusammen. Früh und spät sind sie unermüdet thätig, und damit keine Verwirrung entstehe, so theilen sie die Geschäfte unter sich. Einige höhlen die Erde aus und legen Kammern an; andere tragen das Benöthigte herbei, und eine Anzahl verpflegt die Jungen. Man nennt den Bau, der von außen einem Hügel gleicht, einen Ameisenhaufen. Wenn man ihn zerstört, so geräth das ganze Volk in Aufruhr, macht aber auch gleich Anstalten zu seiner Wiederherstellung. Dabei sind die Eier, Larven und Puppen das Erste, was sie ergreifen und forttragen. Die Eier der Ameisen haben kaum die Größe eines Sandkörnchens. Sobald sie von dem Weibchen gelegt sind, werden sie von den Arbeitern aufgenommen und in besondere Kammern vertheilt. Nach wenigen Tagen kriechen kleine Maden aus diesen Eiern, und nun sind die Arbeiter ohne Unterlass mit ihrer Pflege beschäftigt. Die Larven werden zu Puppen, welche der Unkundige Ameiseneier nennt. Sie dienen manchen Vögeln zur Nahrung, besonders den Nachtigallen. Die Ameisen leben nicht immer im Frieden mit ihren Nachbarn. Ein Beobachter erzählt von ihnen Folgendes:

„Zwei Ameisenhaufen lagen etwa hundert Schritte von einander. Eines Tages bemerkte man auf dem Raume zwischen den beiden Wohnsitzen ein lebhaftes Gewimmel. Ganze Heere von Ameisen begegneten sich dort, und es erfolgte ein heftiges Gefecht. Auf einer Stelle sah man viele im Zweikampf begriffen, die einander mit ihren gewaltigen Zangen packten. Weiterhin erblickte man ganze Ketten von Ameisen, welche sich nach entgegengesetzten Richtungen fortschleppten und einander zu Gefangenen zu machen suchten; auch lagen ganze Schaaren von Todten da. Bei Einbruch der Nacht zog sich allmählig jede von den beiden Parteien in ihre Burg zurück; aber noch vor Anbruch des Tages wurde der Krieg erneuert.

Die täglichen Gefechte dauerten fort, bis heftige Regen eintraten, wovon die Erbitterung sich abkühlte und der Friede zurückkehrte."

Wie ernähren sich die Ameisen? Sehr possierlich. Viele gehen nämlich den Blattläusen und Schildläusen auf den Disteln nach, welche einen Honigsaft von sich geben. Die Ameisen stellen sich hinter eine dieser Insekten und berühren ihren Hinterleib abwechselnd mit ihren Fühlhörnern sehr geschwind, wie wenn man einen Triller auf dem Klavier schlägt. Dann gibt die Blattlaus sogleich einen Tropfen Saft von sich, den die Ameise verschluckt. Das wiederholt sie so oft, bis sie genug hat. Dann geht sie nach Hause. Viele Ameisen ernähren sich auch von Früchten oder von größeren Thieren, die sie nicht fortschleppen können, z. B. Würmer, Mäuse, todte Eidechsen u. dgl. Sie saugen ihren Saft aus, tragen ihn im Magen nach Hause und erbrechen ihn sodann in den Mund ihrer Kameraden. So hat jedes Thierchen seine Weise. Die letztere aber wollen wir den Ameisen nicht nachahmen, so sehr gewisse Leute zu Herzen nehmen möchten, was Salomo ihnen zuruft, wenn er sagt: Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne! —

24. Liebe die Arbeit.

Wer lange und glücklich leben will, muß wacker arbeiten. Arbeit würzet die Mahlzeit, befördert den Schlaf, belohnt mit Gesundheit, schützt vor langer Weile, bewahrt vor Thorheit und gibt frohen Muth. Für den Müßiggänger sind die Tage immer zu lang, für den Fleißigen zu kurz. Arbeit erhöht und vermehret die irdischen Freuden; sie macht auch stark im Ertragen der Leiden. Arbeit gibt Brot und Ehre, erwirbt uns Achtung, Liebe und Zutrauen bei den Menschen und, was über Alles geht, wenn wir dabei redlich gesinnt sind, den Beifall Gottes.

25. Arbeitsamkeit.

Arbeit macht das Leben süß, macht es nie zur Last; der nur hat Bekümmerniß, der die Arbeit hasst. Kräfte gab uns die Natur zu Beruf und Pflicht; leere Müßiggänger nur klagen, leben nicht.

Arbeit ist der Menschen Loos. — Ohne Muth' und Fleiß wird kein Mensch auf Erden groß; Ehre fordert Schweiß. Bei Gebet und Arbeit nur lebt man menschlich-schön; keinen Staub in der Natur sieht man stille steh'n.

Arbeit und Betriebsamkeit geben Ehr' und Brot. Müßiggang

und Schläfrigkeit sind schon halber Lob. Bei Geschäften wird man alt; Jeder hat uns lieb, doch den Faulen nennt man bald einen Tageieb.

Arbeit nur gibt frohen Muth und zufried'nen Sinn, schafft im Körper rasches Blut, lohnet mit Gewinn. O wer wollte nun wohl nicht gern geschäftig sein, nicht sein Leben seiner Pflicht gottgefällig weih'n?

26. Arbeit und Trägheit.

Der Strom ist breit und tief, der hier an den Hütten vorüberfließt; er trägt große, schwere Schiffe mit Masten und Segeln, und fischreich ist er auch; die Karpfen, Hechte, Schleien und Welse schwimmen gar lustig in seinen Fluthen umher.

Am Ufer dort stehen mehrere Häuschen. Das eine davon sieht sehr stattlich aus; es ist zwar nicht größer, als die übrigen, aber seine Wände sind reinlich, und das Gärtchen ist schön in Ordnung, und die Nege davor sind so sorgsam ausgespannt, daß sie schnell trocknen im Sonnenstrahl. — Gehst du in das Häuschen hinein, so lachst dich Alles an, das Hausgeräth, die saubern Gefäße, das reine Stübchen, die Mutter mit ihren Kindern, — Alles gefällt dir. In dem Häuschen wohnt ein Fischer, bieder, fleißig und arbeitsam früh und spät, und die Mutter mit den Kindern arbeitet auch, jeder nach seiner Art und auf seine Weise. Da schwebt denn ein Engel Tag und Nacht über dem Hause, der läßt die Noth nicht hinein.

Aber siehe, das Häuschen dort am Ende, — wie öde und wie wüßt blickt es her, ähnlich einem Knaben, der am Morgen mit wildem Haar und unreinem Gesicht und zerlumpten Kleidern zur Schule schleicht! — Der Jaun um den Garten ist hie und da niedergetreten, und es kann Jeder hinein! Laß ihn nur hineingehen, er findet doch nichts als Unkraut! — Der Giebel des Hauses wird nächstens einstürzen; die zerrissenen Nege liegen auf dem Hofe umher; — welche Unordnung! Schreite nicht in das Haus, — du erschreckst, so unsauber ist dort das Geräth, die Töpfe, Teller und Schüsseln, so unrein sind Stuben, Kammern, Mutter und Kinder. Und der Vater liegt fast den ganzen Tag auf der Bank und schläft. Niemand hat Lust zur Arbeit, und es geht Alles zu Grunde.

Da steht ein böser Geist vor der Thür, der treibt alles Arge hinein: Zanken und Fluchen, Lügen, Jammer und Noth. Bald wird er auch den Diebstahl hinein treiben.

Der böse Geist aber heißt: Trägheit.

27. Erklärung.

Sorgt nicht! sprach der Herr des Lebens,
sorgt nicht für den andern Morgen!
Gott, der Vater, wird schon sorgen;
sorgt der nicht, ihr sorgt vergebens.
Dieses heißt nicht: Leg' dich schlafen,
Gott wird Brot für Faule schaffen.
Reger Fleiß ist deine Pflicht,
ängstlich sorgen sollst du nicht.
Mit der Sorg' ist nichts gethan,
aber Arbeit nährt den Mann.
Thu' das Dein' und trau auf Gott,
er hilft dir in jeder Noth.

28. Ordnungsliebe.

Karl: Leih mir deinen Bleistift, lieber Ernst! den meinigen kann ich nicht finden. —

Ernst: Ja, wenn du ihn nicht verlierst, so will ich ihn dir leihen.

Karl: O, das ist schön! nur her damit! —

Ernst: Halt, nicht so geschwind! eher nicht, als bis du versprichst, ihn nicht zu verderben und mir bald wiederzugeben. Thue das, sonst bekommst du ihn nicht.

Karl: Nun gut, das will ich; aber wozu das? Wenn du denkst, daß ich ihn nicht wiedergebe, oder wofern du mich gar für einen Dieb hältst, dann behalte du deinen Bleistift für dich. —

Ernst: Nein, lieber Karl! das glaube ich nicht von dir. Aber denke nur an das Bilderbuch, das du von mir geborgt hattest — wie war das voll Flecken, da ich es wieder bekam! Ohne jedoch von diesem zu reden: Wie lange hast du es behalten! Als ich nach sechs Wochen mir es endlich selbst abholte, wie lange hast du suchen müssen, bis es sich endlich noch unterm Bette fand, . . . über und über voll Schmutz! . . . Und meine Reißfeder hab' ich noch nicht wieder, so oft ich dich auch erinnert habe.

Karl: Ach, die habe ich ganz vergessen! . . . Wo mag sie nur liegen? Ich will nachsehen! Du bekommst sie heute noch, wenn ich sie finde. —

Ernst: Nun, siehst du, Karl, wo du nicht Ordnung hältst, kann ich dir nichts mehr leihen. Wenn du auch noch so viel Sachen geschenkt bekommst, so fehlen sie dir doch immer, wenn du sie brauchen willst.

Karl: Ja, das ist's eben! Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen muß, so wollte ich's anders machen. —

Ernst: Wenn du es mir nicht übel nehmen willst, lieber Karl, so will ich dir sagen, wie ich es mache. In meiner Kammer und in meinem Schranke habe ich jedem Stücke von meinen Sachen ein besonderes Plätzchen angewiesen. Da darf es nicht von der Stelle, im Falle, daß ich es nicht wo anders brauche. Unterm Bette stehen die Schuhe und Stiefel, gleich daneben der Stiefelknecht und eine Schuhbürste. An der Wand hängt mein Rock, wenn ich ihn nicht auf dem Leibe habe; gleich daneben am Schranke hängt die Kleiderbürste. Im Schranke auf der rechten Seite des untern Faches stehen meine Lese- und Schreibbücher und andere Papiere. In der Mitte steht mein Schreibzeug; darin sind Federn, Bleistift und Kreide. Vor dem Schreibzeuge liegt meine Schiefertafel (es wäre denn, daß mein kleiner Bruder sie braucht), und auf dieser steht mein Farbenkasten . . . Im obern Fache stehen die Spielsachen; rechts in der Ecke die bunte Trommel, gleich daneben der große grüne Ball und die beiden kleinen überstrickten, dann ein Kästchen mit Soldaten; und so steht eines neben dem andern, jedes auf seinem bestimmten Plätzchen, bis zur linken Ecke hin. In das Schubfach lege ich Alles, was ich von anderen Kindern mir borge. Hab ich nun ein Stück davon nöthig, so lege ich es sogleich wieder an seinen bestimmten Ort hin. Sonnabends aber sehe ich allemal nach, ob Alles an seinem rechten Plage steht, wo nicht, so mache ich sogleich wieder Ordnung; dazu haben mich Vater und Mutter gewöhnt. Sie sagen immer: der Mensch ist nur insofern ein recht brauchbarer Mensch, in wie fern er pünktlich Ordnung hält in Allem, was er hat und thut.

Karl: Nun, das kann ich auch machen, so gut wie du. Von heute an (du sollst es sehen!) will ich meine Sachen immer in Ordnung halten, ebenso, wie du die deinigen. —

Ernst: Thue das, Karl! . . . Hier ist der Bleistift.

In Allem liebe ja die Ordnung; denn durch sie ersparst du überall dir Zeit, Verdruß und Müß'.

29. Der Flusskrebs.

Der Flusskrebs ist gegen 4 Zoll lang und 1 Zoll dick und ist statt der Haut mit einer harten (kalkartigen) Schale bedeckt, welche er jährlich abwirft und durch eine allmählig erhärtende Haut erneuert. Und zwar bildet diese Schale auf dem Rücken

einen platten Schild, welcher die Unterschiede zwischen Kopf, Brust und Bauch nicht wahrnehmen läßt. Der Krebs hat 10 vollständige und noch einige verkrüppelte Füße. An dem vordersten Paare befinden sich Scheren, womit er ziemlich derb kneipen kann. Verliert er ein Glied, z. B. eine Schere, so wächst dasselbe wieder nach, ja er bricht dieselben bisweilen selbst ab, um sich aus Gefahren zu retten. Nur den Schwanz kann er nicht verlieren, ohne zugleich das Leben einzubüßen, denn in denselben mündet der Nahrungskanal. Der Magen sitzt zwar nicht in dem Kopfe, wie Manche sagen, aber doch nahe genug daran, und hat eine Eigenschaft, welche er bei keinem andern Thiere besitzt, nämlich sich jährlich einmal selbst zu verdauen. Zur Zeit der Häutung bildet sich nämlich um den alten Magen herum ein neuer, welcher jenen ablöst und fortzuschafft. Dann finden sich auch die kalkartigen, auf einer Seite abgeplatteten Kugeln in dem Magen, welche man Krebsaugen nennt und in den Apotheken gebraucht. Die wirklichen Augen des Krebses sind nicht minder ausgezeichnet, denn sie sitzen auf 2 beweglichen Stielen, so daß also nicht das Auge selbst, sondern das Glied, woran es sitzt, sich nach dem zu betrachtenden Gegenstand hinwendet. Der Krebs lebt im Wasser, doch kann er kurze Strecken über das Trockene kriechen. Dies geschieht aber rückwärts, weil er sich diese Art des Gehens in den engen Höhlen an und unter dem Wasser, welche er gewöhnlich bewohnt, angeeignet hat. Daher der Ausdruck „den Krebsgang gehen.“ Auch sollte man meinen, ein Thier, welches in Bächen, Flüssen oder Teichen lebt, und seinen Hunger größtentheils mit Wassergewächsen und Wasserthieren stillt, müsse ein recht fertiger Schwimmer sein; das ist aber unser Krebs nicht. Er schwimmt selten und unbeholfen und natürlich rückwärts. Je schwüler der Sommertag ist, desto rüstiger rudern die lustigen Gesellen in ihrem Elemente umher. Die Fortpflanzung des Krebses geschieht durch Eier, welche das Weibchen unter seinem Schwanze angeheftet trägt. Die Zahl derselben kann sich auf 200 belaufen. Selten erreicht der Krebs wohl seine ganze Größe und sein mögliches Alter (man sagt 20 Jahre), denn es wird ihm außerordentlich nachgestellt. In den Monaten, deren Namen kein R hat, sind die Krebse am besten und werden in denselben mit allen möglichen Künsten gefangen und zu gutem Preise verkauft. Freilich lassen sie sich nicht lange aufheben, selbst im Wasser nicht, und abgestandene Krebse sind schlecht, oft ekelhaft.

Die einfachste Art des Fanges ist das Greifen mit bloßen Händen; sie läßt sich aber nur in ganz seichten Gewässern anwenden, und es gehört keine geringe Fertigkeit und Beherzttheit dazu, die Scheren der größeren Krebse zu vermeiden oder denselben zu trogen, zumal wenn man tief in die Höhlen hineinreichen muß. Leichter sind sie zu greifen, wenn man in dunkler Nacht mit einer Laterne oder Fackel über den Wasserspiegel leuchtet, dann kommen sie nämlich alle herbei und so nahe, daß man sie in der Mitte des Leibes fassen kann. An größeren Gewässern fängt man sie gewöhnlich mit einem tellerförmigen Netz, worauf eine Lockspeise, z. B. ein abgehäuteter Frosch, befestigt ist. Die Krebse machen sich, besonders wenn ein Gewitter am Himmel ist, so eifrig über diesen Schmaus her, daß sie keine Gefahr merken, und daß man sie bequem auf das Land schnellen und in einen Topf werfen kann. In einem solchen Topfe ist nun ein wunderliches Gewühl der schwärzlichen, vielsüßigen und heißigen Thiere. Die Köchin aber wirft sie in ein Gefäß mit siedendem Wasser, und in wenig Augenblicken sind die Krebse todt und bald darauf oft ziegelroth. Jeder Krebs, dessen Schwanz nach dem Sieden geradeaus steht, war, eh' er das kochende Wasser berührte, schon abgestorben, und muß, als der Schädlichkeit mindestens verdächtig, weggeworfen werden.

30. Der Wasserfrosch.

Der Wasserfrosch ist 3 Zoll lang und anderthalb Zoll breit. Die ganze Haut ist nackt, aber stets mit Schleim überzogen, welcher sich aus Vertiefungen absondert. Die Oberfläche ist grün, schwarz gefleckt, auf dem Rücken mit 3 gelben Längsflecken gezeichnet; die Unterseite weißlich. Der Kopf ist platt, breit, mit großen Augen versehen, das Maul rundlich und tief gespalten. Die Zunge ist vorn angewachsen und kann zurückgeschlagen werden, so daß sie zum Einschnappen von Insekten sehr dienlich ist. Das Athmen geschieht durch Hineinpumpen der Luft in die Lungen mittelst der Kehlmuskeln, daher die Kehle der Frösche in immerwährender Bewegung ist. Im ausgewachsenen Zustande hat der Frosch 4 Füße und gar keinen Schwanz; die Vorderfüße haben 4 freie Zehen; die Hinterfüße sind ungleich länger, haben 5 Zehen, welche durch Schwimmhaut verbunden sind, und dienen zum Rudern und Springen. Sein Blut ist roth, aber kalt. Die Eier sind ein Laich, wel-

cher schleimige Klumpen bildet; nach einigen Tagen werden sie größer, und man sieht darin das Zunge als ein rundliches Klügelchen mit einem Schwanz. Es lebt zuerst von dem Schleim, der die Eier einhüllt, bekommt aber bald Kiemen und schwimmt frei umher, wie ein Fischchen. Bald verlieren sich nun diese Kiemen, es zeigt sich ein deutlicher Kopf mit großen Augen, und mit seinem fischähnlichen Schwanz schwimmt das kleine Fröschchen lustig im Wasser umher und lebt vom Saft der Wasserlinsen. Nach einigen Monaten zeigen sich zuerst die Hinter-, dann die Vorderfüße, welche langsam aus dem Leib hervorwachsen; ist dies geschehen, so schrumpft der Schwanz ein, fällt ab, und der Frosch ist fertig, aber noch nicht ausgewachsen.

So angenehm uns auch das Quack, Quack, Gäkägäk! der Frösche, wenn wir es nach einem harten Winter zum ersten Male hören, klingen möge; so lieben wir doch später die unvereschämten Gesellen nicht sonderlich, weil sie uns, wohnen wir vielleicht in der Nähe eines ihrer Narrenhäuser, nur allzu oft den Schlaf von unserer Ruhestätte verschrecken. Das beste Mittel, sie zum Schweigen zu bringen, besteht in einer Laterne, der wir am Ufer ihres Wohnortes eine passende Stelle anweisen. Die Männchen sind übrigens allezeit die ärgsten Krümer. Wer sie gerade zu der Zeit, da sie ihre Stimme ertönen lassen, beobachtet, sieht gewiss auf jeder ihrer Halsseiten eine Blase, die sich sogleich nach dem Schreien wieder verliert. Eben diese Blasen, welche mit Luft angefüllt werden können, leisten ihnen (den Weibchen fehlen sie) ganz dieselben Dienste, wie den musikalischen Instrumenten die Resonanzböden. Gar sonderbar sieht es ferner aus, wenn sich die munteren Herren Frösche an dem milden Scheine der majestätischen Sonne laben; dann sitzen sie, wie bekannt, nach Art der Hunde, ziemlich aufrecht, blicken mit einem gewissen Anstand um sich, und fliehen ihren Schlupfwinkeln, weil sie sehr furchtsam sind, selbst bei dem geringsten Geräusch in ansehnlichen Sprüngen wieder zu. Ein solcher Sprung geht zuweilen 2 Fuß hoch und 5 Fuß weit. So scheu sie sich auf dem Lande zeigen, so dreist, ja so unvereschämt im Wasser. Zunge Enten zu ersäufen; Karpfen, Hechte u. s. w., wenn diese noch klein sind, anzupacken, dünkt ihnen, besonders wenn sich mehrere zum Raube vereinigt haben, keine zu gewagte Unternehmung. Dagegen ist auch wieder die Zahl ihrer Feinde sehr groß. Außer Hechten und Aalen, Reithern

und Störchen, Zitiffen, Maulwürfen u. s. w., von denen sie häufig und stets mit großem Appetit verzehrt werden, ist es fast in allen südlich gelegenen Ländern der Mensch, welcher ihnen, weil er gesottene und gebratene Froschschenkel zu seinen ausgesuchtesten Leckerbissen zählt, begierig nachstellt. Möcht er mit den armen Thieren doch auch nur weniger grausam verfahren! Ist es nicht unverantwortlich, dieselben, nachdem er ihnen die Hinterbeine abgeschnitten hat, gewöhnlich fortleben, und sich, ehe sie sterben, vielleicht noch wochenlang quälen zu lassen? Wir fangen sie übrigens bald in Netzen bei Fackelschein; bald vermittelt der Angel, an die wir ein rothes Lappchen, nach dem sie begierig schnappen, als Köder befestigt haben.

31. Die Kreuzotter.

Giftige Schlangen finden sich in unserm Vaterlande selten, so dass die Gefahr, durch dieselben gebissen zu werden, gar nicht in Vergleich kommt mit der in heißen Ländern. Dennoch fehlen auch diese Geschöpfe nicht ganz, und die Vorsicht gebietet, sie lieber durch Beschreibung kennen zu lernen und sich vor ihnen zu hüten, als es auf eine schlimme Erfahrung ankommen zu lassen. Die Kreuzotter ist die gemeinste unter den wenigen giftigen Schlangenarten Deutschlands, kenntlich an Gestalt, Farbe und Größe, denn sie ist 1 bis 2 Fuß lang und fingerdick, der Kopf ist hinten breit und durch einen dünneren Hals von dem Rumpfe geschieden. Auf dem Kopfe zeigen sich zwei schwarze Bogen, fast wie ein lateinisches X, daher der Name Kreuzotter. Ueber den graubraunen Rücken läuft ein schwarzer Zickzackstreifen. Sie findet sich an feuchten und waldigen Orten, zwischen Gesträuch und Felsgerölle, besonders häufig am Thüringer Walde. Sie sonnt sich gern an offenen Stellen auf Steinen und Holzstämmen, und frisst Würmer, Eidechsen, kleine Vögel und besonders Mäuse.

Ihr Biss ist nach der Menge des eingedrungenen Giftes und nach der Wärme der Jahreszeit mehr oder weniger gefährlich, und bei Vernachlässigung nicht selten tödtlich. Besonders sind solche Leute, welche Reifig, Beeren u. s. w. suchen, ihrem Bisse in Finger und Füße ausgesetzt. Denn durch das Leder der Schuhe dringt er nicht leicht. Ist man gebissen worden, so muss man die Wunde vorsichtig ausaugen oder ausschneiden, mit Milch, Lauge oder Urin waschen, das gebissene Glied un-

terbinden; auch kann man brennenden Schwamm oder eine glühende Kohle darauf legen. Auf jeden Fall aber muss man so schnell als möglich Hülfe bei einem Arzte suchen. Größere Thiere, wie Pferde, Rinder u. s. w., sterben selten an einem solchen Biss, sondern schwellen nur an und kränkeln eine Zeit lang. Mäuse dagegen sterben fast augenblicklich. Die Kreuzotter ist furchtsam und beißt nicht ungereizt. Aber man weiß freilich immer nicht, worüber einem solchen Thiere die Galle überläuft. Man kann sie leicht fangen, wenn man mit dem Stiefel auf ihren Hals tritt oder sie mit einem Gabelstocke an die Erde drückt, und sie dann am Schwanz in die Höhe hebt. Natürlich ist hierbei immer Vorsicht nöthig.

Im Winter verkriecht sie sich in Baumhöhlen, Steinhaufen, in Maulwurfslöcher und hält da einen Winterschlaf. Wegen der Vertilgung der Mäuse ist sie nützlich, doch wird man lieber andere weniger gefährliche Mäusevertilger haben. In der That braucht aber der Mensch sich nicht gar sehr um die Verminderung der Kreuzotter zu bemühen, wenn er nur die Feinde derselben gewähren lässt: den Bussard, den Storch, den Igel, selbst das Schwein. Von allen diesen wird die sonst gefürchtete Schlange ohne Nachtheil gefressen.

32. Genügsamkeit.

Wird vom Glück dir Ziel beschieden, nimm es froh und dankbar an; ist es Wenig, sei zufrieden und begnüge dich daran. Wechsel ist bei allen Gaben, die das Schicksal gibt und nimmt; sie sind, dauernd dich zu laben, von dem Himmel nicht bestimmt. Freuden, die uns stets begleiten, gibt die Tugend uns allein. Sie kannst du dir selbst bereiten, und sie bleiben ewig dein.

33. Der deutsche Handwerksbursche in Amsterdam.

Ein deutscher Handwerksbursche kam auf den seltsamsten Umwegen auf seiner Wanderschaft nach Amsterdam. Als er in die große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen, einem schwäbischen Grenzstädtchen gegen die Schweiz hin, bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die sechs Schornsteine auf

dem Dache, die schönen Gessimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Hause daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen? — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurzweg: Kannitverstan! und ging vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ipsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich Einen, der eben eine Kiste auf der Achsel herastrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. Kannitverstan! war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armes Geschöpf er sei unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen

langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, — und blieb, mit dem Hut in den Händen, andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Da machte er sich an den Lezten vom Zuge, ergriff ihn sacht am Mantel und bat treuherzig um Entschuldigung. Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht. Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Turtlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverstan! rief er aus, was hast du nun von allem deinen Reichtum? — Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsinken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Aht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit sein Abendbrot, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm: so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

34. Muth über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Leinweber, der saß täglich schon in aller Frühe in seiner Werkstatt und arbeitete. Und wie er denn allezeit fröhlichen Muthes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes weltliches oder geistliches Lieblein, je nachdem es ihm just um's Herz war; und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Haushahns bedurften, der sie aufweckte. Dies war

aber dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte; denn wenn der vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so musste er nach Mitternacht noch wach bleiben wegen des verwünschten Singsangs des Nachbarn. Er dachte daher ernstlich darauf, dem Unfuge ein Ende zu machen. Verbieten konnte er's ihm nicht; denn das Singen gehört, wie das Beten und Arbeiten, zum Hausrecht, darin Niemand gestört werden kann. Also musste er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen und fragte ihn, wie hoch er sein Singen anschlage? Der antwortete: So und so viel, und es war doch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr: Er wolle ihm einen Monat lang vorausbezahlen, nicht für das Singen, sondern dass er still sei und das Maul halte. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Der Leinweber dachte bei sich, leichter könne man sich's nicht verdienen; und er nahm das Geld und versprach, dass er still sein wolle, wie ein Mäuslein, in seiner Werkstatt. Als er mit dem Gelde nach Hause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze, und so viel, als er noch niemals beisammen hatte. Abends, ehe er schlafen ging, liebäugelte er noch ein gutes Stündchen mit seinem Schatze, und Nachts legte er es unter sein Kissen, damit es ihm nicht etwa ein Dieb rauben könnte; und um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe, und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen; und Morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern wie Blei; sein Kopf war wüth von Nachtwachen und Sorgen, seine Hand schwer und lässig, und versagte ihm den Dienst, und er durfte nicht singen. Die Zeit ging langsam und träg vorüber, so dass er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unser Leinweber. Herr, mit Vergunst, sagte er und warf das Geld hin, da habt ihr euren Plunder wieder: der Kobold lässt mich nicht schlafen. Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür und sang: Ein frischer, froher Muth geht über Geld und Gut. Trililum, tralarum!

Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! Gibt Gott mir nur gesundes Blut, so hab' ich frohen Sinn, und sing' aus dankbarem Gemüth mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher schwimmt in Ueberssuff, hat Haus und Hof und Selb; und ist doch immer voll Verdruss, und freut sich nicht der

Welt. Je mehr er hat, je mehr er will; nie schweigen seine Klagen still.

35. Zufriedenheit.

Zufrieden sein — große Kunst; zufrieden scheinen — bloßer Dunst; zufrieden werden — großes Glück; zufrieden bleiben — Meisterstück.

36. Frömmigkeit und Laster.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut, ist in der That ein großes Gut; uns hat es Gott gegeben. Ach, dankten wir doch Gott dafür in unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht; Geschenk und Gaben sind zu schlecht, weil Gott das Herz begehret. Wenn uns gefällt, was Gott gefällt, dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt; wer ihm gehorcht, der bleibt geschützt vor mancher Sorg' und Plage. Wer Gott verläßt, dies glaubet fest, hat nie zufried'ne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin; sich zu verbergen, muß er flieh'n von Vaterland und Hütte. Die Obrigkeit verfolgt weit des Bösen flücht'ge Schritte.

Die Unruh' seines Herzens geht mit ihm umher; und wo er steht, da nagt ihn Furcht und Kummer, der böse Rath, die böse That, verwehrt ihm Ruh' und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist, und Gottes Wohlthat nicht vergißt, ihn durch Gehorsam ehret, den schläget Gott in aller Noth; sein Segen wird vermehret.

37. Der Häring.

Wer kennt nicht diesen Seefisch, welcher, besonders einge-
gesalzen, eine eben so wohlschmeckende als der Gesundheit zu-
trägliche Nahrung für Arme und Reiche fast auf dem ganzen
Erdboden gibt? Der Werth dieses Fisches wird noch dadurch
erhöht, daß sehr viele Menschen von dem Fange, der Zuberei-
tung und dem Verkaufe desselben leben.

Der 8 bis 12 Zoll lange Häring hat nur eine Rückens-
flosse, sein Bauch ist unten scharf zusammengebrückt und hat
eine, durch die hervortretenden großen Schuppen sägeartig ge-
zähnte Kante; der Kopf ist fast dreieckig, das Maul klein, mit
kleinen angewachsenen Zähnen besetzt, die Kiemenspalten sind
weit und die Kiemenbögen wie Kämme gezähnt; sein Fleisch ist
mit zahlreichen feinen Gräten durchwebt. Er bewohnt vor-
zugsweise die Nordsee, ist aber auch in der Ostsee zu Hause.
Der gewöhnliche Aufenthalt der Häringe ist die Tiefe des Mee-

res, wo ihnen kleine Seethiere zur Nahrung dienen, zur Laichzeit verlassen die vollwüchsigen diese Meerestiefe und ziehen in unfäglich Menge nach Süden, um an den Küsten und Mündungen der Flüsse ihren Laich abzusetzen. Außer von den Menschen werden sie von Narwalen, Delphinen und anderen großen Seethieren verfolgt und vielleicht in gleicher Menge verschlungen, und doch ist keine Abnahme der Züge bemerklich, wohl aber eine Aenderung in den Richtungen. Im April, besonders aber im Mai und Juni, kommen die größten und stärksten Züge, sie bilden da ganze Bänke von ansehnlicher Tiefe, von 5 bis 6 Meilen Länge und 2 bis 3 Meilen Breite, die oft so dicht sind, daß eingeworfene Lanzen dazwischen stehen bleiben und man sie mit Eimern und Händen schöpfen kann. Die Boote, welche bei dem Fang gebraucht werden, sind sehr lang und von Kriegsschiffen begleitet, zum Schutz und zur Aufnahme der Kranken. Die großen Netze, womit die Häringe gefangen werden, haben eine Länge von 1200 Fuß und sind von Seide, weil diese mehrere Jahre ausdauern, dabei ist die Weite der Maschen gesetzlich vorgeschrieben und darf nicht unter einem Zoll sein, damit nicht zu viel Junge mitgefangen werden. Diese Netze werden oben durch leere Tonnen gehalten und sind unten mit Steinen beschwert, so daß sie steif wie eine feste Wand stehen. Sie werden gewöhnlich des Abends ausgeworfen und gegen Morgen mit der Winde aufgewunden. Wenn das Glück wohl will, gehen die anströmenden Häringe oft augenblicklich in diese Netze hinein, und man kann dann schon nach 2 Stunden aufwinden; auf einen Zug fängt man auf diese Weise wohl 130000 bis 140000 Stück. Da sie außer dem Wasser schnell dahinsterven, so nimmt man ihnen schnell die Eingeweide und Kiemen heraus und wirft sie vorläufig in Fässer mit Seewasser. Nachmals werden sie ausgewaschen und in eine starke Lake von Seesalz gelegt; bei ihrer Ankunft in den Städten endlich werden sie ordentlich in Tonnen, mit Schichten Seesalz dazwischen, verpackt. Dieses so wichtige Verfahren des Einsalzens erfand vor etwa 400 Jahren ein gewisser Beukelen in Holland und erst dadurch wurde der ausgedehnte Verbrauch der Häringe möglich gemacht. Im Handel nennt man Vollhäringe diejenigen, welche noch alle Milch oder Krogen enthalten, also noch nicht gelaicht haben, die andern, welche schon gelaicht haben, daher hohl sind, Hohlhäringe, endlich die, nach dem Einsalzen noch gedörten und

geräucherten Bücklinge. Da wo die Häringe in so großer Menge gefangen werden, dass sie nicht alle eingesalzen werden können, benutzt man sie zu Thran und im Nothfall als Dünger.

38. Der Aal.

Der Leib des Aales ist lang gestreckt und walzenrund, hat einen kleinen, zugespitzten Kopf, einen hervorragenden Unterkiefer, eine glatte, schleimige, schwarzgrüne Haut, und solche Schuppen, die, weil sie äusserst fest aufliegen und ungemein zart sind, erst nach dem Trocknen der Haut gesehen werden können. Gewöhnlich erreicht er eine Länge von 3 bis 4 Fuss, eine Dicke von 2 Zoll und ein Gewicht von 4 bis 6 Pfund; es gibt aber auch Aale von 6 bis 12 Fuss Länge, der Dicke eines Armes und von 15 bis 60 Pfund Schwere. Die vereinigten, also durch keinen Zwischenraum getrennten Schwanz-, After- und Rückenflossen zählen gegen 9 bis 10 hundert Strahlen. Betrachten wir des Aales schlanke Gestalt, glänzende Farben, schönes Ebenmass mit Rücksicht auf sämtliche Theile, ganz besonders aber seine angenehm schlängelnden Bewegungen: so wird es uns nicht befremden, dass diejenigen Völker, welche sich vor dem storchähnlichen Ibis und dem immer grinsenden Krokodil niederwarfen, auch ihm göttliche Ehre erwiesen. Seine Nahrung besteht aus Insekten, Würmern, kleinen Fischen, Fischlaich und Aas. Im Winter verbirgt er sich oft gesellschaftlich im Schlamm der Flüsse und hält da einen Winterschlaf. Des Nachts, besonders im Frühjahr, wenn es geregnet hat, begibt er sich, schlangenartig kriechend auf's Land, in die Erbsenfelder und auf Wiesen, um Regenwürmer und Schnecken zu fangen. Er kann bei feuchter Witterung oft 6 Tage da verweilen. Ueberhaupt hat er ein sehr zähes Leben. Alle, die einen Aal geschlachtet, oder auch nur versendet haben, werden wissen, wie fest das Leben an ihm haftet. Gleich einem Frosche, der grausamer Weise seiner beiden Hinterschenkel beraubt worden ist, zeigt er selbst nach den heftigsten Schlägen noch Leben und Kraft. Das zähe Leben des Aales ist ferner eine Hauptursache von seinem hohen Alter. Dass ein Fisch, der binnen 9 Jahren kaum eben so viel Zoll lang wird und doch im Alter eine Länge von 9 bis 12 Fuss erreicht hat, sein Leben mindestens auf 100 Jahre bringen müsse, kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein. Endlich theil' ich euch mit, dass der abgeschnittene Kopf noch lange zu beissen versucht und das frei daliegende Herz noch gegen 40 Stunden seine Reizbarkeit behält. Man fängt ihn in den sogenannten Aalfängen bei Mühlen, und diese bestehen nur in einem schrägliegenden Balken, der am Grunde des Wassers liegt und dessen Ende in einen Fischbehälter neben dem Mühlgange führt. Der Aal kriecht meistens am Boden hin, übersteigt desshalb den Balken nicht und geräth so in den Fang. Bestreut man den Weg, welchen er gewöhnlich des Nachts nach

dem Lande nimmt, mit Asche und Sand, so bleibt er liegen und kann dann leicht gefangen werden. Ausgewachsen ist er aber so stark, dass er einem den Arm abschlagen kann. Will man ihn daher anfassen, so steckt man am besten die vorher benetzten Hände in Asche, greift ihn dann rasch am Kopf und Schwanz und biegt ihn zusammen, so kann er nicht schlagen. Sein Fleisch wird frisch, eingesalzen und geräuchert gegessen, seine Haut dient als zähes Leder zu Bändern, Ueberzügen und in der Tartarei zu Fensterscheiben.

39. Der Maulwurf.

Dass die Maulwürfe ungefähr 5 Zoll lang und 2 Zoll dick werden, ferner einen rüsselartig hervorgestreckten Kopf, zum Graben eingerichtete Klauenfüße, einen glänzend-schwarzen Pelz und einen kurzen, mit Schuppen und Haaren bedeckten Schwanz besitzen, ist gewiss auch Allen wohl bekannt; nicht Jeder dürfte aber auch schon gehört haben, dass es auch weiße, graue, gescheckte, ja selbst gelbe Maulwürfe gibt. So schlecht die Augen sind, welche zwischen den Haaren verborgen liegen, so gut die Ohren, ungeachtet doch diesen die Läppchen fast gänzlich fehlen. Nur vermittelt seiner starken, scharfklauiigen Vorderfüße wird es dem Maulwurf möglich, auf Wiesen und in Gärten Baue anzulegen, deren zahlreiche Gänge zwar im Sommer kaum sechs Zoll, allein im Winter vielleicht eben so viel Fuß tief unter der Erde fortlaufen. Das eigentliche Wohnzimmer ist mit Laub, Moos, trockenem Grase und zarten Würzelchen künstlich ausgestattet. Das Tageslicht zu schauen, macht diesem unterirdischen Thiere keine Freude. — Worin besteht wohl aber die Speise der Maulwürfe? Jemand, der dies auch gern wissen wollte, fing einige Stück, sperrte sie in eine Kiste, und lernte nun allmählig kennen, dass sie wohl Fliegen, Käfer und Schmetterlinge, Schnecken, Mehlwürmer und Taubenfüße, todte Vögel, Mäuse und Ringelnattern, nie aber Brot und Semmel, Mohrrüben, Pflanzenwürzelu u. dgl. verzehren; dass ferner jedenfalls die Regenwürmer, welche sie vermittelt der Zähne sehr geschickt anpacken und durch die Vorderfüße von allen fremdartigen Theilen reinigen, ihre Feiertagspeise sind; und dass es endlich gar interessant anzusehen ist, wie sie die Blindschleichen und Ringelnattern anfangs fürchten und sich nach jedem Bisse derselben zu verbergen suchen, später aber um so dreister anpacken und allmählig in ihren Magen hinunterschicken. Glaubet ihr nun noch, dass sie uns die Würzelu des Sellerie's, der

Petersilie und vieler Hülfengewächse auffressen? Nicht also durch ihre Speise, wohl aber durch ihr ärgerliches Wühlen in unseren Blumen- und Gemüsegärten werden sie uns lästig, und nöthigen uns gleichsam, gegen sie beständig zu Seibe zu liegen. Alle Mittel übrigens, welche bis jetzt zu ihrer Vertilgung angewandt worden sind, haben ihren Zweck nur unvollkommen erreicht, und fast möchten wir daher behaupten, es sei gut, daß sich stets einige Maulwürfe in unseren Gärten einquartieren.

40. Klage des Hasen.

Ich armer verfolgter Hase, was soll ich noch anfangen? wohin mich flüchten? Allenthalben droht mir der Tod. Nicht bloß der Jäger und sein Hund stellen mir nach, Raubvögel aus der Luft stürzen auf mich herab, Füchse aus den Höhlen schleichen mir nach, selbst Kagen und Raben wagen sich an meine Jungen. Und nichts gewährt mir Schutz vor all diesen Verfolgern. Ich kann nicht auf Bäume klettern, wie das Eichhorn, nicht in Höhlen schlüpfen, wie meine Gebrüder, die Kaninchen. Ich habe wohl Zähne zum Nagen, und mancher Baum kann von der Schärfe derselben reden, aber zum Beißen, zur Vertheidigung fehlt mir der Muth. Höre ich ein Geräusch, sogleich muß ich meine langen Ohren in die Höhe recken und horchen, wer kommt, und kann ich mich nicht in eine Hecke oder Furche ducken, so laufe ich lieber so weit mich meine Beine tragen. Es ist wahr, im Laufe holt mich so leicht Keiner ein, es müßte gerade ein Windspiel sein, auch an Kreuz- und Quersprüngen lasse ich es nicht fehlen, um meine Feinde irre zu führen, aber was hilft es mir? Ehe ein Jahr vergeht, bin ich doch ein Kind des Todes. Es paßt mir der Jäger auf, wenn ich des Abends aus dem Walde komme und meinen Hunger an dem fetten Grafe stillen will. Da sitzt er in der Dämmerung hinter einer Mauer oder einer Hecke, und ehe ich mich's versehe, knallt sein Gewehr und ich habe das tödtliche Schrot im Leibe. Habe ich noch Leben genug, um dem Walde zu zufliehen, flugs kommt auch noch der Hühnerhund, packt mich unbarmherzig und trägt mich seinem grausamen Herrn zu; quike ich dann in der Todesangst vielleicht ein wenig, so werde ich noch ausgelacht. Im Winter verfolgen sie meine Spuren im Schnee, oder füllen den Wald und das Feld mit häßlichen Treibern, welche klappern und schreien, bis wir armen Hasen unsern Zufluchtsort verlassen und vor die offenen Gewehre der

Jäger laufen. Und wär' unser Tod noch ehrenvoll und würden wir ehrlich begraben, wie ein Hund oder ein Pferd! Allein unser Loos ist, in die Küche zu wandern. Da streift uns die blutige Hand einer Köchin den Balg ab und stopft ihn aus, bis er verhandelt wird. Unser Kopf, unsere Beine und Eingeweide werden in einem braunen Pfeffer zerkoht, und der Rest, das Beste an uns, wird mit Spicknadeln zerfleischt, und dann erst gebraten. Nachdem die Menschen unser Fleisch abgeschält und verzehrt haben, werfen sie die Knochen ihren Hunden vor. Nein, es ist ein jämmerliches Schicksal, ein Hase zu sein!

41. Der Fuchs..

Fuchs! du sollst, wie wir schon oft gehört haben, ungemein klug sein; nun, so erzähl' uns doch einmal selbst, wie es denn eigentlich mit dir steht! Zubörderst theil' uns etwas über deine Gestalt, Größe und sonstige Beschaffenheit mit.

Ich gleiche noch am ersten einem mittelmäßigen Schäferhunde. Mein schlanker Körper erreicht eine Länge von zwei und eine Höhe von anderthalb Fuß, trägt einen langen, geraden, dicht behaarten Schwanz, und ist, dessen Spitze und die Kehle, welche beide weiß sind, ausgenommen, gelb- oder bräunlichroth gefärbt. Wir Füchse vertheilen uns in Weiß-, Schwarz-, Kreuz- und Brandfüchse. Die Drüsen, welche auf unserer Schwanzwurzel steht und eine nach Weichen riechende Feuchtigkeit absondert, mög' euch, Menschen, das einigermaßen wieder gut machen, was ihr zuweilen unserer stinkenden Ausdünstungen wegen zu leiden habt.

Erzähl' uns ferner, wo du dich aufhältst, insbesondere aber, wie du dir dein Haus einrichtest!

Nun, ich leb' auf der ganzen Erde, am zahlreichsten jedoch in der nördlichen alten Welt. Die Höhlen ferner, in denen ich wohne, hab' ich mir entweder selbst gegraben, oder, was ich weit bequemer finde, den Dachsen abgejagt. Sie sind 3 bis 6 Fuß tief, besitzen zuweilen 40 bis 50 Fuß Umfang und stellen mehrere röhrenartige Kessel und Kammern vor. In ihrer Nähe leg' ich gewöhnlich noch einige Nothbaue an. Mein wichtigster Kessel ist unstreitig derjenige, in welchem ich schlafe, oder zu dem ich, wenn ich von den Feinden allzu heftig angegriffen werde, meine Zuflucht nehme; mein merkwürdigster röhrenartiger Gang ferner kein anderer, als der, der anfangs senkrecht,

dann aber bogenförmig in die Erde geht und daher so ziemlich einer liegenden Zwei (2) gleicht.

Nun möchten wir auch gern wissen, was du auf deinen Tisch segest, und wie du zu deiner Speise gelangst; erzähl' also nur weiter!

Meine Liebesspeise bleiben schon Gänse und Enten, Hasen und junge Rehe, Birk-, Auer- und Feldhühner, ganz besonders aber Honig, süßes Obst und reife Weintrauben; nur wenn es mir an diesen Dingen gebricht, begnüg' ich mich mit Ratten und Mäusen, mit Schlangen und Maulwürfen, ja selbst mit allerlei Insekten und Gewürm. Zum Erspähen der Speise leistet mir mein feiner Geruch sehr bedeutende Dienste. Wittere ich ein Thier, das sich irgendwo gelagert hat; gleich kriech' ich, wie eine Kacke, also auch stets gegen den Wind, auf dem Bauche zu ihm hin, und erhasch' es dann gewöhnlich, wenn ich ihm nahe genug zu sein glaube, vermittelst eines geschickten Sprunges. Am meisten sind solchen Anfällen die Vögel in den Hecken ausgesetzt. Diese haben daher auch eine so bedeutende Scheu vor mir, daß sie augenblicklich, wenn sie mich gewahr werden, ein starkes Geschrei erheben und dadurch zugleich allen ihren Nachbarn die Gegenwart ihres Gemeinfeindes kund thun. Amseln und Drosseln folgen mir von Baum zu Baum und wiederholen zu meinem größten Aerger unaufhörlich ihre Warnungszeichen. Sehr listig benehm' ich mich bei der Plünderung eines Wespen- oder Hummelnestes. Ueberfällt mich der gereizte Schwarm eines solchen Quartiers, nachdem ich dasselbe vermittelst meiner Vorderfüße an die Oberfläche gebracht habe; so wälz' ich mich, wie ein Unsinniger, auf der Erde umher, schlage den Schwanz fortwährend gegen den Boden, und höre ganz bestimmt nicht eher zu wüthen auf, bis auch der letzte meiner Feinde geköbdt ist. Dann erst grab' ich das Nest vollends aus und erquicke mich an der süßen, herrlichen Kost. Aus Furcht, entdeckt zu werden, raub' ich in einem bedeutenden Bezirke rund um meine Wohnung nicht, und gleiche daher allerdings denjenigen eurer Diebe, welche, auch schlaue genug, nur in der Ferne ihr Handwerk treiben. Das Krähen der Hähne und das Gegauck der Hühner auf den nahe gelegenen Meierhöfen betracht' ich stets als eine Einladung zu einem freundschaftlichen Besuche. Mich dann mit dem begnügen zu lassen, was ich zu meiner Sättigung bedarf, fällt mir nicht ein; ich morde vielmehr alles Federvieh, dessen ich habhaft werden kann, und ver-

berg' es entweder im Grase oder in den Vorrathskammern meines Baues. Soll ich euch vielleicht auch noch erzählen, wie ich zuweilen die Vogelsteller auf die unverschämteste Weise um die gefangenen Vögel betrüge, oder wie schlau ich mich der jungen Kaninchen in deren eigenen Höhlen bemächtige?

Nein, nein, Fuchs! wir haben, leider! deiner schlechten Thaten schon zu viele kennen gelernt; sag' uns lieber noch, ob dir denn alle diese Räubereien so ungestraft hingehen?

Wie jeden andern Wildddieb, verfolgen die Jäger natürlich auch mich, der ich freilich nur weniger Tage bedarf, um in irgend einem Revier sämtliche Hasen und Hühner wegzufangen, oder doch wenigstens aus demselben zu verschrecken; bald schießen sie mich auf dem Anstande und bei Treibjagden, bald stellen sie mir eiserne Fallen hin, oder graben mich wohl auch aus meinem Baue hervor. Doch immer hält es schwer, mich, Schlaupf, zu überlisten; ich merk' es z. B. sehr bald, was sie, die klugen Leute, mit der Falle beabsichtigen. Gesonnen, mich auszugraben, schicken sie wohl einen Dachshund in meinen Bau, und lassen sich von ihm die Stelle, wo ich liege, durch Bellen bezeichnen. Zuweilen ersticken sie mich sogar in meinem eigenen Quartier. Dabei suchen sie zuvörderst den Eingang auf, in welchen die Luft am meisten bläst; hierauf verstopfen sie jeden andern; zuletzt bringen sie vor der ersten Deffnung ein großes Feuer an und lassen in meinen Bau allen Rauch und Dampf ziehen. Gewöhnlich finden sie mich nun am andern Morgen vor irgend einem verstopften Eingange todt. Ja, so behandeln sie mich, armes, gequältes Thier, der ich doch so vielen Feldmäusen den Garauß spiele, und auch noch dadurch nützlich werde, daß ich ihnen nach dem Tode mein schönes, weiches Fell so gern und willig überlasse.

42. Der Mensch.

Du bist, mein Kind, ein Mensch, und wie du, so wohnen auf der Erde etwa tausend Millionen Menschen. Diese sind nicht alle von derselben Farbe, sondern entweder röthlich-weiß, zu denen du gehörst, oder schwarz, oder braunroth, oder schmutzig-gelb. Die schwarzen Menschen nennt man Neger, auch Mohren. Eine Menge von Menschen, welche dieselbe Sprache und dieselben Sitten haben, nennt man ein Volk. Auch in Hinsicht der Bildung sind die Menschen sehr verschieden.

Viele Völker leben bloß von der Jagd, vom Fischfange, von wild wachsenden Kräutern und Wurzeln; haben keine Häuser, sondern Zelte und Höhlen, und ziehen von einer Gegend in die andere; die Kinder lernen nichts, weil keine Schulen da sind, daher sind die Eltern fast so dumm, wie ihre Kinder; solche Völker nennt man wilde Völker. — Andere Völker treiben Viehzucht, haben große Heerden von Rindvieh, Schafen oder Kameelen und Rennthieren, und leben von ihren Heerden; sie wohnen in Hütten oder Zelten, ziehen aber auch von einem Ort zum andern, weil sie Weide für ihr Vieh suchen müssen. Diese Völker sind schon weit gebildeter, als die wilden Völker und heißen Hirtenvölker, Wandervölker, auch Nomaden. Eine dritte Art von Völkern sind die gebildeten Völker, zu denen auch dein Volk, mein Kind, gehört; es sind solche, welche nicht nur von der Jagd, der Viehzucht und der Fischerei leben, sondern hauptsächlich vom Ackerbau, daher auch feste Wohnsitze haben. Sie besitzen Handwerker und Künstler und treiben unter einander Handel. Ihre Kinder schicken sie in die Schule, damit sie ihren Verstand wecken und nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten sich erwerben sollen.

43. Von den Erfindungen.

Ihr könnt euch wohl denken, lieben Kinder, daß der Mensch weder bei der wilden Lebensart des Jägers, noch bei dem steten Umherziehen des Hirten Ruhe hatte, seine ihm von Gott gegebenen mannigfaltigen, großen und schönen Anlagen zu entwickeln. Erst mit der Erfindung des Ackerbaues fängt die Ausbildung des Menschengeschlechts an. Man sah, wie der reife Same, wenn er in lockere Erde fällt, aufgeht; man sammelte also von dem Roggen, der Gerste, dem Weizen u. s. w. den Samen und versuchte die Erde zu lockern, um ihn einstreuen zu können. Indess war der erste Anfang des Ackerbaues sehr unvollkommen. Pflug, Egge, Sichel und die übrigen Werkzeuge, die wir jetzt gebrauchen, wurden nicht sogleich erfunden, so wie auch noch jetzt viele Völker sie nicht haben, sondern mit geschärften Steinen, zugespizten Stöcken u. s. w. graben. Aber auch selbst unsere Ackergeräthe könnten wohl noch besser sein, als sie sind.

Anfangs aß man die Getreidekörner roh, dann erweichte man sie in Wasser und kochte sie zu Brei, oder aß sie geröstet. Dann zerstieß man sie in hohlen Steinen. Eine sehr wichtige

Erfindung war die Erfindung der Mühlen, um Mehl zu bekommen. Zuerst hatte man Handmühlen, wie die jetzigen Kaffeemühlen; die Wassermühlen waren zu Jesu Zeiten kaum erfunden; Windmühlen hat man erst seit 500 Jahren.

Durch die Entdeckung, sich Feuer machen zu können, kam man zum Kochen und Braten der Speisen, zum Schmelzen und Bearbeiten der Metalle, zum Brennen der Ziegelsteine. — Ein schwimmender Baumstamm brachte die Menschen auf den Gedanken, auf dem Wasser erst auf zusammengebundenen Baumstämmen, dann in ausgehöhlten Bäumen zu fahren, bis man endlich Kähne und Schiffe nach und nach zusammenlegte. Auf dem Meere, wo man nichts als Himmel und Wasser sieht, richteten sich die Leute nach den Sternen, bis man vor 500 Jahren die Magnethadel kennen lernte, und nun auch bei bedecktem Himmel den Weg findet. — Zuerst tauschte man unter einander mit dem, was man hatte, gegen das, was man haben wollte; daraus entstand der Handel, und um diesen bequemer führen zu können, kam das Geld auf. Dazu benutzte man anfangs Leder, Muscheln und später Gold, Silber, Kupfer, Eisen, das man zuerst zuwog, bis man es in bestimmte Stücke ausprägte. In Deutschland kennt man erst seit 1000 Jahren Geld. Man rechnete nach Groschen, entweder Silbergroschen oder Goldgroschen. Letztere wurden viel in Joachimsthal in Böhmen geprägt, daher hießen sie Joachimsthaler, woraus abgekürzt das Wort Thaler entstand.

44. Erfindung des Glases.

Das Glas, durch welches die liebe Sonne so freundlich in unsere Wohnungen scheint, ist eine sehr alte Erfindung. Viele Jahre vor der Geburt unseres Herrn landeten einst phöniciſche Kaufleute, die mit Salpeter handelten, an den sandigen Ufern des Flusses Belus, waren hungrig und wollten sich eine Suppe kochen. Sogleich wurde ein Kessel aus dem Schiffe an's Ufer getragen und angefüllt. Da keine Steine in der Nähe waren, holte man ebenfalls vom Schiffe her etliche Salpeterstücke, setzte den Kessel darauf und machte ein tüchtiges Feuer darunter. Bald war die Suppe fertig und von den hungerigen Schiffern verzehrt. Nach dem Essen rührte einer von ihnen, vielleicht zum Zeitvertreib, in der noch warmen Asche umher. Da sieht er ein durchsichtiges, glänzendes Stückchen Stein, so glatt und schön, wie er es noch nie gesehen. Was ist das? fragte er die

Andern. Sie wußten es auch nicht, merkten aber bald, daß das neue, schöne Gestein wohl aus der Asche, dem Salpetersalz und dem Sande zusammengeschmolzen sein müsse, und hatten Recht. Sie versuchten es noch öfter, und — das Glas war erfunden. Anfangs wurde dasselbe aber so kostbar gehalten, wie Gold und Bernstein, und wer ein Stückchen hatte, vielleicht wie eine Erbse groß, freute sich und that es in einen Fingerring. Zu Fensterscheiben brauchte man es damals noch nicht. Jetzt wird das Glas in sogenannten Glashütten verfertigt und ist diese Kunst, namentlich in England und Deutschland, durch Schleifen des Glases zu einer hohen Vollkommenheit gebracht.

45. Fritz an Ernst.

Recht viel Neues habe ich Dir, lieber Ernst, zu schreiben. Gestern hatte ich einen vergnügten und lehrreichen Tag. Der Vater ging nämlich in die Stadt zum Kaufmann Reich, der mit Holzwaaren aller Art handelt. Er fragte mich, ob ich mitgehen wolle. Wer war froher, als ich! Wie erstaunte ich, als wir in das Waarenlager des Herrn Reich traten. Das ganze Haus war von unten an bis auf den Boden mit Schachteln, Kästen, Körbchen und Fachgestellen angefüllt, welche alle mit hölzernen, weißen und bunten Spielwaaren vollgestopft waren. In der Mitte der Stuben und Kammern sah ich ferner lange Tafeln, auf denen dergleichen schöne Säckchen ausgestellt standen. Ich konnte mich nicht satt genug daran sehen. Da gab es Schachteln mit Häusern, Bäumen und Thieren aller Art; mit Landwirthschaften, Schäferereien, Küchengeräthen, Soldaten; ferner kleine, mittlere und große Regel nebst Kugeln; Pferde auf Rädern, Reiter, Zappelmänner und Sägemänner, Trommeln, Pfeifen, Geigen, Harfen, Trompeten, Fahnen, Flinten, Säbel, Kanonen, Pulverwagen, Leiterwagen, Kutschen; da waren Hunde, welche bellten; Ruckufe, welche schrieten, Menschen, Bären, Affen, welche unter Musik tanzten, wenn man eine kleine, darunter befindliche Leiter drehte. Mir schwindelte ordentlich, als mir der Kaufmann versicherte, daß er dreitausend verschiedene Arten von Spiel- und anderen Holzwaaren hier habe und daß von manchen wohl mehrere tausend Duzend vorrätzig seien. Herr Reich schenkte mir auch eine ganze Menge kleiner Spielsachen, worüber ich mich gar sehr freue und wofür ich mich bei demselben recht innig bedankt habe.

Nun will ich Dir auch noch zeigen, sagte der Vater, wo und wie diese Dinge gemacht werden. Er ging mit mir auf ein Haus zu, das ich erst für eine Mühle hielt, weil außen ein großes Rad vom Wasser herumgetrieben wurde. Beim Eintreten fand sich's aber, daß jenes Rad zwölf Drehbänke in Bewegung setzte, welche alle in einer, aber nicht großen Stube aufgestellt waren. Die Drehsler hatten nur so viel Platz, daß sie stehen konnten. Hier aber erreichte meine Verwunderung den höchsten Grad. Mit eigenen Augen überzeugte ich

mich, wie schnell und einfach die allerliebsten, kunstvollen Sachen hervorgebracht wurden. Ein Drechsler z. B. drehte hölzerne Federbüchsen. Die zierlichen silbernen Reifen darum brachte er dadurch hervor, daß er, während sich die Federbüchse an der Drehscheibe schnell herumdreht, ein Stiftdchen von Blei oder Zinn daran hielt. Man konnte kaum so schnell sehen, als solch ein Reifchen ward. Zu den schwarzen Reifchen bediente er sich gar nur eines Schnitzelchens von hartem Holze, welches durch die schnelle Reibung den Reif in das weiche Holz einbrannte. Ein Anderer drechselte einen kunstvollen Becher, in welchem vierundzwanzig Becher steckten, von denen also einer immer kleiner war, als der andere. Der legte, nur so groß, als ein ansehnlicher Kirchkern, konnte aufgemacht werden und umschloß in seinem winzigen Raume eine Flasche, zwei Trinkgläser und zwei Teller, von weißem Wein gearbeitet, trotz ihrer Kleinheit aber gar niedlich geformt.

Als ich dem Drechsler meine Bewunderung bezeugte, sagte er: Das bringt Alles die Uebung hervor; die Uebung macht in allen Dingen den Meister, so auch hier.

Darauf verließen wir dieses Haus, um in ein anderes zu gehen, wo durch bloßes Schnitzen die niedlichsten Sächelchen entstanden. Ein Arbeiter machte nichts als Pferdchen; ein anderer lauter Bäume, wieder ein anderer nur Schäfchen u. s. w. Wie flink mußte es ihnen von den Händen gehen, wenn man bedenkt, daß man auf dem Jahrmarkte für einen Pfennig wohl 2 — 3 Schäfchen kauft, welche dafür auch noch weiß bemalt sind und woran der Kaufmann, der Fuhrmann und der Händler ihren Gewinn haben wollen.

In einer anstößenden Kammer saßen eine Menge Kinder, von denen jedes einen Topf mit Farbe neben sich stehen hatte. Eines malte die Bäume grün, ein anderes die Schäfchen weiß, ein drittes die Pferdchen schwarz; dieser gab dem Vogel einen gelben Fleck auf den Kopf, jener einen rothen, dieser einen blauen, Alles mit ungemeiner Gewandtheit.

Ich hätte gleich mitpinseln mögen. Die ganze Nacht hat mir von den gesehenen Dingen geträumt. Nicht wahr, lieber Ernst, Du hättest das Alles auch sehen mögen? Wie sehr würde ich mich gefreut haben, wenn Du dabei gewesen wärest. Mein Brief ist sehr lang geworden und doch habe ich Dir nicht Alles geschrieben, was ich gesehen habe; erzählen aber will ich Dir noch mehr. Lebe wohl!

Dein

treuer Friß.

46. Die Glasbereitung.

Lieber Friß!

Du hast mir in Deinem letzten Briefe einen Besuch beschrieben, den Du mit Deinem Vater bei Herrn Reich gemacht hast. Ich zeigte meinem Vater Deinen Brief und bat ihn, mich auch einmal näher mit den Beschäftigungen einiger Handwerker oder Künstler bekannt zu machen, und wie er immer sehr gern bereit ist, meine Kennt-

nisse zu erweitern, so hat er mir auch diese Bitte vor einigen Tagen erfüllt. Er hat mich nach der eine Stunde von hier entfernten Glashütte mitgenommen, und mich mit der Bereitung des Glases bekannt gemacht. Laß Dir erzählen, was ich da gelernt habe.

Das Glas besteht aus einer Verschmelzung gut gewaschenen weissen Sandes, gereinigter Asche, Salpeter u. s. w. Diese Bestandtheile müssen in einem gewissen Verhältnisse genommen werden, wenn das Glas gut gerathen soll. Zuerst werden nun diese Zuthaten in einem besondern Ofen gebrannt oder durchglüht, damit alles Fremdartige entfernt werde. Diese Masse, die schon einen so starken Piggrad erlitten hat, daß sie wie geschmolzen erscheint, heißt Tritte. Sie wird aus dem Ofen genommen, in Schmelztiegel gethan und in diesen einer solchen Hitze ausgesetzt, daß sie nach 15 — 20 Stunden zu schmelzen beginnt. Jetzt zeigt sich auf der feuerigen flüssigen Glasmasse ein Schaum, Galle genannt, der von Zeit zu Zeit abgeschöpft werden muß, wenn das Glas rein werden soll. Von Zeit zu Zeit taucht man eiserne Ruten hinein, an welche sich die Flüssigkeit anhängt. Dadurch erfährt man, ob sie hinlänglich klar und durchsichtig genug sei. Ist dies der Fall, so läßt man die Masse abkühlen, und zwar in so weit, bis sie breiartig und zäh wird, so daß man sie in lange, dünne Fäden ziehen kann. Jetzt befindet sich das Glas in dem Zustande, um geblasen zu werden. Dies geschieht vermittelst einer ungefähr zwei Ellen langen eisernen Röhre, des Bläserohrs, die unten einen etwas erweiterten Ansatz und oben ein hölzernes Mundstück hat. Die Röhre wird mit dem untern Ende in die Masse getaucht, wie die Thonpfeife in den Seifenschaum, wenn wir Seifenblasen machen wollen. Hat sich von der Masse ein Klumpen angehängt, so neigt der Bläser die Röhre gegen die Erde, damit sich das Glas vermöge seiner Schwere abwärts senke. Er bläst nun, und bildet auf diese Weise einen länglich-runden Körper, dem er durch Hin- und Herschwenken in der Luft oder durch Walzen auf einer heißen Marmorplatte beliebige Formen zu geben vermag. Darauf wird das in so weit fertige Glas, das noch lange heiß und biegsam bleibt, durch mancherlei Werkzeuge, z. B. Haken, Zangen, Scheren in eine gefällige Gestalt gebracht und von allen Ansätzen und Unregelmäßigkeiten befreit.

Heut mußt Du Dich schon mit dieser Beschreibung begnügen. Wenn Du in den nächsten Sommerferien uns besuchst, so wird der Vater, wie er mir schon versprochen hat, mit uns nochmals die Glashütte besuchen, und gewiß wird Dir das eben so viel Vergnügen gewähren, als es bereits gewährt hat

Deinem

Ernst.

47. Schrift und Druck.

Ihr seid wohl schon öfter darauf aufmerksam gemacht worden, welche große Gabe Gottes es ist, daß wir Menschen mit einander sprechen und uns alle unsere Gedanken sagen können. Aber ist es nicht auch eine herrliche Sache, daß wir auch mit

solchen Leuten uns unterhalten können, die viele Meilen weit von uns entfernt sind? Freilich kann das nicht Jedermann, sondern nur diejenigen, welche schreiben gelernt haben; aber welches Kind könnte jetzt nicht schreiben lernen, wenn es nur Lust dazu hat! Vor fünfzig Jahren hatten die Kinder auf dem Lande es noch nicht so gut, denn damals wurde in den Dorfschulen fast gar kein Schreibunterricht gegeben. Heutzutage wird dagegen in jeder Dorfschule viel Zeit und Mühe darauf gewendet, die Kinder recht hübsch schreiben zu lehren, und wer es gut lernt, dem wird es auf mancherlei Weise nützlich.

Die Buchstaben und das Schreiben sind auch eine sehr alte Erfindung. Zuerst schrieb man auf rohen Fellen, später auf Pergament, das ist zum Schreiben künstlich zubereitetes Ziegenfell, bis dann endlich die Kunst aufkam, Papier aus Lumpen zu bereiten. Aber auch als das Lumpenpapier schon erfunden war, blieben die Bücher doch noch sehr selten und sehr theuer; denn wer ein Buch haben wollte, mußte es sich abschreiben lassen, und das Abschreiben eines Buches kostete viele Zeit, und war auch ein mühseliges Werk, weil damals die Buchstaben noch viel künstlicher waren, und sich lange nicht so schnell wie unsere jetzigen Buchstaben schreiben ließen. — Da kam vor etwa 400 Jahren Johann Guttenberg in Mainz auf den Gedanken, die einzelnen Buchstaben in Holz auszuschnitten, sie zu Wörtern zusammenzusetzen und so abzudrucken. Er machte den Versuch, und siehe da, es gelang! Aber die Wörter nahmen sich eben noch nicht zum Besten aus, und Guttenberg sah wohl, er müsse noch etwas Besseres erdenken. Er machte neue Versuche, und nicht lange, so war es seiner Ausdauer gleichfalls gelungen, statt der ungeschickten und so mühsam zu schneidenden hölzernen Buchstaben viel bessere Lettern aus einer Metallmischung zu machen, und zwar auch mit viel geringerer Mühe, indem dieselben in Formen gegossen wurden. So wurde Johann Guttenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst. Und wenn wir bedenken, was wir ohne diese Kunst wären, durch welche vor Allem das große Werk Doctor Luthers so sehr gefördert ist, so mögen wir auch wohl von Herzen sprechen: Gesegnet sei der Mann, der mit Gottes Hülfe die Buchdruckerkunst erfunden! — Das erste gedruckte Buch waren die Psalmen in lateinischer Sprache; fünf Jahre darnach hatte man auch schon eine vollständige gedruckte Bibel in derselben Sprache, und bis auf diesen Tag

ist die Bibel das Buch, welches am öftersten gedruckt worden ist.

48. Vier Briefe.

Beliebter Freund!

Ich sah, als ich neulich bei Dir war, bei Deinem kleinen Bruder Franz ein neues Lesebuch, das mir wegen der Kindergeschichten, die es enthält, sehr wohl gefiel. Ich möchte es gern einmal ganz lesen, und bitte Dich, Deinen Bruder zu bewegen, dass er es mir auf zwei bis drei Tage leihe. Sage ihm, ich würde nichts daran verderben, und es ihm zur bestimmten Zeit wieder zurückgeben. Es grüßt Dich herzlich
Dein

E

Freund

Adolph Kunz.

Beste Freundin!

Du hast mir im vorigen Sommer versprochen, mir von Deinem Asten- und Levkojen-Samen geben zu wollen. Da nun die Zeit kommt, wo man säen muss, so mache ich von Deinem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch und bitte Dich, Dein Versprechen zu erfüllen. Die Ueberbringerin dieses Briefes geht morgen wieder zurück, und mit derselben könntest Du den Samen mir schicken. Ich grüße Dich recht herzlich und bin

Deine

aufrichtige Freundin

Emilie Müller.

E

Naumburg, den 5. Mai 1848.

Guter Karl!

Schon lange hast Du mir versprochen, mich auf einige Tage zu besuchen, so bald der Frühling kommen würde. Der Frühling ist nun da, und das Wetter ist vortrefflich. Ich erinnere Dich daher an Dein Versprechen und bitte Dich, recht bald zu kommen. Deine Eltern werden nichts dagegen haben; denn als ich Weihnachten Dich besuchte und sie darum bat, gaben sie mir schon vorläufig ihre Einwilligung. Dass Du meinen Eltern und Geschwistern herzlich willkommen bist, brauche ich Dir nicht erst zu versichern.

Es erwartet Dich also mit Sehnsucht

Dein

treuer Freund

Friedrich.

Hettstädt, am 18. Februar 1849.

Liebe Julie!

Ich übersende Dir hiermit das Buch zurück, welches Du mir geliehen hast, als ich Dich neulich besuchte, und sage Dir meinen besten Dank dafür. Es hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich habe auch

daraus Manches gelernt, was ich bis jetzt noch nicht wusste. Ich bitte Dich, mir jetzt wieder ein anderes Buch zu leihen; am liebsten wäre mir Campe's Robinson, welcher für Kinder überaus lehrreich und zugleich unterhaltend sein soll. Ich bin

Deine

Freundin Minna.

49. Sprüchwörter oder sprüchwörtliche Redensarten.

1. Es ist nicht aller Tage Abend (man muss das Ende [den Ausgang] abwarten). 2. Jemanden über die Achsel ansehen (ihn verachten, gering schätzen). 3. Auf beiden Achseln tragen (es mit Keinem verderben). 4. Keine Ader von Jemandem haben (ihm nicht im Geringsten ähnlich sein). 5. Das Kind mit dem Bade ausschütten (das Gute sammt dem Schlechten wegwerfen). 6. Etwas auf die lange Bank schieben (eine Verrichtung aussetzen bis auf spätere Zeit). 7. Auf der Bärenhaut liegen (faulenzeln, müßig gehen, nichts thun). 8. Ueber des Kaisers Bart streiten (sich um Kleinigkeiten streiten). 9. Noch nicht über alle Berge sein (noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt haben). 10. Die Ochsen stehen am Berge (sich nicht zu helfen wissen). 11. Das Bett hüten (Krankheit halber im Bett liegen). 12. In ein Horn blasen (mit Jemandem einverstanden sein). 13. Den Bock zum Gärtner machen (einen Ungetreuen zum Aufseher machen). 14. Das sind ihm böhmische Berge (das sind ihm ganz fremde Gegenstände). 15. Einem Brief und Siegel geben (Einem die größte Gewissheit geben). 16. Einem die letzte Ehre erweisen (seine Leiche zu Grabe begleiten). 17. Wie aus dem Ei geschält sein (sehr sauber und niedlich sein). 18. Eine Sache schläft ein (sie geräth in Vergessenheit). 19. Aus einer Mücke einen Elephanten machen (einer Kleinigkeit große Wichtigkeit beilegen). 20. Aus der Haut fahren (vor Ungebuld sich nicht zu lassen wissen). 21. Dem Fasse den Boden austossen (einer Sache plötzlich ein Ende machen). 22. Für Jemanden durch's Feuer laufen (für Jemanden sich in Gefahr begeben). 23. Etwas aus den Fingern saugen (ohne Gründe etwas sagen). 24. Die Flügel hängen lassen (muthlos, traurig sein). 25. Fünf gerade sein lassen (es nicht sehr genau nehmen). 26. Einem ein X für ein U machen (ihn betrügen, täuschen). 27. Einen im Garne haben (ihn völlig in der Gewalt haben). 28. Das kitzelt den Gaumen (es schmeckt sehr gut). 29. Einem ins Gehägo kommen (in dem Unternehmen hindern). 30. Den Weg alles Fleisches gehen (sterben). 31. Der Himmel hängt ihm voll Geigen (er hegt die besten Hoffnungen, träumt sich großes Glück). 32. Das geht über seinen Horizont (das versteht er nicht). 33. Darüber ist längst Gras gewachsen (das ist längst in Vergessenheit gerathen). 34. In das Gras beißen (sterben). 35. Sich darüber keine grauen Haare wachsen lassen (sich darüber keine Sorge machen). 36. Auf keinen grünen Zweig kommen (nicht zu Wohlstande gelangen). 37. Ein Haar in

Etwas finden (durch einen übeln Umstand von Etwas zurückgeschreckt werden). 38. Darnach kräht kein Hahn (Niemand kümmert sich darum). 39. Er ist Hahn im Korbe (er ist der Liebling Jemandes). 40. Einem die Stange halten (ihn vertheidigen, beschützen). 41. Aus der Hand in den Mund gehen (bald verzehren, was man erworben hat). 42. Etwas an den Nagel hängen (keinen Gebrauch von Etwas machen). 43. Da liegt der Hase im Pfeffer (darin liegt die Schwierigkeit). 44. In Harnisch gerathen (entrüstet, böse werden). 45. In keiner guten Haut stecken (nicht recht gesund sein). 46. Viele Hunde sind des Hasen Tod (vielen Verfolgern erliegt man endlich). 47. Viele Köpfe unter einen Hut bringen (verschieden Gesinnte zu einem Zwecke vereinigen). 48. Mit fremdem Kalbe pflügen (sich fremder Hülfe bedienen). 49. Alle über einen Kamm scheren (sie Alle gleich behandeln). 50. Einem in die Karten sehen (Jemandes versteckte Absichten errathen oder durchschauen).

Dritter Abschnitt.

1. Die Natur.

Natur, in deinem Schooße ruh'n fromme Kinder gern, das Kleine und das Große verkündet Gott, den Herrn: die Blümchen in dem Thale, der Stern am Himmelszelt, die Sonn' im gold'nen Strahle, die Berg und Thal erhellet.

Und wo die Augen schauen, wohin sich neigt das Ohr, auf Höhen und auf Auen tönt Gottes Lob empor. Von Weisheit, Allmacht, Güte, von ew'ger Majestät spricht's laut zu dem Gemüthe, ein Lob-, ein Dankgebet.

Da fühlt dann süßes Sehnen die jugendliche Brust, oft fließen warme Thränen in reiner hoher Lust; die Lippen beben: Vater! das Herz ist, o so voll! und weiß nicht, was es, Vater, noch mehr dir sagen soll.

2. Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt: ich seh's, wohin ich blicke, am Nebel, der den Himmel trübt, so wie am Sonnenblicke.

An jeder dunkeln Regennacht, wo mir kein Sternchen leuchtet; am Monde, wenn er freundlich lacht und meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glüh'n und Berg und Thal bewegen; und seh's, wenn sie vorüberflieh'n, am sanften, lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte weh'n durch Laub und junge Blüthe; nicht nur, wenn reife Saaten steh'n, seh' ich des Schöpfers Güte.

Ich seh' sie auch, wenn tiefer Schnee die stille Flur bedeckt, und wenn der Nord das scheue Reh in Felsenklüfte schreckt.

Ich sehe sie nicht nur im Glück bei dieses Lebens Freuden; ich seh' sie mit bethränktem Blick auch in des Lebens Leiden.

3. Von den Jahreszeiten.

1. Der Schnee schmilzt, die Tage werden länger, laue Lüfte wehen, die Saaten auf den Feldern grünen, auf Wiesen und in Gärten zeigen sich die Blumen, Schwalben und Störche kehren in ihre Nester zurück, Mücken und Bienen fliegen summen umher, die Frösche quaken, die Lerchen erheben sich trillernd in die reine blaue Luft, in Gebüsch singen die Nachtigallen, warmer Regen träufelt auf die Fluren hernieder — der Frühling ist da, und neues, frisches Leben regt sich überall in Gottes schöner Welt! —

Endlich wird die Wiese grün,
Lerchen singen, Veilchen blüh'n,
und das kleinste Würmchen freut
sich der schönen Frühlingszeit.
Freude tönt durch Wald und Feld.
Ist's nicht schön in Gottes Welt?

Der Frühling beginnt mit dem 21. März und währt durch 3 Monate: April, Mai und Juni, von Ostern bis Johannis.

2. Wenn die Tage heißer werden, die Erdbeeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren und andere Früchte reifen und uns zum Genuße locken, das Gras gemäht wird, das Getreide reift und vom Landmanne fröhlich in die Scheunen gebracht wird, und Alles den Schöpfer lobt und preist, der mit seinen Gaben die Erde segnet — dann haben wir Sommer.

Wiesen, Blumen, Aeben
steh'n in voller Pracht,
voll von Frucht und Leben
durch der Sonne Macht.

Seht, der Felder Segen
beugt sich uns entgegen!
Sammeln sollen wir.
Schöpfer, Dank sei dir!

Der Sommer beginnt mit dem längsten Tage, mit dem 21. Juni, und währt durch 3 Monate bis zum 21. September, von Johannis bis Michaelis.

3. Im Herbst werden die Tage immer kürzer, die Nächte länger, die Luft kühlt sich immer mehr und mehr ab, die Feldfrüchte werden alle eingeärntet und die Obstbäume ihres Segens entladen. Der Landmann bestellt seine Wintersaat für's nächste Jahr, und die Zugvögel, Störche, Lerchen, Schwalben u. a. schicken sich zum Abzuge in wärmere Gegenden an. Die

Blätter der Bäume färben sich gelb und roth und fallen allmählig ab, und kalte Winde mit feuchten Nebeln treiben uns aus dem Freien in die Häuser.

Der Sommer flieht, und mit ihm zieht die Fülle sanfter Freuden! Wie blumenleer ist's um mich her, wie schmucklos Thal und Weiden! Der süße Schall der Nachtigall ist längst im Hain erstorben; und Baum und Strauch scheint durch den Hauch des kalten Nord's verdorben.

Durchschlumm're nur, beraubte Flur, des Winters bange Längel! Wenn Frühlingspracht auf dir erwacht, dann preisen dich Gesänge, und loben den, der wieder schön mit neuem Reiz dich schmücket, den Herrn der Flur und der Natur, der Menschen gern beglückt.

Der Herbst nimmt seinen Anfang mit dem 21. September und dauert durch die Monate October, November bis zum 21. December, also von Michaelis bis Weihnachten.

4. Der Winter, welcher mit seiner Schneedecke die Erde deckt, mit glänzendem Eise die Gewässer belegt zur Freude der Schlittschuh laufenden Knaben, und überall uns Wege bahnt und Brücken baut über Flüsse und See'n und Sümpfe, er treibt Menschen und Thiere aus den Gärten und Feldern hinein in die schützenden Wohnungen. Er beginnt mit dem freudenreichen Weihnachtsfeste und dauert bis zum 21. März, bis zur Osterzeit, da mit dem Auferstehungsfeste des Heilandes auch die Schöpfung aus ihrem Tode zu neuem Leben erwacht.

4. Der Wechsel der Jahreszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten, o Freunde, im wandelnden Jahr! Wi herrliche Freuden bereiten und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling bringt Sonne und Leben der wiedererwachten Natur; es grünen die Blätter, die Aehren, die Saaten, die Wiesen, die Flur.

Der Sommer mit heißeren Tagen reift, was ihm der Frühling gebat, und bringt, wenn ermattet wir klagen, sanft kühlende Früchte uns dar.

Den letzten erfreulichen Segen gewährt uns die herbstliche Zeit; dann reift uns die Traube entgegen, das Herz zu entzücken, bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder der Winter uns Schnee auf die Flur, so schlägt uns sein Stürmen nicht nieder, sein Eislauf ergötzet uns nur.

5. Die Jahreszeiten, ein Bild des Lebens.

Das Leben gleicht den Jahreszeiten — der Frühling ist die Zeit der Saat; der Sommer der Reife der Süßigkeiten, der ihn dazu genüget hat.

Der Sommer reift die vollen Aehren; der Herbst theilt milde Früchte aus; der Winter kommt, sie zu verzehren, und findet ein gefülltes Haus.

Es fließe mir denn nicht vergebens der Frühling meiner Jahre hin! Auf Kenntnisse zum Glück des Lebens, auf Tugend gehe mein Bemüh'n!

Dass man in meinem Sommer sage: Seht seine Aehren, sie ist groß! Dann fällt im Herbst meiner Tage auch Frucht in manches Armen Schooß.

Und ich darf nicht das Alter scheuen, — ich bin an weisem Vorrath reich; ich kann mich meines Winters freuen; denn nichts ist meinen Schätzen gleich.

6. Der Frühling.

O wie groß ist deine Güte, deine Macht und Weisheit, Gott! Jedem fühlenden Gemüthe ruft der Frühling: Groß ist Gott! Auch mir ruft er's mächtig zu: Gott, wie mild und groß bist du!

Die jüngst als erstorben schliefen, alle Felder, werden grün. Wie wenn tausend Stimmen riefen, hör' ich: Fühlt und preiset ihn! Ja, mein Gott, dich fühl' auch ich, und frohlockend preiß ich dich.

Alles drängt sich, aufzuleben in verschönerter Gestalt. Frohe Abgelschaaren schweben, singen im belaubten Walde; und Gewürme sonder Zahl regen sich an Berg und Thal.

Alles athmet mit Vergnügen; Alles rebet dir zum Ruhm: Vögel, die in Lüften fliegen, jeder Baum und jede Blume. Wer preist würdig deine Kraft, die aus Winter Frühling schafft?

Der Frühling ist ein Bote des Herrn, den Jeder mit offenen Armen willkommen heißt. Er bringt gar gute Botschaft; sie lauter: Freude und Hoffnung!

Macht nicht der Frühling Alles fröhlich, was da lebet? Erneuert er nicht die Gestalt der Erde? — Schaue, wie grün Wiesen und Felder sind! wie hier ein Blümchen sein buntes Köpfchen emporhebt, dort wieder eins, als wollt' es sehen, ob der Schnee auch ganz weg sei und ob die andern alle nachkommen dürften. Es dauert nicht gar lange, so tauchen tausend Blumen aus dem Wiesengrün auf, die nicht bloß das Auge erfreuen, sondern auch mit süßen Düften die Luft füllen. Welch' ein schönes Leben ist allenthalben! — Alle die Vögel,

die während des Winters uns verlassen hatten, kommen wieder, grüßen den Frühling und den guten Gott, der ihn sendet, mit neuen Liedern und bauen sich Nestchen in dem jungen Grün. Und wie reget sich's hier auf der Wiese von Käfern und Gewürmen, die sich alle ihres Lebens freuen! Siehe den Schmetterling, der dort auf der Blüthe seine Flügel auf- und zuklappt; und hier dies Biengchen, das in die Blume hineinkriecht und schauen will, ob ihm der Schmetterling auch etwas gelassen habe. Horch! der Frosch meldet sich im Teiche, daß er aus dem Winterschlaf erwacht ist. Alles ruft dir zu: Freude dich mit uns! Alles zeigt dir an, daß der liebe Gott frohe Seelen gern hat. Darum ist der Frühling ein Vöte der Freude.

Auch der Hoffnung! — Frage nur den Landmann, der dort seinen Samen streuet, und den andern, der sein Saatsfeld betrachtet; die werden dir's erklären, warum der Frühling uns zur Hoffnung aufrufet. Zwischen dem Samenkorne und der reifen Aehre liegt manche kalte Nacht, mancher heiße Tag, die das Körnlein vernichten können; aber der Ackermann besieht seine Saaten in Gottes Hände, darum hofft er ihr Gedeihen. Frage das Vöglein, das dort sein Nest bauet; wenn's reden könnte, würde es sagen: Ich will bei euch wohnen, denn ich hoffe, der liebe Gott wird auch dies Jahr für mich und meine Kleinen den Tisch decken. Und der Baum würde sagen: Ich treibe Blätter und Blüthen; denn ich hoffe, der Herr wird Frühregen und Spatregen geben, daß die Blätter groß werden und die Blüthen Frucht bringen. — Aber sieh! jetzt öffnet der Frühling ganz leise das Kirchhofthor; was mag er doch wollen? — Er schauet hinein und zählt, wie viel neue Gräber dazu gekommen sind; dann geht er still über die Gräber weg, streut Blumen über die alten, und deckt Rasen auf die neuen, und dazu spricht er: Schlafet nur, ihr Todten! es kommt wohl ein Morgen, der euch aufweckt, und ein Frühling, der euch schöner anlächelt, als ich's kann. — So wird der Frühling ein Vöte der Hoffnung.

7. Blumenamen.

Sieh', o Körnlein, denn hinab, sink' in's stille, kühle Grab, in das Bett von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich da thu', hättest Sprache du dazu: ach du sprächst mit Weinen: Nie seh' ich den Himmel mehr, nie den Garten um mich her, nie die Sonn' mehr scheinen!

Aber, Körnlein, habe Muth! Sieh', du liegst ja sanft und gut, hast bald ausgeschlafen! Blickst dann aus dem Grab' hervor, blühst als Blume schön empor, bist ganz neu geschaffen.

Einst auch sinke ich hinab, so wie du, in's kühle Grab; mich auch deckt die Erde; aber herrlicher noch ruft aus der stillen, düstern Gruft mich des Schöpfers: Werde!

8. Blümchens Wachsthum.

Kinder, kommt, ich will euch zeigen, wie die Blume wächst und blüht! Kommt in's Freie, wo das Auge wunderschöne Dinge sieht. Samenkörnlein fällt zur Erde, und mit Staub bedeckt's der Wind; ruhig schläft es dann da unten, wie das wohlverwahrte Kind. Manchmal möcht's auch gerne trinken in dem trocknen Erdenschooß: Gott schickt Wasser ihm vom Himmel, Körnlein trinkt und bald wird's groß; dehnt und streckt sich bald nach oben, bald nach unten weiter aus; oben will ein Stielchen werden, unten Würzelchen gar kraus. Also wächst es langsam weiter im verborgnen Kämmerlein, daß sich's fest hervor kann wagen an die Luft im Sonnenschein.

Ungebuldig wird es nimmer in der stillen Einsamkeit; wie ein gutes Kind, erwartet auch das Pflänzchen seine Zeit. Endlich kommt's herauf. Wie freut sich's auf der schönen Frühlingsau! Wäscht geschwind sich ab die Erde rein mit kühlem Morgenthau.

Und nicht lang', so könn't ihr sehen ihm in's frische Neugelein; und ihr freuet euch und rufet: O das Blümchen zart und fein! So die Blumen, so die Kinder, wenn sie gut geworden sind; da hört man von Jedem sagen: O das wohlgerath'ne Kind! —

9. Die erste Frühlingsgabe.

Eis und Schnee lag auf den Fluren, lange war es rau und kalt; tief im Schlummer lag die Erde, und erstarrt war der Wald.

Sieh', da stiegen Silberglöcklein aus der Erde frisch empor; Frühl'ing! Frühl'ing! halt's im Thale, Frühl'ing! halt' der Glöcklein Chor.

Laue Lüftchen wehen lieblich, und das Bäcklein lustig schwillt; hier und dort ein grünes Pflänzchen aus der jungen Erde quillt.

Raum ist er nun eingeläutet, froh zum Thale die Kinder zieh'n, wo die schönen Anemonen und die holden Veilchen blüh'n.

Manche winden schöne Kränze, jedes pflückt sich seinen Strauß; Jeder theilt die Frühlingsgabe unter seine Lieben aus.

10. Das Schneeglöckchen.

Wenn im Frühling die Sonne wieder warm scheint und der Schnee geschmolzen ist, dann wachsen mit dem grünen Grase auch bald einige Blumen aus der Erde hervor.

Das erste Frühlingsblümchen ist das Schneeglöckchen. Es hat die Gestalt einer kleinen Glocke und sieht so weiß aus, wie Schnee. Man findet es auf Wiesen und in Gärten. Die Wurzel besteht aus einer rundlichen Zwiebel und feinen Fasern. Der saftige Stengel ist grau-grün und etwas zusammengedrückt. Die dunkelgrünen Blätter entspringen aus der Zwiebel. Die Blüthe befindet sich vor ihrem Aufblühen in einer zarten, durchsichtigen, häutigen Hülle, welche Blumen Scheide heißt und späterhin vertrocknet. Die drei äußern Blättchen der sechstheiligen Blüthenhülle sind schneeweiß und länglich-rund; die drei innern Blättchen, welche kürzer sind, als die drei äußern, sind herzförmig eingeschnitten. Auf der äußern Seite oben sind sie mit einem lieblich grünen Säumchen umgeben und auf der innern Seite mit mehreren gelbgrünen Streifen versehen. Die Blumenkrone hat 6 Staubgefäße in sich. Die Frucht ist eine dreifächerige, dreiklappige Kapsel.

Zulchen freute sich allemal, wenn sie die ersten Schneeglöckchen fand. Nun kommt der schöne Frühling, rief sie, nun kommen schöne Blumen! Sie pflückte sich einige von den zarten, weißen Glöckchen und setzte sie in ein Glas mit frischem Wasser, und hatte ihre Freude daran.

11. Das Schneeglöckchen.

Ich kenne ein Blümchen, so einfach, so schön, wie Engel des Himmels im Lichtglanz' zu seh'n, es hüllet bescheiden in Demuth sich ein; es ist dieses Blümchen wie Unschuld so rein. Noch trauert die Erde im starrenden Eis, da blüht schon die Parte im blendenden Weiß. Doch ehe die Nachtigall singet ihr Lied, ist schon mein liebliches Blümchen verblüht. Es lächelt voll Wehmuth, voll Milde mir zu; dann welken die Blätter — es eilet zur Ruh'. Ich liebe dich, Blümchen, auf schneieiger Flur, du bist mir ein Bote der schönen Natur. D wäre das Leben ein Bild nur von dir: der Mensch wär' ein Engel, der Himmel schon hier!

12. Das wohlriechende Veilchen.

Bald nach dem Schneeglöckchen kommt auch das Veil-

chen. Es wächst auch im Grase an schattigen Orten; aber man kann es auch im Garten und im Blumentopfe ziehen.

Die Wurzel besteht aus einem mit vielen Fasern versehenen knotigen Wurzelstock und treibt lange, fadenförmige, über der Erde fortwachsende Sprossen, welche von selbst wieder Wurzeln schlagen. Die Blätter sind herzförmig, am Rande gekerbt. Der Kelch hat 5 längliche, schmale Blätter. Die Blumenkrone besteht aus 5 wohlriechenden, gewöhnlich dunkelvioletten Blättern, wovon das größte in einen nach hinten gehenden hohlen Sporn endigt. Die Staubbeutel der 5 Staubgefäße sind zusammengewachsen. Der Stengel hat eine hakenförmig gebogene Narbe. Die Samen sind rundlich und befinden sich in einer dreiklappigen Kapsel. Aus den Blumenblättern macht man einen Saft, der sehr angenehm schmeckt und Beilchensaft heißt.

Lottchen ging gern in den Garten und freute sich, wenn sie liebe Beilchen fand. Sie pflückte sie, band sie in einen Strauß oder in ein Kränzchen und machte damit ihrer guten Mutter eine Freude.

13. Das Beilchen.

Es blühet dicht an Erd' und Staub ein Blümchen hold und schön; wir finden's unter welchem Laub im Thal und auch auf Hüh'n. Es trägt in seiner Niedrigkeit ein blaues, feingewob'nes Kleid; doch ist's verschämt und stille bei aller Herrlichkeit.

Des Blümchens and're Schwestern sind so edel nicht, wie dies. Es ist der Flur bescheid'nes Kind, sein Duft ist köstlich süß. Und dennoch bleibt's in Niedrigkeit; drum lehrt es mich Bescheidenheit, das still verborg'ne Beilchen in seiner Herrlichkeit.

14. Die Tulpe.

Es gibt auch Blumen, die nicht aus Samenkörnern wachsen, sondern aus Zwiebeln.

Die Zwiebeln sind Knollen, fast wie ein Ei gestaltet. Alle Zwiebeln bestehen aus einer Menge saftiger Blätter, die dicht über einander liegen. Inwendig sehen sie weiss, aber auswendig gelb und braun aus.

Hannchen ging mit ihrer Mutter in den Garten. Die Mutter hatte Tulpenzwiebeln, die sie pflanzen wollte. Was soll denn daraus wachsen? fragte Hannchen.

Daraus werden hübsche Blumen wachsen, sagte die Mutter. Sieh, Hännchen, hier setze ich die Zwiebel in die Erde, die Spitze oben. Nun bekommt die Zwiebel in der Erde unten faserige Wurzeln, wodurch sie die Nahrung an sich zieht, dass sie wachsen kann. Oben aus der Spitze kommen dann zuerst lange, lanzettförmige Blätter, und bald darauf kommt ein grüner, saftiger Stengel mit der Blume. Die Blüthenhülle ist sechstheilig und glockenförmig und umschliesst die 6 Staubgefäße nebst dem Stempel. Die Frucht ist eine dreifächerige, dreiklappige Kapsel.

Wenn die Tulpen blühen, sehen sie schön aus. Es gibt gelbe, rothe, hellfarbige und dunkelfarbige, auch gestreifte und gesprenkelte. Aber, so schön sie aussehen, so haben sie doch keinen angenehmen Geruch.

15. Die Blume.

Sieh' doch die Blümlein an
bei heiterm Frühlingswetter!
Wie stille öffnen sie
der Sonne ihre Blätter!

So öffne Gott dein Herz:
dann wird dir Licht und Leben
und alle Tugenden
sein stiller Einfluss geben.

16. Maigruss.

Alles winkt zur Freude,
Jubel füllt die Luft;
Flur und Berg und Heide
schwimmt in Balsambuft.

Laub und junge Blüthe
kränzt den stillen Hain;
sollt' ich nicht der Güte
Gottes mich erfreu'n?

O, von seiner Milde,
Weisheit, Lieb' und Macht
sprechen die Gefilde,
spricht der Bäume Pracht.

Grüne Saatenfelder
rufen uns zum Dank;
dunkle Schattenwälder
tönen im Gesang.

Leben und Entzücken
gießt er durch den Hain;
Menschen zu beglücken,
muss ihm Freude sein.

Ja, mit ganzer Seele
folg' ich, lernend, dir,
o Natur, und wähle
dich zur Freundin mir.

Süß ist deine Freude,
deine Lehr' ist rein;
offen soll für beide
stets das Herz mir sein.

17. Das erste Dankopfer.

Die kleine Annette war lange krank und dem Tode nahe

gewesen. Nur der unermüdeten Sorgfalt der Mutter war es endlich gelungen, das schwankende Leben des Kindes zu erhalten. Annette genas und begrüßte das Licht und den wiederkehrenden Frühling mit seligem Lächeln.

An einem warmen Maitage trug die liebende Mutter die Kleine zum ersten Mal hinaus unter die blühenden Bäume. Zahllose Blumen glänzten auf den Beeten des Gartens und entfalteten ihre schimmernden Sterne im Strahl der Sonne. Mitten in der blühenden Schöpfung ließ sich die Mutter nieder und drückte das jubelnde Kind mit stillen Freudenthränen an ihre Brust. Aber die Kleine wandte den Blick immer wieder auf die bunten Beete und jauchzte und rief: O wie schön! Wie so gar herrlich ist es hier überall!

Weißt du aber auch, mein Kind, fragte die Mutter, wer diese Pracht so unnachahmlich bereitet und dir so große Freude gemacht hat? — Wer denn anders, als du? antwortete lieblosend das Kind. Liebt mich denn wohl Jemand auf Erden, gleich dir, du liebe, freundliche Mutter? — Niemand auf Erden! rief die Mutter; aber über der Erde lebt noch eine höhere Liebe, als die meine. Ihr verdankst du dein Leben, alle deine Freuden. Lerne, o Annette, sie in ihrer großen Schöpfung anbeten! — Da hob das Kind den Blick, wie suchend, empor; aber das Licht blendete die schwachen Augen, und es seufzte und sprach: Ach, Mutter, ich vermag noch nicht zu fassen, was du sagtest! Die Mutter drückte die Kleine inniger an's Herz und sprach: Gräme dich desshalb nicht, mein Kind. Einst wirst du heller sehen. Dem unsichtbaren Wesen ist es genug, daß du ihm unbewußt das erste Dankopfer brachtest, indem du die höchste Liebe als die Schöpferin dieser reichen Natur anerkanntest, und nur im kindlichen Irrthume die Mutter umarmtest, indem Gott deine dankbare Seele erfüllte.

18. Einladung an die Vögel.

Schon schmückt sich Feld und Weide, schon grünet Strauch und Baum. Kommt, Sänger, füllt mit Freude der Schöpfung weiten Raum!

O kommt in unsern Garten, baut euch nur sicher an! gern will ich euer warten, so viel ich immer kann.

Komm, munt'rer Fink, zu wählen ein Bäumchen hier, recht fraus; ich werd's gewiß verhehlen, seh' ich dein kleines Haus.

Komm, Nachtigall! — die Buchen sind wieder dicht belaubt; hier darfst kein Knabe suchen, hier wirst du nicht beraubt.

Komm, fromme Schwalbe, wohne hier sicher unterm Dach;
sing' mich zum kleinen Lohne am frühen Morgen wach.
Kommt alle nur! — Willkommen sollt ihr bei uns hier sein! Wie
lieb' ich euch, ihr frommen, ihr schönen Vögelein!

19. Die Lerche.

Zwei gute Kinder, Emil und Minchen, gingen an einem schönen Frühlingstage mit ihrem Lehrer spazieren. Sobald sie in's freie Feld kamen, bemerkten sie eine Lerche, welche sich singend in die Luft erhob.

Ei, was ist das für ein Vogel? fragte Minchen.

Das ist eine Lerche, antwortete der Lehrer, ein hübsches Vögelchen, welches im Frühling am ersten singt. Sie sieht fast aus wie ein Sperling, ist aber etwas grösser. Auf dem Kopfe hat sie einen langen, spitzen Federbusch, den sie erhebt, wenn sie böse wird. Der Schnabel ist gerade, kurz und kegelförmig, der Kopf klein, der Hals kurz. An jedem Fusse hat sie drei Vorderzehen und eine Hinterzehe mit einem langen Sporn.

Die Lerchen wohnen beständig im freien Felde. Wenn sie brüten wollen, bauen sie aus Halmen und weichen Fasern ein Nest auf die Erde in's Korn, oder in's Gras auf Wiesen. In dieses Nest legt das Weibchen 4 bis 6 kleine graubunte Eier und brütet in 14 Tagen Junge aus denselben. Während das Weibchen brütet, singt das Männchen fleissig, hilft ihm aber dann, sobald die Jungen ausgekrochen sind, diese treulich mit füttern.

Der Gesang der Lerchen ist angenehm. Sie singen immer im Fluge, und manchmal fliegen sie dabei so hoch, dass man sie kaum noch sehen kann. Die Lerchen fressen Körner und Würmer, und damit füttern sie auch ihre Jungen.

20. Die Lerchen.

Wie lieblich ist's, den Herrn zu loben, den Schöpfer über den Sternen droben! Er schuf auch uns zu Preis und Dank: empor, du Lobgesang!

Singt alle mit, die ihr Leben habt, die ihr an Gottes Reich euch laßt, singt mit, ihr Kinder auf dem Feld, sing' mit, du ganze, schöne Welt!

Im Feld' ertön', auf Au'n, im Wald der Psalm, der zu seinem

Ruhm erschallt! Ja, was nur Odem hat und Leben, soll dem Herrn, dem Herrn die Ehre geben!

Denn er ist freundlich, treu und gut, und hält uns stets in sicherer Hut; und jetzt, jetzt schickt er den Frühling wieder! ertönt laut, ihr Dankeslieder!

21. Die Nachtigall.

Während dieser Erzählung von der Lerche kam die kleine Gesellschaft in ein Birkenwäldchen. Hier setzten sie sich auf das frische Grün in den Schatten einer schönen Birke. Sie saßen nicht lange, da fing ein Vogel in der Nähe gar lieblich an zu singen. Die Kinder hörten es und wollten beide gleich wissen, was das für ein Vogel wäre. Still! sagte der Lehrer; hört ihm nur erst ein Weilchen zu, dann will ich euch mit ihm bekannt machen. Die Kinder hörten vergnügt zu. Darauf erfüllte der Lehrer ihren Wunsch und sagte: Das ist eine Nachtigall.

Im Frühling, wenn die Bäume ausschlagen, kommt die Nachtigall bei uns an. Man kennt sie an ihrem schönen und starken Gesange. Sie singt unter allen Vögeln am schönsten; denn sie hat eine so reine und angenehme Stimme und wechselt so schön mit ihren Tönen ab, daß alle Menschen sie gern hören. Das Männchen singt nur so schön im April und Mai, auch wohl noch im Junius, bis sie das Nest gebauet, Eier gelegt und ausgebrütet haben. Alsdann füttern Männchen und Weibchen die Jungen.

Man sollte es aber dem Vögelchen nicht ansehen, daß es so schön singen kann. Es ist nur so groß wie ein Sperling, sieht oben rothbraun, unten hellgrau aus, hat einen sehr zarten geraden Schnabel, einen kleinen Kopf und große Augen. Das liebste Futter für die Nachtigall sind Ameiseneier, die sie für sich und ihre Jungen auffuchen.

Die Nachtigallen sind arglose, zutrauliche Thierchen. Sie halten sich am liebsten in dickbelaubten Büschen auf. Wo diese fehlen, oder wo es zu kalt ist, da kommen die Nachtigallen nicht hin. Wo sie aber sich aufhalten, da lassen sie sich von den Menschen nicht stören; sie setzen sich wohl gar recht nahe bei den Menschen auf einen Baum und singen immer fort.

Die Nachtigallen verlassen im September unsere Gegenden und ziehen in wärmere Länder. Gegen Ende Aprils oder Anfang Mai's kehren sie wieder zurück.

22. Die Nachtigall und der Gimpel.

Die Nachtigall ging einst auf Reisen und nahm zur Gesellschaft einen Gimpel mit. Sie flogen über Thal und Berg und kamen nach etlichen Tagen in einen schönen Wald, in welchem sie sich niederließen.

Raum hatten sie sich auf einen Busch gesetzt, so erschien auch schon eine ganze Schaar von den Vögeln des Waldes, um die Fremdlinge zu sehen. Alle bewunderten den Gimpel und lobten seinen schwarzen Kopf, den grauen Rücken und das schöne Roth seiner Brust. Das muß ein sehr vornehmer Reisender sein, sprach Einer zu dem Andern. Der zweite Vogel hingegen ist sehr unbedeutend. Wahrscheinlich ist er der Diener. Man drängte sich immer neugieriger um den schön besiederten Gimpel her, und schob die Nachtigall so allmählig in eine unbeachtete Ecke.

Endlich ersuchten die Vögel den Gimpel, er möge doch auch einmal seine Stimme hören lassen. Denn man vermuthete, dass sein Gesang seinem Kleide gleich kommen müsse.

Er ließ sich bereden und sang. Aber die Vögel, die ihn vorhin bewundert hatten, lachten insgeheim und sagten sich halblaut in's Ohr: Welche elende Stimme! Wenn er nur lieber geschwiegen hätte!

Jetzt erhob die Nachtigall in dem verborgenen Winkel ihre Stimme. Was ist das? riefen die Vögel voll Verwunderung und Freude. Welch' herrlicher Gesang! Wie? Der unscheinbare Fremdling singt so schön? Ei, du übertriffst ja alle Sängern an Lieblichkeit und Stärke der Töne! Wer hätte das deinen Federn angesehen?

Urtheile nicht nach dem Außern. Unter einem unscheinbaren Kleide ist oft das seltenste Talent verborgen.

23. Die Schwalben.

Was zwitschert so früh an meinem Fenster? Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, noch liegt Alles in Dämmerung und Ruhe, da regt sich schon ein Vöglein in seinem Neste. Es ist meine liebe Schwalbe, welche gerade neben meinem Bette unter dem Schutze des Daches ihr Nest erbaut hat. Sie weckt eben ihre nackten Jungen, welche, bedeckt von den mütterlichen Flügeln, warm geruht haben. Sobald die ersten Sonnenstrahlen

die Luft durchdringen, wird sie ausfliegen und den hungerigen Jungen Nahrung bringen. Sie flöge wohl jetzt schon darnach, aber die Morgenkühle hält die Insekten noch auf der Erde, und unser Schwälbchen kann sie nur im Fluge erfassen, auf dem festen Boden ist es ungeschickt. Desto fleißiger wird es den ganzen Tag und bis zum späten Abend die Luft durchsegeln, bald mit zwitscherndem Gesang, bald mit aufgesperrrtem Schnabel, um die dem menschlichen Auge kaum sichtbaren Luftbewohner zu erschnappen und einen guten Theil davon in sein Nest zu tragen. Mit welcher Zärtlichkeit bringt die mütterliche Schwalbe diese Beute nach Hause, mit welcher Ungeduld wird die Mutter von den Jungen erwartet! Alle anderen Vögel sehe ich sitzen und ruhen, mein Schwälbchen fast nie. Im Fluge wird Mahlzeit gehalten, im Fluge wird an dem Wasser genippt, im Fluge wird gesungen, wenigstens gezwitschert. Freilich ist es auch ein gar lustiges Thierchen, eine Schwalbe. Hat man sie in der Hand, es ist fast gar kein Gewicht; rechnet man ihre langen Flügel und ihr dichtes Gefieder ab, so gleicht sie eher einem Zaunkönig als einem Sperling. Und die Thurm-*schwalbe* vollends mit ihren hakenförmigen Beinen scheint gar nicht für die Erde geschaffen zu sein. Mir ist jedoch meine *Hauschwalbe* mit ihrem schwarzen und weißen Gefieder lieber, sie ist viel friedlicher und zutraulicher als jene, sie schwirrt auch nicht so, daß einem des Geschreies doch manchmal zu viel wird. Sie ist mir auch lieber als die *Rauchschwalbe* mit der rostigen Kehle, die doch wirklich etwas schmutzig aussieht und die sich nicht so zutraulich zu den Menschen hält. Freilich einen Fehler hat sie auch — was unter der Sonne ist denn fehlerfrei? — Das ist der Roth unter ihrem Neste, dessen Unannehmlichkeit schon Tobias erfuhr. Allein ich mache mir nicht viel daraus, so lange sie an einem passenden Orte baut. Man meint, die Schwalben in meinem Hause wüßten es auch, denn außer der einen vor meinem Fenster, haben sie alle in den Viehstall gebaut, wo sie dem Vieh eine große Wohlthat durch ihre Jagd auf Fliegen erzeigen. In der Hausflur würde ich ihr Nest natürlich nicht dulden.

Ich denke schon mit Betrübniß daran, wenn meine treuen Hausgenossen uns verlassen und in ihre südlige Heimath ziehen und dann ihr Nest verödet stehen wird. Wir Menschen müssen ausharren und den unbehaglichen Winter ertragen. Aber mit welcher Freude werden wir dann auch, wenn der Frühling die

Mücken wieder in der Luft versammelt hat, die ersten Schwalben begrüßen! Sie sind für Jedermann des nahenden Sommers willkommene Boten.

24. Moritz an Bernhard.

Du ersuchst mich, mein lieber Bernhard, in Deinem letzten Briefe, Dir mitzutheilen, auf welche Art und Weise man sich am schnellsten und besten eine Eiersammlung anlegen könne. Hättest Du voriges Jahr diese Bitte an mich gestellt, so würde ich Dir eilig und mit Freuden meinen Rath erteilt haben; heute muß ich Dir jedoch einen Bescheid zukommen lassen, der Dir vielleicht nicht angenehm ist. Ich, mein lieber Freund, sammle keine Eier mehr und warne zugleich Jeden, der sich eine derartige Sammlung anzulegen gedenkt, oder eine bereits besitzende erweitern will, von dieser thörichten Liebhaberei abzulassen. Mein Lehrer hat mich zu einer Erkenntniß gebracht, die mich schmerzlich bereuen läßt, einem einzigen Vogel auch nur ein einziges Ei genommen zu haben. Dieser Eierraub ist ein großer Frevel und Jeder, der sich dessen schuldig macht, sollte hart bestraft werden. Durch ihn werden die meist nützlichen Vögel vertilgt und einer Gegend Leben und Anmuth entzogen. Wie öde ist der schönste Wald, wenn ihn nicht der Gesang munterer Vögel belebt und verschönt! Besonders groß aber ist der Nachtheil, der durch die Eiersammler für unsere Felder und Obstgärten entsteht. Viele Vögel, besonders die meisten Singvögel, nähren sich von einer uns sehr lästigen und nachtheiligen Thiergattung, der Raupe. In dem Grade aber, in welchem die Vögel abnehmen, nimmt das Ungeziefer zu. Ein einziger Fink oder Sperling vertilgt in einem Monate Hunderte von Raupen. Hunderte von Raupen fressen aber in dieser Zeit mehrere Bäume kahl. Denkest Du Dir nun, daß durch das Sammeln von Eiern in einem einzigen Sommer die Vögel nur in einer Gegend um viele Hundert vermindert werden, so wirst Du leicht berechnen können, wie groß der Schaden ist, der durch diese thörichte Liebhaberei angerichtet wird. Ich bitte Dich daher dringend, Deinen Plan aufzugeben, und Du wirst dies gewiß um so lieber thun, wenn Du bedenkst, wie grausam es schon ist, den Vögeln die Eier, an denen sie beinahe wie an ihren Kindern hängen, wegzunehmen. Um nicht an das Leid, was ich dadurch den armen Thierchen zugefügt und an den Schaden, den ich in meiner Gegend angerichtet

habe, täglich erinnert zu werden, bin ich so entschlossen gewesen, meine ganze Sammlung zu vernichten. Du wirst dies vielleicht thöricht finden; ich aber freue mich darüber und das um so mehr, da mich mein Lehrer desshalb gelobt hat. Bist Du im Stande, eben so gern Deinen Plan aufzugeben, wie ich die schönen Eier zerschlagen habe, so wirst Du ebenfalls gelobt werden von

Deinem

wohlmeinenden Freunde
Morig.

25. Bernhard an Morig.

Dein letzter Brief hat mich, theuerster Morig, von meinem Vorhaben, mir eine Eiersammlung anzulegen, gänzlich abgebracht. Habe Dank für Deinen freundlichen Rath! Er ist bei mir auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Du hast Recht, das Eiersammeln eine thörichte Liebhaberei zu nennen. Es ist sogar ein Verbrechen, wenn man bedenkt, dass die unschuldigen Vögel, die uns so großen Nutzen und so manche Freude gewähren, dadurch vertilgt werden. Aber gibt es nicht noch mehr Liebhabereien, welche thöricht sind und uns zum Verbrechen gereichen? Gewiss, mein lieber Freund! Mir ist da besonders das Sammeln und Tödten der armen Schmetterlinge eingefallen. Denke nur, wie viel hundert Knaben diesen schönen bunten Thierchen nachjagen! Einige haben allerdings den Zweck, sich dadurch in der Naturgeschichte zu unterrichten; die meisten aber fangen dieselben bloß, um sie, an eine Nadel gespießt, langsam und qualvoll sterben zu lassen. Ist das nicht grausam? O, mein theurer Morig, es ist noch mehr als dieses! Es ist ein Frevel gegen den lieben Gott, der auch die Thiere zur Freude geschaffen hat. Wer sie daher quält und ihnen ohne Noth das ohnehin kurze Leben raubt, der muss dem guten Vater im Himmel gewiss sehr missfällig sein. Ich dachte daher, wir sammelten nicht nur keine Eier mehr, sondern ließen auch fortan die Schmetterlinge und Käfer in Ruhe. Unsere Lehrer werden schon dafür sorgen, dass wir uns auch ohne eigene Eier-, Schmetterlings- und Käfersammlungen Kenntnisse in der Naturgeschichte erwerben können. Suche Du für diesen unsern Entschluss Deine Freunde zu gewinnen; ich werde unter den meinigen werben. In der Hoffnung, dass Du mit meiner

-Ansicht vollkommen einverstanden sein wirst, bin ich unveränderlich

Dein

aufrichtiger Freund
Bernhard.

26. Das Vogelnest.

In einem dicken Busche hatte ein Vögelchen ein Nest gebaut, und froh sang ihm sein lieber Gatte manch' Liedchen, eh' der Tag gegraut. Bald waren Junge in dem Neste; nun trug es, ohne Raß und Ruh', aus allen Gegenden das Beste zu ihrer Nahrung liebreich zu. Nichts glich der Freude und dem Glücke, das unser Vögelchen empfand, kam es zu seinem Nest zurücke, wenn es die süße Brut noch fand. Doch bald entriß ein böser Junge ihm unbarmherzig Ruh' und Lust: er kam und nahm in vollem Sprunge das Nestchen, das er längst gewußt. O Räuber! schrie es, meine Kleinen gib, gib mir die geliebte Brut! Kannst du so hart, so grausam meinen, daß mir dein Raub nicht wehe thut? Taub bei des armen Vogels Klagen, nahm er das Nest und sprang davon; doch kaum hatt' er es weggetragen, so starb das Vögelchen auch schon. O liebes Kind, bei And'rer Schmerzen fühlt edles Blut Barmherzigkeit; stets glüh' in deinem weichen Herzen heiß das Gefühl der Menschlichkeit.

27. Das Nest.

Eine Grasmücke hatte im Garten ihr Nest gebaut. Unverbroffen saß sie auf ihren Eiern, während das Männchen von den benachbarten Zweigen sang. Oft besuchten die Kinder Alwin und Theodor das Nest des zahmen Vogels, streichelten ihn und brachten ihm Futter. Endlich krochen die Jungen aus; und die Geschäftigkeit, mit welcher die Alten sie nährten, gewährte ein neues, unterhaltendes Schauspiel für die Kinder.

Nach einiger Zeit bedeckte sich der nackte Leib der Kleinen Vögel mit Federn; sie versuchten unter der Anleitung ihrer Eltern zu fliegen; in Kurzem gelang es. Nun verließen sie in wenigen Tagen das Nest und kehrten nicht mehr zurück. Die Kinder beklagten diesen Verlust; und einige Tage lang fiel die Rede oft auf das Nest und seine artigen Bewohner. Sie theilten sich und ihrem Vater einige Beobachtungen mit. Vor-

zöglich bewunderten sie die Sorgfalt der brütenden Vögel, ihre Emsigkeit und Liebe für die hülflosen Kleinen.

Diese Liebe, sagte der Vater bei einer solchen Gelegenheit, ist ein schätzbarer Trieb, den die Natur in das Herz der Thiere gelegt hat. Ohne ihn würde die thierische Welt zu Grunde gehen. Selbst der nachdenkende Mensch würde ohne ihn die Mühe kaum ertragen, welche die Versorgung und Erziehung kleiner, hülfloser Kinder ihm auferlegt.

Bei den Thieren zeigt sich diese Liebe nur so lange, als die Hülflosigkeit der Kleinen dauert. Ist diese Zeit vorbei, so vergessen die Eltern ihre Jungen, und die Jungen fühlen keine Dankbarkeit gegen ihre Eltern. Eure Grasmücken haben ihr mütterliches Nest verlassen, sie werden es nie wieder besuchen; und wenn sie auf ihrem Umherirren den sorgsam Eltern begegnen: werden sie diesen schwerlich ein Zeichen der Erkenntlichkeit geben. Ihre Liebe geht nicht zurück, und nur in der Sorgfalt für ihre eigenen Jungen werden sie der Natur dereinst ihre Schuld abtragen.

Wie ganz anders und wie viel schöner ist hier die menschliche Natur eingerichtet! Unter den Menschen dauert die gegenseitige Liebe fort, so lange sie leben; denn diese Liebe ist bloß auf das Bedürfniss gegründet. Die Eltern freuen sich, wenn es ihren Kindern wohl gehet, und theilen ihre Leiden in jeder Zeit und in jedem Alter. Auch die Kinder vergessen ihre Eltern nicht, und aus der weitesten Entfernung denken sie mit Sehnsucht und Freude an das väterliche Haus. Sie bemühen sich, sie durch gute Thaten zu erfreuen, und vergelten ihnen im Alter ihre Sorgfalt und Mühe, die sie ehemals auf ihre Erziehung verwendet haben. Aber das Thier stirbt hülflos im Walde, und keines seiner zahlreichen Kinder naht sich ihm, um die letzten Augenblicke seines Lebens zu erleichtern. Kein anderes Thier beklagt seinen Tod. Der Mensch aber läßt das Andenken seiner guten Thaten hinter sich zurück, und seine Kinder freuen sich seines Andenkens und fassen gute Vorsätze am Grabe der Eltern.

Der Vater schwieg bei diesen Worten, sein Herz war gerührt. Theodor hing sich an seinen Hals und sagte: Ich werde dich nie vergessen, lieber Vater, und dich nie betrüben; und wenn du todt bist, will ich dennoch so denken und handeln, als ob du lebstest.

Alwin umarmte seinen Vater, ohne etwas zu sagen; aber im Herzen dachte er so, wie sein Bruder.

28. Der Strauß.

Strauß! du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Riese unter allen Vögeln der Welt bist?

D ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß als der größte Mensch und wiege 60 bis 80 Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten?

So, kann man dich also essen?

Ja, freilich, und meine Eier auch. Meine Eier sind so groß, daß sich zwei bis drei Personen an einem einzigen satt essen können, denn sie sind so groß als ein kleiner Kindskopf und wiegen 4 bis 6 Pfund. Und solche große Eier lege ich alle Jahre 30 bis 40.

D, das ist erstaunlich viel! So viel Eier legt gewiss kein einziger großer Vogel. Wenn du sie ausbrütest, so muß es entsetzlich viel Strauße geben. Thust du das wohl und brütest sie alle aus? — Doch davon nachher. Sage mir erst, großer Strauß, wo du zu Hause bist?

Ich lebe in den unfruchtbaren Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen und auch selten welche hinkommen. Und, o wie lieb wäre es mir, wenn ich nie einen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eier oder meine Jungen; oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen!

Was frisst du?

Kraut und Gras, Samentörner und Nüsse, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber werde ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas voll. Und zuweilen bin ich auch so dumm, und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber übel bekommen.

Wie alt wirst du?

Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und sonst noch auf andere Weise gequält, so dauert freilich mein Leben kaum halb so lange.

Reitet man denn auf dir?

Ja, aber nur zum Spaß. Auch in Karren spannen mich die muthwilligen Neger zuweilen, denn ich bin sehr stark und flink und kann in einer Stunde zwei bis drei Meilen weit laufen.

Sammt Karren und Reiter?

Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren oder auf meinem Rücken sitzt, wenn er das schnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist! Es vergeht ihm Sehen, Hören und Athemholen.

Nun erzähle mir, großer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Zehen oder Klauen aussiehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eier zugeht?

Ich bin so groß als ein Dragoner, der zu Pferde sitzt, und gleiche sehr dem vierfüßigen Thiere, das man Kameel nennt. Mein Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spitzig. Die Oeffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine oberen Augenlider sind beweglich und mit langen Augenwimpern versehen, wie beim Menschen. Mein Hals ist sehr lang und dünn und nebst dem größten Theil meines Körpers mit dicken weißen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanz hab' ich mehrentheils schöne weiße, aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dies sind die bekannten Federn, um deretwillen mich die Neger entsetzlich ängstigen und jämmerlich zu Tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, welche dieselben auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffe und Federbüsche und sonst noch allerhand Puz und Zierathen davon machen. Meine schwarzen Federn sind theurer, als meine weißen, weil ich deren weniger habe. Meine Füße sind kahl und sehr lang, und mit zwei Zehen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwei Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein sind und die Last meines Körpers zu groß. Aber laufen kann ich entsetzlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen. Was meine Eier betrifft, so sind sie wirklich so groß als ein kleiner Kindskopf, länglich = rund, glatt und weißlich, mit kleinen Pünktchen versehen. Man kann sie essen und aus der Schale allerhand Trinkgeschirre machen, weil sie ziemlich dick und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen sie häufig nach Europa, und verkaufen sie an

Naturalien-Liebhaber. Es kostet eins gewöhnlich einen Gulden und, wenn es recht schön ist, wohl noch mehr.

Und wie viel brütest du von den 30 bis 40 Eiern aus, die du alle Jahre legst?

Kaum den vierten Theil. Denn viele stiehlt man mir, und viele lege ich bloß desswegen, damit meine Jungen gleich etwas zu fressen finden, wenn sie lebendig geworden sind und die Schale verlassen haben. Und von diesen sterben immer noch viele vor Hunger oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um. Ich lege meine Eier geschwind hinter einander in den heißen Sand, aber nicht alle dreißig oder vierzig auf einen einzigen Haufen, sondern nur allemal zehn bis zwölf beisammen, in einem kleinen Kreise herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber lasse ich von dem heißen Sand ausbrüten.

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigten und grausam verfolgten; warum wehrst du dich denn nicht gegen sie?

O, ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Weibe ab, und schlige ihm oft sammt seinem Hunde und Pferde den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreise herumgejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nöthigen, daß ich meinen Kopf in den Sand oder sonst wohin stecke, mich fangen und tödten oder lebendig in Gefangenschaft führen lasse. In der Gefangenschaft habe ich's zwar gut: ich habe Fressen genug, kann hüpfen und springen, wie ich will; aber ich muß es mir gefallen lassen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschachtet und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahre eine Menge von uns zusammen und ziehen uns um der Federn willen auf. Nach Europa wird selten ein lebendiger Strauß gebracht.

29. Der Sommer.

Im Sommer scheint die Sonne heisser, als im Frühlinge. Die vielen Blumen, welche noch blühen, das Gemüse in den Gärten und Alles auf dem Felde schmachtet dann nach Regen. Alles bedarf der Erquickung. Da verdunkelt sich der Himmel, der Donner rollt, Blitze blenden das Auge, und ein

wohlthätiger Regen erfrischt die durstigen Bäume und Kräuter. Alles wächst nun noch einmal so schön, und der Mensch freut sich darüber. — Aber die Hitze wird noch grösser, das Getreide reift und es röthet sich die Kirsche. Sie wird den Wangen des muntern Knaben ähnlich und übertrifft sie bald an frischer Farbe. Die Stachelbeere reift mit der Johannisbeere, die Kinder pflücken sie jubelnd ab und löschen damit ihren Durst. Doch darf man nie unreifes Obst essen, denn dies ist dem Menschen schädlich.

Nach und nach wird das Laub der Bäume dunkler, das Korn wird gelber und der Schnitter wetzt seine Sense, um es zu mähen. Bald liegt es abgeschnitten da, und der Landmann fährt es nach Hause, um es dort in der Scheune zu dreschen. Wie schön ist der Sommer! Er schenkt den Kindern süsse Früchte, und durch seine Wärme reift das unentbehrliche Getreide.

Gott sendet Thau und Regen, er sendet Sonnenschein:
dann glänzt das Feld von Segen, und wir, wir ärnten ein.
So wollen wir denn loben und preisen immerdar
den grossen Geber oben, der sein wird, ist und war!

30. Sommerlied.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben. Schau' an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie dir und mir sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehn voller Laub, das Erdbreich decket seinen Staub mit einem grünen Kleide; Narcissen und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an, als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft; das Täublein fliehet aus seiner Kluft und macht sich in die Wälder; die hochgelobte Nachtigall ergösset und füllet mit ihrem Schall Berg, Hügel, Thal und Felser.

Die Glucke führt die Küchlein aus, der Storch baut und bewohnt sein Haus, das Schwälblein ätzt die Zungen; der schnelle Hirsch, das leichte Reh ist froh und kommt aus seiner Höh' in's tiefe Gras gesprungen.

Die Bäcklein rauschen in dem Sand und malen sich an ihrem Rand mit schattenreichen Myrthen; die Wiesen liegen hart dabei und klingen ganz vom Lustgeschrei der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschaar fliehet hin und her, sucht hier

und da die edle Honigspeise; des süßen Weinstocks starker Saft bringt täglich neue Stärk' und Kraft in seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruh'n; des großen Gottes großes Thun erweckt mir alle Sinnen. Ich singe mit, weil Alles singt, und lasse, was dem Höchsten klingt, aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön und lässest's uns so lieblich geh'n auf dieser armen Erden: was will doch wohl nach dieser Welt dort in dem schönen Himmelszelt und güld'nen Schlosse werden?

O wär' ich da, o ständ' ich schon, du lieber Gott! vor deinem Thron und trüge meine Palmen: so wollt' ich nach der Engel Weis' erhöhen deines Namens Preis mit tausend schönen Psalmen!

31. Geschichte von den Alpkirten.

In dem Schweizerlande gibt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus, und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen, kräuterreichen Weiden, und rings umher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf und lernen früh, sie klüglich regieren. —

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars-Kinder; deren Eltern wohnten am Fuße des Gebirges, und hatten jeglicher eine kleine Heerde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnte ein wenig ferner; der pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem Gebirge.

So zogen sie denn hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werkeltags, auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, oder sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harreten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: Er wird wohl kommen, er weiß ja den Weg, wo er uns findet. Aber es ist schade, dass er nicht bei uns ist, sagte Lienhard; denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Aber ich habe auch noch etwas Besonderes vor. Da fragte Wälty: Was ist denn das? Und Lienhard antwortete: Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen! — Da sprach Wälty: Wie mögen wir Knaben ein Kirchlein bauen? Hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlet uns doch die Kraft und die Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht ar-

beiten! Ein frommes Werk darf man wohl thun, antwortete Lienhard. Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eines von Zweigen. Siehe, drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit und sprachen: Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein siehet! — Nun arbeiteten sie mit frischem Muthe, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp an einem lieblichen Thale, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermessliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weißen Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne. Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpgebirges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, und flochten daraus Kränze und Gewinde, und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. — Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schauten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde von fern sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten. — Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten.

Da sagte Lienhard: Komm, Wälty, jetzt ist's auch unsere Zeit, in's Kirchlein zu gehen. Nun trieben sie die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schafen und Ziegen: Graset nur fein, und seid stille! Wir müssen in's Kirchlein gehen!

Als sie nun hineintraten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein, und saßen ganz still und andächtig ein Weiltchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüftchen spielte in die Blätter des Kirchleins, also, daß es leise säufelte; dazu tönte das Glöckchen aus der Ferne. Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: Könnten wir auch ein Liedlein singen! Da sagte Lienhard: Wir wollen das Alp-liedlein singen! Das ist gut dazu. Da sangen die Knaben

Das Alplied.

Auf hoher Alp
wohnt auch der liebe Gott;
er färbt den Morgen roth,
die Blümlein weiß und blau,
und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

Auf hoher Alp
von Kräuterreichen Höhn
die Lüftlein lieblich weh'n,
gewürzig, frei und rein.
Mag's auch sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

Auf hoher Alp
erquickt sein milder Strahl
das stille Weidethal;
des hohen Gletschers Eis
glänzt, wie ein Blütenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

Auf hoher Alp
des Gießbachs Silber blinkt;
die kühne Gemse trinkt
an jäher Felsen Rand
aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

Auf hoher Alp
in Schaaren weiß und schön
die Schaf' und Zieglein gehn,
und finden's Mahl bereit,
dass sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

Auf hoher Alp
der Hirt sein Heerblein schaut;
sein Herze Gott vertraut:
der Geis und Lamm ernährt,
ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

Als sie das Alpliedlein ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Heerden zurück, die am Abhang ruhig weideten. Als sie nun in das Thal hinunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Heerde. Da riefen sie: Das ist Hannely's Heerde! Wir wollen hinunter, und ihn holen, dass er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue.

Als sie nun unten kamen, sahen sie, dass nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde weidete, und sie wunderten sich und fragten: Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: Er liegt im Bett und ist krank. Darum weid' ich die Schafe; aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimath, denn die Mutter ist sehr betrübt.

Da sprachen die Knaben einmüthig: Wir wollen die Schafe hüten, als ob es unsere eigenen wären, bis Hannely wieder wohl ist. —

Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, dass Hannely so gern Erdbeeren äße; und nun gingen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, und foch-

ten ein Körblein aus Halmen, das füllten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen und die Heerden heim geleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber. Da freute sich der kranke Hannely über die Maßen und genas in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert! —

32. Himmel und Erde.

Das große Licht, das den Tag regiert, nennen wir die Sonne, und sie ist recht ein Wunderwerk des Höchsten. Sie gibt aller Welt Licht, und ihr Licht ist das allerhellste Licht. Ohne sie säßen wir in Finsterniß; wenn sie aufgeht, verkündigt sie den Tag. Merke aber: es scheint uns nur so, als ob sie komme und gehe. Bist du einmal recht schnell im Rahne oder auf einem Wagen gefahren? Kam es dir nicht vor, als ob Felder und Gärten, Bäume und Häuser um dich her auf einmal Füße bekommen hätten und davon liefen? — Siehe, so ist's mit der Sonne; sie stehet fest, aber unsere Erde wandert um sie her. Da ist nun die Erde wie ein Kind, das um die Mutter her hüpfet und nicht von ihr fort kann; so treibt sie's Tag und Nacht, bis sie einmal um die Sonne herum ist, wozu sie 365 Tage und etwas darüber braucht; dann fängt sie's wieder von vorn an, und wir sprechen nun: Ein neues Jahr geht an. So wird sie's forttreiben, bis der jüngste Tag kommt. Wir sind wie die Leute auf dem Rahne; wir merken nicht, wie schnell unsere Erde davon eilt, und meinen, die Sonne wandle über den Himmel, weil es so aussieht. Aber der Schein trügt.

Die Erde ist rund, wie eine Kugel. Wenn du heut von Vater und Mutter Abschied nimmst, und von deiner Haushälterin an dem Wege zur Rechten nachgehst, und immer weiter wanderst: so wirst du nach 2 oder 3 Jahren, wenn Gott deine Reise behütet, wieder heimkommen, aber diesmal von der linken Seite her. Du wirst diese Spazierfahrt wohl nicht machen; doch haben's schon Manche versucht, und daher wissen wir, daß die Erde rund ist. — Die Erde dreht sich auch, wie die Kugel, wenn sie nach den Regeln rollt; durch dieses Umdrehen eben kommt sie von der Stelle. Während sie sich dreht, scheint die Sonne bald auf die eine, bald auf die andere

Seite der Erde: darum haben wir jetzt Tag und nach einigen Stunden Nacht.

Ehe die Sonne früh aufgeht, sehen wir schon den Widerschein ihres Lichts, und manchmal sendet sie auch das Morgenroth voraus; des Abends, wenn sie untergeht, malt sie uns zum Abschiede auch oftmals einen rothen Himmel. (Matth. 16, 2. 3.) Und das Alles ist so herrlich, dass wir wohl mit Sirach ausrufen: Das muss ein großer Herr sein, der sie gemacht hat!

So hat die Sonne schon viele tausend Jahre auf die Erde geleuchtet, und hat den Leuten auf ihr manchen hellen Morgen, manchen schönen Tag, manchen heitern Abend gebracht; sie hat lächelnd einem Jedem von uns in die Wiege geschaut, und sie wird auch einmal Jedem von uns auf das Grab scheinen.

Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre. Der Herr nur bleibet, wie er ist, und seine Jahre nehmen kein Ende. Vor ihm ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag.

33. Licht und Wärme auf der Erde.

Wie das Licht, so kommt auch die Wärme von der Sonne. Ohne Licht und Wärme würden weder Menschen noch Thiere sich wohl befinden, und kein Pflänzchen würde gedeihen. Hab' ich nicht im Frühjahr selbst gesehen, wie ein einziger Tag Alles herauslockt? Und das ist um so wunderbarer, da die Sonne so weit von uns entfernt ist, dass man es kaum glauben kann; denn wenn du die Flügel der Schwalbe nähmest und gerade auf die Sonne losflögest, ohne auszuruhen: so würdest du 25 Jahre und länger fliegen müssen, ehe du hinkämeist. Je näher du kämest, desto größer würde sie vor dir liegen, und deine Erde müsste dir endlich gegen die Sonne vorkommen, wie ein Staublein.

Nicht an allen Orten der Erde ist einerlei Wärme. Das kannst du schon bei uns merken: denn im Frühling ist es viel anders, als im Winter; und der Sommer hat eine andere Wärme, denn der Herbst. Es gibt aber auch Gegenden der Erde, wo es nimmer einwintert. Da ist es immer Frühling und Sommer; die Bäume grünen und blühen das ganze Jahr hindurch, und neben den Früchten kommen schon wieder die Blüthen hervor. Da gibt es die schönsten Blumen, die herrlichsten Bäume, die buntesten Vögel, die prächtigsten Schmetterlinge. Tag und

Nacht sind fast immer gleich. Ei! da möchtest du wohl gern sein? — Aber wisse: dort wird auch die Hitze oft so groß, daß man es kaum ertragen kann; dort sind die giftigen Schlangen und die wilden Löwen zu Hause, und die schönen, bunten Vögel lernen kein munteres Liedchen pfeifen. Laß dir's daheim gefallen, und danke dem lieben Gott, daß er auch unser Land so schön geschmückt hat. Denn er setzt einem jeglichen Lande seine Grenze; Sommer und Winter macht der Herr.

Dagegen gibt es auch Länder, wo es gar nicht recht Sommer werden will. Da müssen die Menschen sich immer in dicke Pelze hüllen und vor Frost unter die Erde verbergen. Den Thieren hat dort der liebe Gott selbst einen dichten Pelz umgethan. Dort bleibt auch viele Monate lang Nacht; aber der Mond und der weiße Schnee machen die Nacht hell. Die Bäume bleiben so klein, daß man darüber wegspringen kann; Blumen sieht man gar nicht, wohl aber viel Moos. Dort würdest du gewiß nicht lange wohnen wollen; und doch gefällt's den Leuten, die dort aufgewachsen sind, in ihrem Lande so gut, daß sie nicht mit uns tauschen mögen.

Vater aller Ewigkeiten!
Du nur änderst Stund' und Zeiten,
und auf dein allmächtig Wort
rollt die Sonne täglich fort.

Durch dich geht sie auf und nieder
und kommt jeden Morgen wieder;
du bezeichnest wunderbar
durch sie Stunden, Tag und Jahr.

34. Die Sonne.

O seht auf ihrer Himmelsbahn die schöne, gold'ne Sonne an!
Warum so frühe steigt sie schon von ihrem hellen Morgenthron?

Sie sendet Licht und Wärme her aus ihrem großen Feuermeer,
und wird nicht müde und nicht matt, bis ihre Wohlthat Jeder hat.

Sie machte, daß der Frühling kam; und als der Holbe Abschied
nahm, da ließ sie uns nicht freudenleer: sie führte uns den Sommer her.

So ist sie täglich früh erwacht, und wandelt still in hoher
Pracht, und schafft und wirkt immerfort am blauen Himmelsbogen
dort.

Und wenn man Abends danken will, kein Augenblickchen steht sie
still; und steigt hinab in's Abendlicht, sieht höchstens nochmals um
und spricht:

Ihr Kinder, wohl euch! Gute Nacht, wenn ihr viel Gutes heut'
vollbracht! Und wohl, wenn euch von jener Höl' ich morgen wieder
fleißig seh'!



35. Die Tageszeiten.

Und da ward aus Abend und Morgen der erste Tag; und die Sonne, wenn sie aufgeht, verkündigt sie den Tag; sie geht auf und geht unter und läuft ihren Weg als wie ein Held.

Du siehst die Sonne aufgehen oder erscheinen, untergehen oder verschwinden, du siehst sie sich am Himmel bewegen. Langsam steigt sie von ihrem Aufgange an in einem Bogen in die Höhe und dann wieder nach der andern Seite zu ihrem Niedergange hinunter. Hier verschwindet sie und bleibt unsichtbar, bis sie von Neuem wieder an ihrem Aufgange emporsteigt. Die Zeit um ihren Ausgang nennt man den Morgen, die Zeit um ihren höchsten Stand den Mittag, die Zeit um ihren Niedergang den Abend, die Zeit, in welcher sich die Sonne unserm Blicke gar nicht zeigt, heißt die Nacht, die Mitte derselben zwischen Nieder- und Aufgang der Sonne die Mitternacht. Morgen, Mittag, Abend und Nacht sind die Haupttageszeiten; dem Sonnenaufgange geht die Morgendämmerung und die Morgenröthe voran, dem Untergange folgt die Abendröthe; die Zeit vor dem Mittage heißt der Vormittag, die nach demselben der Nachmittag. Der Zeitraum zwischen Aufgang und Aufgang, zwischen Niedergang und Niedergang, zwischen einem Mittage und dem folgenden heißt ein Tag. Der vier und zwanzigste Theil eines Tages heißt eine Stunde, deren zwölf vom Mittag bis zur Mitternacht, zwölf von dieser bis zu jenem gezählt werden. Der sechzigste Theil einer Stunde ist eine Minute, das $\frac{1}{60}$ einer Minute eine Sekunde. Sieben Tage machen eine Woche, dreißig einen Monat, zwölf Monate ein Jahr. Schnell ist ein Tag verschwunden, noch schneller Minuten und Sekunden; rasch eilen Wochen, Monate, Jahre dahin. Nutze die Zeit! von jeder Stunde sollst du einst Rechenschaft geben!

36. Kurze Reise um die Erde.

Wer eine Reise um die ganze Erde machen wollte, immer in gerader Richtung, der würde einen Weg von 5400 Meilen zurücklegen müssen. Eine Meile aber ist zwei Stunden. Wollte er also jeden Tag zwölf Stunden zurücklegen, so würde er 900 Tage unterwegs sein. Um sich auf einer so weiten Reise zurecht zu finden, muß man vor allem Andern die Him-

melsgegen den wissen, d. h. sich nach dem Laufe der Sonne richten können. Die Gegend nämlich, wo die Sonne aufgeht, nennen wir Morgen; wo sie untergeht, Abend; wo sie sich um die Mittagsstunde hinneigt, ist die Mittagsgegend, und die Seite des Himmels, auf welche sie nie zu stehen kommt, heißt Mitternacht. Wer auf Reisen gehen will, muss aber auch vielerlei Sprachen zu reden wissen; denn nicht allenthalben verstehen die Leute deutsch. Wenn du von hier aus gegen Sonnenuntergang reisest, so kommst du durch viele Länder, deren Einwohner deutsch reden und verstehen; du bist also noch in deinem lieben Vaterlande Deutschland. Aber endlich kommst du an einen großen Fluss, den Rhein; über dem Rhein hör's mit der deutschen Sprache bald auf und du hörst in Zungen reden, die du nicht verstehst. Doch auch in jenem Lande kleiden sich die Leute fast wie wir, und die Züge ihres Gesichts gleichen den unserigen. So würdest du's auch finden, wenn du nach Morgen, oder nach Mitternacht, oder nach Mittag reisen wolltest — erst allenthalben liebe deutsche Landsleute, dann aber fremde Sprachen, fremde Sitten, fremde Gesichter — obgleich weiß und roth wie die unserigen. Alle diese verschiedenen Länder, rings um Deutschland her, bilden einen Erdtheil, welcher Europa genannt wird und auf drei Seiten vom Meere umgeben ist. Deutschland, das mitten darin liegt, gehört auch zu demselben, und du kannst dich also eben so gut einen Europäer als einen Deutschen nennen. — Gegen Morgen hin hängt Europa mit einem weit größern Erdtheile zusammen, der Asien heißt. In demselben liegt das Land, wo unser Herr Jesus Christus geboren wurde (Kanaan, Palästina oder das Land der Juden genannt) und auch das Land, in welchem Moses den Juden die heiligen Gebote gab (Arabien) und wo sie 40 Jahre lang mit ihren Heerden umherzogen. Weil uns diese Länder gegen Morgen liegen, pflegt man sie auch das Morgenland zu nennen. Viele Völker Asiens haben eine gelbbraune Gesichtsfarbe. — Ganz schwarze Menschen (Mohren, Neger) findest du in Afrika, einem dritten Erdtheile, der von Europa aus mittagswärts liegt und von unserm Erdtheile durch ein Meer getrennt wird. Dort ist's sehr heiß; dort gibt's auch unermessliche Sandwüsten. Noch zählt man zwei andere große Erdtheile, deren einer (Amerika) uns gegen Abend liegt, der andere aber (Australien) in sehr vielen größeren und kleineren Inseln über das große

Weltmeer zerstreut ist. In dem ersten findet man kupferrothe, in dem letzten schwarzbraune Menschen.

Glaube ja nicht, dass es auf der Erde immer so ausgesehen hat, wie du es jetzt findest. Frage nur deinen Vater und deine Mutter, frage deine Großeltern und die alten Leute in deinem Geburtsorte; diese werden dir von vergangenen Zeiten viel zu erzählen wissen. Lies die Leichensteine auf dem Kirchhofe; ach, da liegen ihrer Viele begraben, die im hohen Alter verstorben sind, als deine Großeltern noch Kinder waren. In der Kirche selbst findest du wohl manches Bild mit halb verwischten Farben, das vor langen, langen Zeiten dort aufgehängt wurde und manchen alten Gedenkstein, dessen Züge man kaum mehr lesen kann und von dem auch die ältesten Leute nicht mehr zu sagen wissen, wann er gesetzt worden sei. So weißt Vieles um dich her auf eine Vorzeit hin, von welcher wir weiter nichts zu erzählen wissen, als was wir in alten Schriften aufgezeichnet finden. Jedes vergangene Jahr führt dich wieder auf ein vergangenes zurück. So sind Jahrhunderte und Jahrtausende über die Erde gegangen, Menschen sind geboren worden und gestorben; Städte und Dörfer sind gebaut worden und wieder verschwunden; mancherlei Veränderungen haben sich auf der ganzen weiten Erde ereignet. Die merkwürdigsten derselben wirst du später auch erfahren und schon jetzt hast du einige davon aus der biblischen Geschichte kennen gelernt, die uns bis an den Anfang, bis zur Schöpfung der Erde, hinaufführt. — David singt im zweiten Verse des neunzigsten Psalmes:

„Ohe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ —

37. Die aufgehende Sonne.

In Morgenroth gekleidet, beginnt sie ihren Lauf, die schöne, grosse Sonne; wie herrlich geht sie auf!

Willkommen uns, willkommen, des guten Gottes Bild! so gross und so erhaben, und doch so sanft und mild.

Wie frisch hervor in's Leben sich Alles regt und drängt! Wie schön an jedem Gräschen des Thaues Perle hängt!

Der dich erschuf, o Sonne, wie freundlich muss der sein! O, lass uns ihm, ihr Brüder, ein reines Leben weihn!

38. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Viele Kinder und auch erwachsene Leute klagen darüber, daß sie immer mit ihrer Arbeit nicht fertig werden können; andere darüber, daß sie sich Morgens müde fühlen und unlustig zur Arbeit. Der Grund davon liegt sehr oft darin, daß sie des Morgens zu lange schlafen oder wachend im Bette verweilen; denn früh arbeitet es sich am besten, und frühes Aufstehen ist auch dem Körper dienlich, während langes Schlafen schwächlich macht.

Als Friedrich der Große, König von Preußen, zur Regierung kam, gab er seinem Kammerdiener den strengsten Befehl, ihn recht zeitig zu wecken, und wenn er nicht sogleich aufstünde, die Erlaubniß, jedes Mittel anzuwenden, ihn aus dem Bette zu bringen. Der Kammerdiener erfüllte treulich des Königs strengen Befehl, und als dieser einst nicht aufstehen wollte, nahm er ein Tuch, tauchte es in kaltes Wasser und legte es dem König auf's Gesicht. Dies half, und der Kammerdiener durfte weiterhin dies Mittel nicht mehr anwenden. Der König nämlich gewöhnte sich sehr bald daran, früh aufzustehen und war dafür seinem Diener sehr dankbar.

39. Guten Morgen!

Nun reibet euch die Aeuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
die Lerche singt schon in der Luft,
die Blume prangt in Thau und Duft.
Guten Morgen!

Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
auf seinem Posten kräht der Hahn,
die Tauben flattern aus dem Schlag'
und sonnen sich im ros'gen Tag.
Guten Morgen!

Schon tönen Lieder und Schalmeln,
der Heerde Glöcklein klingen drein,
und seinen Morgengruss entbeut
vom Thurme weithin das Geläut'.
Guten Morgen!

Was nur die Hände rühren kann,
das schickt sich jetzt zur Arbeit an,
die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
sie drücken sich zum Gruss die Hand:
Guten Morgen!

Und Alles regt sich nah und fern
und rüstet sich und preist den Herrn;
ihr wollt doch nicht die Letzten sein?
Drum stehet auf und stimmt mit ein:
Guten Morgen!

40. Das Gewitter.

Eine heitere Stille, ein klarer Himmel, ein frohes Leben in der Natur herrscht am frühen Morgen. Es grünet und blühet, es rauschet und rieselt, es singet und hüpfet. Ist's doch so, als ob die Schöpfung einen schönen Festtag feiern wollte, an dem sich der Mensch mit Vernunft und Gefühl am herzlichsten freuen soll. Die unermessliche Bläue des Himmels überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor. Bald steigen dickere Wolken am Horizonte herauf, erheben sich immer mehr und mehr, gleichen über einander gelagerten Gebirgsmassen, mannigfaltig gestaltet und verschieden gefärbt. Durch sie, wie durch einen Schirm, werden die Strahlen der Sonne gehemmt, das Tageslicht verliert seine Helle, es wird trüber und dunkler.

In der dunkeln Wolke blizt es, sie wird plötzlich erleuchtet. Ein schwaches Donnern wird gehört, das lauter schallt, je näher das Gewitter kommt. Schwül ist die Luft. Der Himmel umwölkt sich mehr und mehr. Plötzlich bricht ein Sturm los; er faust und braust; er führt Staubwolken in die Luft empor; Seen und Ströme schlagen Wellen; das Wasser schäumt; die Wipfel der Bäume schwanken hin und her. Die Thiere des Feldes, die Vögel verbergen sich und suchen Schutz gegen das nahe Ungewitter. Auch der Landmann eilt in seine Hütte, versammelt die Seinigen um sich und spricht: Seid ohne Furcht; auch die Gewitter ruhen in der Hand Gottes, ohne dessen Willen uns kein Haar vom Haupte fällt!

Zuckende Blitze durchfahren das schwarze Gewölk, und dem krachenden Donner folgt der strömende Regen. Schlag folgt auf Schlag; die Fenster klirren; das Haus dröhnt — doch der Fromme fühlt des Allmächtigen Nähe. Allmählig entfernt sich das Gewitter; seltener leuchten die Blitze, und dumpfer wird das Rollen des Donners. Das Gewölk verzieht sich, es wird wieder heller, und bald schaut wieder freundlich die Sonne auf uns herab. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt, die Natur lacht. Im frischen Grün prangt Wald und Flur, rein gewaschen von Staub und neu erquickt sind die Gewächse; munter und fröhlich singt das Chor der Vö-

gel im Hain; trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft; die Schwüle hat sich abgekühlt; die Brust kann freier athmen, der Hauch eines erquickenden Lebens weht durch die ganze Natur. Wie wohlthätig ist das Gewitter! Preis und Anbetung dem Allmächtigen, der das Verderben in Segen verwandelt!

Wenn sich über den Gebüschen schwarze Wolken drohend mischen, und ein dumpfer Donner rollt, denk' ich: Liebend fährt hernieder unser Vater, segnet wieder seine Kinder, mild und hold.

Steht das Firmament in Flammen, Frachen Wolken wild zusammen, ruhig seh' zum Himmel ich: denn ein fruchtbarer Regen bringt den Fluren neuen Segen, jeder Halm verzünget sich.

Wollt, ihr Donner, zücht, ihr Blitze, aus der Gottheit Wolfensige majestätisch in die Welt! — Nichts soll mein Vertrau'n erschüttern: Der zu uns spricht in Gewittern, ist der Vater aller Welt.

41. Die Sonne.

Es war ein schöner stiller Sonntagabend im Sommer. Die Bewohner des Dörfleins saßen fast alle an den Thüren und freuten sich der kühlen heitern Luft und des fröhlich vollendeten Tages. Auch der alte treue Friedhold hatte sich unter dem Birnbaum gelagert und ein Häuflein Kinder war um ihn versammelt. Die Sonne neigte sich. Da baten die Kinder den Vater Friedhold um ein Liedchen. Und er sang mit ihnen

das Lied von der untergehenden Sonne.

Wie geht so klar und munter die liebe Sonne unter! Wie schaut sie uns so freundlich an von ihrer hohen Himmelsbahn! Das ist so ihre Weise. Sie zeuget still und leise: Wer sinkt am Tage Gutes that, dem ist am Abend wohl zu Muth!

Sie läuft den Weg behende vom Anfang bis zum Ende, erhellt und wärmt die ganze Welt aus ihrem hohen Himmelszelt. Auf allen ihren Wegen ist lauter Licht und Segen; dann schließt sie freundlich ihre Bahn und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter am Abendhimmel unter; bald aus des Morgenhimmels Thor steigt sie mit neuem Glanz empor. Drum wallet frohen Muthes, wie sie, und thuet Gutes! Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf und steht frohlockend wieder auf.

Die Sonne blicket jetzt die Erde an, sagte Friedhold, wie das Auge einer Mutter den Säugling anlächelt, wenn sie ihn in die Wiege gelegt hat und nun die Decke über ihn ausbreitet. Sie ist fürwahr ein Wunderwerk des Höchsten, fuhr der fromme Hausvater fort, und ein Bild seiner Vaterliebe! Nach ei-

nem Weisſen ſetzte er hinzu: Aber bei all ihrem Glanze ſtehet doch der Menſch höher, als ſie.

Bei dieſen Worten ſah Wilhelm den Vater bedenklich an und eine Frage ſchwebte auf ſeinen Lippen.

Der Vater verſtand ſeine Gedanken von fern und ſprach: Meineſt du nicht, Wilhelm? Was dünket dir edler, der Pflug, der die Erde durchwühlt, oder das Roß, welches ihn zieht?

Gewiß das Pferd, antwortete der Knabe, es hat Leben und Empfindung.

V. Und nun weiter, das Pferd oder der Ackerſmann, der den Pflug und das Pferd lenket?

W. Gewiß der Ackerſmann iſt edler, denn der iſt ein Menſch.

V. Das Pferd iſt doch nützlich, und wir vermögen ſchwerlich den Pflug zu ziehen und den Acker ohne ſeine Kraft zu bauen.

W. Aber, es weiß doch nicht, warum es den Pflug ziehet.

V. Weiß denn die Sonne, warum ſie leuchtet? Gehet ſie nicht auch im Joche, wie ein Roß? Kann ſie ihr Antlig erheben zu dem, der ſie wunderbar gebildet hat und zu ihm ſagen: Mein Vater!

Alle ſchwiegen und blickten mit eigener Empfindung in die ſinkende Sonne. Jedes Antlig ſtrahlte im Glanz der Abendröthe.

Sie wandelt ſchon Jahrtauſende, fuhr der ernſte Vater fort, ihre herrliche Bahn, und der Menſch blühet und fällt ab. — Aber es wird auch ihr ein Abend kommen, wo ſie untergehen und nicht wieder erwachen wird. Der Menſch iſt unſterblich! „Er wird geſäet verweſlich, aber er wird auferſtehen unverweſlich!“ —

Unterdeß war die Sonne untergegangen. Der Abendſtern glänzte am Himmel. Die Dämmerung lag auf den Hügeln und Thälern. Es war ſo ſtill, wie in einem Kämmerlein. Man hörte das Murmeln eines Waſſerfalles von Ferne. Die Geſellſchaft ſaß ſchweigend und hörte. Da erſcholl die Abendglocke aus dem Dorfe. Friedholz erhob ſich und ging in ſeine Wohnung. Ihm folgten die Andern.

42. Das Alpenhorn.

In einigen Alpenbezirken der Schweiz, in denen die Be-

wohner zerstreut als Hirten wohnen, herrscht eine schöne, fromme Sitte, welche den Hirten einigen Ersatz für das gesellige Leben in ihrer Einsamkeit verschafft. Wenn die Sonne das Thal verlassen hat, und ihre letzten Strahlen nur noch schwach die schneeigen Gipfel der Berge vergolben, dann nimmt der Senne (Hirt), dessen Hütte auf dem höchsten Punkte des Gebirges liegt, sein Alpenhorn und ruft, wie durch ein Sprachrohr: Lobt Gott den Herrn! Alle benachbarten Hirten, an der Thür ihrer Hütte stehend, wiederholen der Reihe nach den Schall, so wie sie ihn vernehmen, und so ertönt oft eine Viertelstunde lang, von Fels zu Fels, von Tiefe zu Tiefe, sich in immer weitere Ferne verlierend, das Echo: Lobt Gott den Herrn! Eine feierliche Stille folgt den letzten Tönen des Horns, und dann fallen alle Hirten mit entblößtem Haupte und frommer Andacht auf die Kniee nieder. Und wenn endlich die Finsterniß die Berge umhüllt, so erschallt das Horn von Neuem mit einem traulichen „gute Nacht!“ und in Frieden ziehen sich nun die Hirten in ihre einsamen Wohnungen zurück, um auszuruhen von den Mühen des Tages.

Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster! Ps. 92, 2.

43. Abenddämmerung.

Seht, es sinkt der Sonnenstrahl, menschenleer wird Feld und Thal, Alles eilt der stillen Ruh' seiner trauten Heimath zu.

Wer mit Emsigkeit und Fleiss thätig war in seinem Kreis, der genießt mit Heiterkeit einige Zufriedenheit.

Still beginnt der Mond den Lauf, heiter geh'n die Sterne auf, und des Himmels heil'ge Pracht leuchtet durch die stille Nacht.

Deine Engel sendest du, ew'ger Vater, nun uns zu; sicher ruh'n wir in der Nacht, treu von ihrem Schutz bewacht.

Fallen einst zur ew'gen Ruh' uns die müden Augen zu, unsern Geist befehlen wir, ew'ger Vater, dann auch dir.

Bricht der ew'ge Morgen dann nach des Lebens Wallfahrt an, o, so führe, Vater, du, Alle uns dem Himmel zu!

44. Der Mond.

(Sir. 43, 6—8. Der Mond in aller Welt muß scheinen zu seiner Zeit, und die Monate unterscheiden und das Jahr aushtheilen. Nach dem Monde rechnet man die Feste; es ist ein Licht, das abnimmt und wieder zunimmt. Er machet den Monat, er wächst und verändert sich wunderbarlich).

1.

Der Mond ist das Licht, das die Nacht regieret; er leuchtet, aber wärmt nicht. Er ist nicht immer am Himmel zu sehen, zeigt auch nicht immer dieselbe Gestalt, sondern einen Wechsel derselben. Er wird größer und kleiner; dieses nennt man sein Ab-, jenes sein Zunehmen, wobei er 4 Hauptstufen zeigt. Als Neumond  ist er unsichtbar; dann zeigt er sich als schmaler, bogenförmiger Lichtstreifen, der täglich größer wird oder zunimmt, als erstes Viertel  als eine nach Osten geöffnete Sichel erscheint, dann, immer mehr sich füllend, als Vollmond  als eine der Sonne ähnliche, Kreisrunde, mit vielen dunkeln Flecken versehene Scheibe sich zeigt, die einem Menschengesichte ähnlich ist. Vom Tage des Vollmonds an nimmt des Mondes Beleuchtung auf der westlichen Seite von Tag zu Tag ab und hat als letztes Viertel  die Form einer nach Westen geöffneten Sichel. Die dunkeln Flecken auf der Mondscheibe sollen tiefe Thäler sein. Leicht kannst du dem Monde ansehen, ob er ab- oder zunimmt; im erstern Falle sieht er aus wie ein lateinisches a (abnehmend), dem der senkrechte Strich fehlt; im letztern wie der obere Zug vom deutschen z (zunehmend).

Nach der Mond geht in Osten auf, in Westen unter, aber alle Tage gegen 50 Minuten später, an jedem Tage an einem andern Orte, wie du leicht beobachten kannst.

2.

Der Mond ist viel kleiner, als die Erde, und unter allen Gestirnen uns am nächsten. Gleichwohl müsstest du 28 Jahre unterwegs sein, wenn du hinreisen und jeden Tag 10 Stunden machen wolltest. Er ist ein rechter Freund der Erde; denn so lange man's weiß, hat er diese auf ihrem Spaziergange um die Sonne begleitet. Und wie freundlich scheint er in unsere Nächte! — Dies Licht aber ist nicht sein eigenes; er empfängt es so gut von der Sonne, wie wir. Darum sehen wir den Mond nicht immer ganz hell. Auf ihm wechseln Tag und Nacht eben so, als bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Tag zwei Wochen dauert, und die Nacht auch wieder zwei Wochen. Nun dreht sich der Mond um sich selbst, wie unsere Erde; wir sehen ihn aber immer von einer Seite, und auch diese Seite nur, wenn es gerade Tag auf derselben ist. Wenn wir seine ganze Tagseite sehen, so sagen wir: Es ist

Vollmond; dann nimmt er ab, bis es Neumond wird und wir gar nichts mehr von ihm sehen; denn auf der Seite, die er uns zeigt, ist es Nacht.

Während der Mond mit der Erde fortgeht, wandert er auch um sie herum; dazu braucht er etwa so lange Zeit, als der Februar dauert. (Du weißt doch die zwölf Monate zu nennen, und wie lang jeder währt?) Schon wegen seines Lichtes ist der Mond für uns wichtig; auch halten ihn viele Leute für den Wettermacher der Erde und glauben, daß sich das Wetter ändere, wenn Vollmond oder Neumond werde, was aber nicht immer eintreffen will. Auch manche Feste rechnen wir nach dem Monde; denn der erste Vollmond im Frühjahr bringt uns das liebe Osterfest mit, und nach diesem richten sich dann wieder Himmelfahrt und Pfingsten.

Etwas Merkwürdiges, das schon manche Leute umsonst erschreckt hat, ist es, wenn Sonne und Mond den Schein verlieren. Wenn nämlich der Mond auf seinem Laufe sich gerade zwischen die Sonne und Erde stellt, als gönne er uns das liebe Sonnenlicht nicht, oder wolle sich einmal einen Spaß mit uns machen: so sehen wir am hellen lichten Tage ein Stück von der Sonne gar nicht; dann spricht man: Es ist eine Sonnenfinsterniß. Aber die Erde macht es mit dem Monde auch nicht besser; manchmal stellt sie sich gerade zwischen ihn und die Sonne; dann sehen die Leute auf dem Monde auch am hellen Tage keine Sonne mehr, und wir sehen es deutlich, wie es auf dem Monde finster wird. Das nennen wir eine Mondfinsterniß. Es gibt kluge Leute, die auf's Härchen berechnen können, wann die Sonne finster aufgehen und der Mond dunkel scheinen wird.

Wenn ich den lieben Mond ansehe, wie er so freundlich durch die dunkle Nacht wandelt: dann denke ich, wie Gott so gut ist! Und wenn es mir einmal übel gehen sollte und mir zu Muth wäre, als ob es Nacht um mich her werden wollte: so will ich denken, daß mir der liebe Gott auch das Licht seiner Gnade wieder werde leuchten lassen.

Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück: denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich. Ps. 23, 4.

45. Der aufgehende Mond.

In stillem, heiterm Glanze tritt er so mild einher; wer ist im Sternenkränze so schön geschmückt, wie er?

Er wandelt still, bescheiden, verhüllt sein Angesicht; und gibt doch so viel Freuden mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tags Beschwerde, schliesst sanft die Augen zu, und winkt der müden Erde zur stillen Abendruh';

schenkt mit des Abends Kühle der Seele frische Lust; die seligsten Gefühle gießt er in uns're Brust.

Du, der ihn uns gegeben mit seinem trauten Licht, hast Freud' am frohen Leben, sonst gäbst du ihn uns nicht.

Hab' Dank für alle Freuden, hab' Dank für deinen Mond, der Tageslast und Leiden so reich, so freundlich lohnt.

46. Die Sterne.

Siehe gen Himmel und zähle die Sterne! Kannst du sie zählen? — Du kannst sie nicht zählen. Der Herr führt ihr Heer bei der Zahl heraus und rufet sie alle mit Namen. Zwar haben auch die Sternseher manchem Sternlein, das uns in hellen Nächten freundlich anblickt, seinen Namen gegeben, und sind mit dem Himmel so bekannt, wie du mit den Buchstaben in diesem Buche. Doch sie alle zu zählen und mit Namen zu nennen, vermag Niemand. Nicht einmal sehen können wir die lieben Sterne alle, die in der großen Gotteswelt leuchten. Da haben nun die Sternseher helle Gläser erfunden, die sie Fernröhre nennen, und mit welchen sie weit in die Nacht hinaus schauen. Dann stehen die Sterne so nahe vor dem Glase, dass du meinen würdest, du könntest sie mit der Hand fassen und abpflücken, wie Wiesenblumen. Dadurch sehen sie manches Licht am Himmel, das du mit bloßen Augen nicht entdeckst. Auch haben sie die Sterne eingetheilt, und sich aus mehreren derselben Bilder in Gedanken zusammengesetzt, darum reden sie von Sternbildern. Solche sind z. B. die Fische, der Wassermann, der Steinbock u. a., die auch im Kalender genannt werden. Einen weißen Streifen, der über den Nachthimmel hinzieht, nennen sie die Milchstraße, und belehren uns, das seien lauter kleine Sterne, unzählig, wie Wienen im Stocke, die doch in guter Freundschaft leben und einander nicht im Wege stehen.

Die meisten Sterne bleiben immer auf ihrer Stelle, und mit ihrem Auf- und Untergange verhält sich's, wie mit der Sonne; es ist nur Schein. Diese nennt man feste Sterne (Fensterne), und jeder ist auch eine leuchtende Sonne. Die Sterne aber, die sich, wie die Erde, um unsere Sonne bewegen, heißen wandelnde Sterne (Planeten). Jetzt kennt

man deren 11, die Erde mitgerechnet. Einige sind größer, andere kleiner, als die Erde; zwei stehen der Sonne noch näher, als wir, — der schöne Morgen- und Abendstern ist einer davon. Die andern aber sind noch weiter hinaus, und der allerletzte ist so weit von der Sonne, daß er 82 Jahre lang sich drehen muß, ehe er einmal herumkommt. (Sie heißen von der Sonne an: Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Pallas, Ceres, Jupiter, Saturn, Uranus.)

Eine ganz eigene Bewandniß aber hat es mit den Kometen, die unsern Himmel nur zuweilen besuchen, und daher kommen, wohin noch kein Sternseher mit seinem Glase geschaut hat. Diese Sterne sind meistens mit einem glänzenden Schweife geziert; darum heißen sie auch Schweifsterne. Sie kommen und gehen, ohne daß Einer weiß woher und wohin; sie sind Boten aus einer andern Weltgegend. Von mehreren derselben vermuthet man sogar, daß sie ihren Weg um mehr als eine Sonne nehmen. Sie kehren nach gewissen Zeiträumen immer wieder zu uns zurück, und von den Sternkundigen sind schon die Bahnen einiger Kometen mit Bestimmtheit berechnet worden. So hat man schon jetzt vorausgesagt, daß der Komet, welchen wir im Jahre 1835 gesehen haben, nach 76 Jahren, also 1911 oder 1912, wiederkehren werde. Das werden wohl Wenige von uns erleben! — Einfältige Leute meinen, solche Sterne bedeuten etwas Schlimmes. Du aber sollst ausrufen, wenn du solch ein Gestirn siehest: Herr, mein Gott, groß sind deine Wunder und deine Gedanken! Dir ist nichts gleich. (Ps. 40, 6).

Betrachtet man den Sternenhimmel, so wird einem zu Muth, als wenn man in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? — Meinst du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Der dritte sagt: Du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gebest, und des Menschen Kind, daß du dich sein an nimmst? — Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mut-

ter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr.

In unermessner Ferne
erzählen tausend Sterne
die Größe seiner Macht.
Fall', meine Seele, nieder;
erhebe froh dich wieder
zu deinem Gott, der dich bewacht!

Er, der den Mond bereitet,
die Sterne zählt und leitet,
ist auch von mir nicht fern.
Zu seines Himmels Höhe
blick' ich empor und siehe;
denn meine Hülfe kommt vom Herrn.

47. Gute Nacht!

Gute Nacht!
Unser Tagwerk ist vollbracht.
Gold'ne Sternlein äugeln wieder
von des Himmels Finne nieder,
und des Mondes Antlitz lacht.
Gute Nacht!

Gute Nacht!
Seht den Mond in stiller Pracht
uns mit goldnen Strahlen winken,
um in Schlafes Arm zu sinken,
bis der junge Tag erwacht.
Gute Nacht!

48. Hermann an Adolph.

Lieber Adolph!

Unter allen Erholungen, die ich mir nach gethauer Arbeit erlaube, steht der Spaziergang in die freie Natur obenan. Da schaue ich mich mit heiterm Auge in Gottes schöner Welt um, und meiner Aufmerksamkeit entgehen kein Vogel, kein Käfer, keine Blumen. Letztere sind besonders meine liebsten Freundinnen und übertreffen an Schönheit fast die ganze übrige Schöpfung. Ich liebe sie daher alle und schenke ihnen gern meine Aufmerksamkeit. Bald zieht mich diese durch ihren schönen Wuchs, bald jene durch ihre Blüthen oder Früchte an, und oft wünsche ich mir Jemanden, der sich zu mir in das Gras oder unter die schattigen Bäume setzte und recht viel von meinen Lieblingen erzählte. Ach! ich weiß größtentheils gar wenig von ihnen und kann sie oft nicht einmal bei ihren Namen nennen; desto heftiger aber war immer der Wunsch, mehr und mehr ihre Bekanntschaft zu machen.

Dank unserm guten Lehrer! mein Wunsch wird jetzt durch ihn erfüllt. — Seit dem Anfange des Maimonats erteilt er uns in den für die Naturgeschichte bestimmten Stunden Unterricht in der Pflanzenkunde, und wie angenehm ist dieser Unterricht!

Oft bringt der Lehrer die blühenden Pflanzen mit zur Schule, zeigt und nennt sie uns, macht uns auf ihre Schönheit, ihren Nutzen oder Schaden aufmerksam und läßt uns selbst

ihre näheren Merkmale auffinden. — Aber er thut noch mehr. Fast in jeder Woche wandern wir in seiner Gesellschaft hinaus in's Freie, in Wälder und Felder und suchen unter seiner Leitung Pflanzen auf. Haben wir solche gefunden, so ruft uns ein Wink zu ihm; wir lagern uns unter Gottes freiem Himmel im Halbkreise um den guten Lehrer und er unterrichtet uns.

Besonders macht er uns mit den Giftpflanzen bekannt, damit wir durch ihre genaue Kenntniss vor Unglücksfällen, deren er uns schon mehrere mitgetheilt hat, bewahrt werden.

Die gesammelten Pflanzen nimmt unser Lehrer mit nach Hause, breitet sie dort auf Löschpapier behutsam aus und trocknet sie dann zwischen solchen. Auch ich bin mit Anlegung einer kleinen Pflanzensammlung, in welche ich auch Giftpflanzen aufnehme, begriffen.

Ich sammle die Pflanzen, breite sie dann auf einem Bogen Löschpapier sorgfältig aus, dass alle Blätter und Blumen in eine ordentliche Lage kommen und presse sie so lange, bis sie vollkommen trocken werden, unter der gelinden Last einiger Bücher. Zu jeder Pflanze lege ich dann ein mit ihrem Namen beschriebenes Zettelchen. Meine Sammlung zählt schon dreißig Pflanzen, unter denen sich auch mehrere gefährliche Giftpflanzen z. B. der Stechapfel, der Hahnenfuß, die Tollkirsche und das Bilsenkraut befinden.

Besuche mich bald, lieber Adolph, dann sollst Du sehen alle diese Schätze

Deines Freundes
Hermann.

49. Adolph an Hermann.

Guter Hermann!

Dass du dem Beispiele Deines Lehrers folgest und eine Pflanzensammlung anlegtest, in welche auch Giftpflanzen aufgenommen werden, ist recht löblich. Gerade dadurch, dass manches Kind jene gefährlichen Gewächse nicht kannte, ist vieles Unglück entstanden; erst kürzlich hat sich selbst bei uns ein Beispiel zugetragen, welches Dich aufmuntern wird, in Deinem Eifer fortzufahren. Ich theile es Dir desshalb mit.

Neulich ging der kleine Walther in das nicht weit von unserer Stadt entfernte Wäldchen, um dort Vogelnester zu suchen. Da kriecht er denn nun in allen Büschen herum und findet zwar keine Vogelnester, aber doch einen Busch, der voll der

schönsten rothen Beeren hängt, die alle ungefähr so groß wie unsere Erbsen sind und dicht an den Zweigen sitzen. Ach! denkt er bei sich selbst, da sind ja schon reife Johannisbeeren, macht sich über den Strauch her und läßt sich's recht wohl schmecken. Der starke, fast widrige Geruch der Beeren, die Art, wie sie an dem ganz niedrigen Busche sitzen, Alles das macht ihn nicht auf seinen gefährlichen Irrthum aufmerksam, und er hört erst auf, als alle Beeren verzehrt sind. — Dir brauche ich wohl nicht zu sagen, daß dieses Gewächs der Kellerhals oder Seidelbast war.

Wie bald folgte die bitterste Reue! Kaum war der Busch leer, als sich schon heftige Leibscherzen einstellten, daß der arme Junge kaum noch nach Hause gehen konnte. Hier angekommen, nahm seine Qual bald so überhand, daß die ängstlichen Eltern nach einem Arzte schicken mußten. Dieser erklärte, Walther habe Gift genossen und gab dem Unbesonnenen Brechmittel ein. Noch liegt er krank, kämpft mit Schmerzen und bereut zu spät seine thörichte Unvorsichtigkeit.

Du bist vor solchen Unglücksfällen durch Deine Liebe zur Pflanzenkunde gesichert. Fahre in Deinem Eifer fort und erfreue dadurch Deinen Lehrer, der Dich auf eine so angenehme Weise darin unterrichtet.

Bald komme ich zu Dir und freue mich schon darauf, Deine Pflanzensammlung durchblättern zu können. Vielleicht hast Du bis dahin noch Gelegenheit, sie zu vergrößern. Erwarte spätestens in der folgenden Woche

Deinen
Adolph.

50. Der Kellerhals.

Dieser kleine, 2 bis 4 Fuß hohe Strauch, der in unseren Wäldungen vorkommt, heißt auch Seidelbast. Er hat eine graue, glänzende Rinde und lanzettförmige, hellgrüne Blätter. Die schönen pfirsichblüthfarbigen Blumen kommen noch vor den Blättern im März, riechen stark, sitzen zu drei beisammen und haben 8 Staubfäden. Die Beeren werden im August reif, sind von der Größe einer Erbse und roth, wie Korallen. Das ganze Gewächs gibt, frisch zerrieben, einen starken Geruch und hat einen brennenden Geschmack. Besonders sind davor die Kinder zu warnen, die leicht von den schönen Beeren angelockt werden; denn zehn Stück können schon den Tod bewirken. Sie verur-

sachen Trockenheit, Brennen im Halse, Entzündung der Eingeweide. Zweige und Blätter geben gelbe und braune Farben. Wegen der schönen, frühzeitigen Blüthe wird dieser Strauch häufig in Gärten gezogen; aber ihr Geruch verursacht Kopfschmerz.

51. Das Gift.

Mann: Was hat das Kind da in dem Munde? Geschwind, nimm es ihm weg, Mutter! Das ist giftig.

Frau: Giftig? Was fällt dir ein? Es ist ja ein Spielzeug, das ihm das Christkindchen beschert hat.

M. Einerlei! Die Farben an den Spielsachen, besonders die grünen, sind alle verdächtig.

F. Nun, ich habe es ja weggenommen. Aber ich glaube meine Lebtag nicht, daß Dergleichen giftig ist.

M. Ich wünsche, daß du es nie erfahrest. Es ist besser vorbeugen. Allein andere Leute haben die traurige Erfahrung gemacht. Die Kinder, die Dergleichen abgeleckt haben, haben Leidschmerzen bekommen, sind abgezehrt und elend gestorben.

F. Du machst einen ganz angst. Wer wird aber giftige Farben an die Spielsachen nehmen? So gewissenlos ist gewiß kein Mensch.

M. Mancher versteht es nicht, Mancher sieht aber auch vor Gewinnsucht nicht, welches Unheil er anstiftet. Auch sterben nicht gerade alle Kinder, denen das Gift schadet, manche kränkeln nur, ohne daß man weiß warum.

F. Ihr wollt aber auch den Spielsachen Alles aufbürden. Das meiste Unglück kommt gewiß anderswoher.

M. Das sage ich auch. Die meisten Menschen vergiften ihre Kinder mit Essen, theils weil sie ihnen zu viel geben, theils weil sie keinen Unterschied machen zwischen dem Essen der Erwachsenen und dem der zarten Kinder. Und mit dem Trinken ist es noch ärger. Ich habe gesehen, daß ein Vater seinen achttjährigen Knaben mit einem Glase Branntwein erfreute.

F. Aber der Wein schadet doch nichts?

M. Auch der Wein schadet, nur weniger, und weil er theurer ist, kommt er nur an die Kinder der Vornehmen. Aber selbst der Essig kann vergiften.

F. Bei dir ist aber auch Alles giftig.

M. Ich will nicht davon reden, daß der häufige Genuß des Essigs überhaupt bleich und mager macht, sondern von der Gefahr, daß das Küchengeschirr durch den Essig Grünspan

zieht. Laßt in einem kupfernen oder messingenen Geschirre Salat oder sonst etwas Saueres nur eine Nacht stehen, und es hat sich Grünspan gebildet und mit der saueren Flüssigkeit vermischt. Wer am andern Tage davon isst, kann froh sein, wenn er mit einigen Kolikschmerzen davon kommt.

F. Mein kupfernes Geschir ist alle gut verzinnt, und ich scheuere es alle Feiertage.

M. Die Feiertage liegen zum Theil weit auseinander. Dazwischen kann sich viel Grünspan ansetzen. Aber auch wegen anderer Gefäße und Stoffe ist große Reinlichkeit in der Küche nothwendig. Auch Zinn kann schädlichen Ansatz bekommen, wenn nämlich zu viel Blei darunter ist, und auch sonst kommt durch Unreinlichkeit leicht manches Nachtheilige unter die Speisen. Und dennoch läßt sich durch Reinlichkeit allein nicht Alles verhüten. Wie gefährlich sind z. B. die zu lange aufgehobenen Blutwürste!

F. Nun soll auch noch die Wurst giftig sein!

M. Von der Blutwurst hat man schon Beispiele genug in der Zeitung gelesen, nicht von der frischen, sondern von der oft Jahre lang aufbewahrten, geräucherten. Das Blut verdirbt nämlich endlich und gibt ein fürchterliches Gift, welches die Gelehrten Blausäure nennen.

F. Nun gottlob, bei uns erreichen die Blutwürste das zweite Jahr nicht. Wir sind froh, wenn sie bis zur nächsten Schlachtereie dauern.

M. Aber wie steht es mit dem Mäusegift? Hast du nicht schon davon holen lassen und in den Keller stellen wollen?

F. Andere Leute wenden es ja auch an, nur du bist so verzagt.

M. Anderen Leuten glückt es einmal, dann mißrath es einmal. Ich will mir nichts vorzuwerfen haben. Wenn ein Unglück geschehen ist, dann hilft Weinen und Bereuen nichts mehr. Vollends mit diesem Arsenik, welcher dem weißen Zucker so täuschend ähnlich sieht und schon manches Kind verlockt hat.

F. Aber wie soll man sich gegen das Ungeziefer im Hause schützen?

M. Da gibt es noch allerlei unschädliche Mittel. Nur ein Bißchen Geduld mehr, und Mäuse und Ratten werden doch vertilgt. Selbst die Fliegen lassen sich ohne Fliegenschwamm wegschaffen. Du kannst nicht sagen, daß wir in unserm Hause

mehr geplagt sind, als andere Leute, welche sogleich zum Gifte greifen.

F. Das ist richtig, aber du machst einem immer das Herz schwer; weißt du, wie schon einmal mit deiner Hundspetersilie?

M. War es etwa unrichtig, daß unter deiner Petersilie die Hälfte Schierling stand? Hättest du die Wurzeln in die Suppe geworfen, so konnten wir Alle des Todes sein. Und daß ich unseren Kindern einmal die Tollkirschen aus der Hand riß, die sie im Walde gefunden hatten und für Schwarzkirschen ansahen, war das etwa zu viel gethan?

F. Ach nein, ich habe dir es ja gedankt. Aber ich möchte nur nicht immer in Angst schweben um des Giftes willen. Wir stehen einmal in der Hand Gottes, und wer an Gift sterben soll, der stirbt doch.

M. Wie du reden kannst! Dann dürften wir gar keine Vorsicht mehr anwenden, die ansteckenden Krankheiten nicht meiden, den Arzt nicht rufen, beim Gewitter dürften wir uns unter die Bäume stellen, wenn wir erhitzt sind, an die Zugluft. Alles Schlimme, was daraus erfolgt, wäre Gottes Wille gewesen. Das heißt geradezu gottlos gesprochen.

F. So schlimm habe ich es auch nicht gemeint. Ich redete ja nur von dem Gifte.

M. Krankheiten sind auch Gift. Was unser Leben verkürzt, das sollen wir meiden, so lange unsere Pflicht es erlaubt. Sagt nicht die heilige Schrift: Wer ihm selbst Schaden thut, den heißet man billig einen Erzbösewicht! Ich verlange ja nicht, daß du in beständiger Angst um dein und der Deinigen Leben schweben sollst; aber das Schädliche von dem Tauglichen unterscheiden und die Kinder es unterscheiden lehren, das ist nicht mehr als Klugheit. Und wenn ich den Kindern sage: Steckt nichts in den Mund, was nicht hinein gehört, und esset nichts, was ihr nicht als essbar kennt, so verlange ich wahrlich nicht zu viel.

F. Nun ja, du hast Recht, wenn's nur auch schon gethan wäre!

52. Der Schierling.

Ein Lehrer hatte seine Schüler vor dem Schierling gewarnt, vor dem Kleinen, der wie Kerbel aussieht, vor dem gefleckten, welcher stinkt, und vor dem Wasserschier-

ling, welcher der allergiftigste ist. Nachdem er ihnen diese Pflanzen beschrieben und Abbildungen davon vorgezeigt hatte, sagte er: Nun hoffe ich, ihr werdet die Schierlingspflanzen kennen, und wenn ihr eine im Garten, oder im Feld, oder im Wasser findet, mir dieselbe mitbringen. Ich erzähle euch dann auch ein Geschichtchen von dem Giftebecher. Am andern Tage schon hatten mehrere Kinder Schierling gefunden, und brachten ihn in die Schule. Der Lehrer erzählte ihnen dafür folgende Geschichte:

„In Griechenland lebte der weise Sokrates. Diejenigen, welche ihn näher kannten, verehrten ihn als den tugendhaftesten und verständigsten Mann; aber er hatte auch Feinde. Diese ärgerten sich darüber, daß er ihnen die Wahrheit sagte, und daß das Volk ihn den weisen Sokrates nannte. Deshalb klagten sie ihn vor Gericht an, er verführe die Jugend zur Gottlosigkeit. Das war nun freilich erlogen; weil aber falsche Zeugen austraten, und die Richter ungerechte Leute waren, so wurde der unschuldige Sokrates verurtheilt, den Tod zu erleiden. Dies sollte aber nicht durch Schwert oder den Galgen geschehen, sondern durch einen Becher voll Schierlingsaft. Sokrates hörte dies ungerechte Urtheil geduldig an, und obgleich er hätte entfliehen können, so that er es doch nicht, weil er dem Gesetz gehorchen wollte. Vielmehr unterredete er sich mit seinen Schülern von der Unsterblichkeit der Seele, und davon, daß er sie einst im Himmel wiedersehen werde. Und als er den Mann, der ihm den Giftebecher brachte, zittern sah, sprach er ihm selbst Muth zu. Als er den Becher geleert hatte, ging er noch auf und ab, bis das Gift zu wirken anfing, und er sich müde fühlte. Da setzte er sich nieder, und schlummerte ein, wie zum gewöhnlichen Schlaf. (400 v. Chr. Geburt).“

53. Die Tollkirsche.

Ob es noch ein gefährlicheres Giftgewächs gibt, als die Toll- oder Teufelskirsche, welche auch die Namen Wolfsbeere und Belladonna führt, steht sehr dahin. Verhält es sich aber so mit ihr: welche Aufforderung dann für uns, sie in allen ihren Theilen recht genau kennen zu lernen!

Die Wurzel der Tollkirsche ist dick, außen braungelb, innen weiß und dringt schräg in die Erde; der Stengel ferner krautig, 2 bis 5 Fuß hoch, röthlich-braun überlaufen, gabelig getheilt, und eben so, wie der Kelch und jeder Blatt- und

Blüthenstiel, mit kurzen, drüsigten Flaumhärchen bekleidet. Die Blätter sind eirund, hin und wieder auch elliptisch, und erreichen, wenn sie aus der Wurzel entspringen, eine Länge von 12 und eine Breite von 4 bis 6 Zoll. An den abwärts hängenden Blüthen ist unstreitig die glockenförmige, meist schmutzigg-violettbraune Krone der wichtigste Theil. Die Frucht stellt eine kugelige, glänzende, vom Kelch umschlossene, bei völliger Reife einer schwarzen Kirsche ähnliche Beere dar.

Die Tollkirsche ist ausdauernd, blüht im Juli und August, und wächst ursprünglich in solchen Bergwäldern, die einen guten, fetten Boden haben. Ihr Gift, welches sich nicht bloß in den Früchten, sondern auch in mehreren anderen Theilen findet, gehört zu denjenigen Giften, welche gewöhnlich kindisches Lachen und lustiges Phantasiren erzeugen.

„Um sich etwas abzukühlen, aß ein Hirt im Schwarzwalde mehrere Beeren der Tollkirsche. Als er sich hierauf niedergelegt hatte, ward er sehr unruhig, sprang aus dem Bett und verfiel in Zuckungen. Diese Zufälle wechselten einige Stunden fast ununterbrochen mit einander ab. Endlich, nämlich ungefähr 12 Stunden auf den Genuß, nachdem der Unglückliche fast aller seiner Sinne beraubt worden war, erfolgte der Tod.“

54. Der Flachs oder Lein.

Viele Menschen gehen während des Sommers an einem Flachsfelde gleichgültig vorüber. Manche freuen sich wohl, wenn der Lein hoch und dicht steht, und haben Gefallen an den unzähligen Blümchen, wie an dem Wellenspiele, das der Wind damit treibt; allein wenige betrachten das zarte Pflänzchen in allen Theilen, um seine schöne Gestalt zu bewundern und zugleich den weisen und gütigen Vater zu preisen, der es so herrlich geformt und mit so feinen und festen Fäserchen zur Kleidung von Millionen seiner Kinder versehen hat. — Die Wurzel des Leins ist dünn und dringt einige Zoll tief in die Erde. Der Stengel theilt sich nach oben zu in Aeste; er wird gegen zwei Fuß hoch. Die schmalen, zugespigten Blättchen stehen wechselsweise. Die Blumen sind himmelblau und aufwärts gerichtet. Der Kelch besteht aus fünf kleinen lanzettförmigen Blättern, deren Rand häutig ist. Die Krone hat ebenfalls fünf, jedoch größere und eirunde Blätter, auf denen sich Linien befinden. Unter den fünf Staubfäden stehen eben so viele Stempel. Nach dem Verblühen kommen kugelförmige, zehnfächerige Sa-

menkapseln zum Vorschein, in welchen zusammengebrückte, glatte, glänzende, braune Körnchen liegen. — Der Anbau und die weitere Zubereitung und Verarbeitung des Flachsbes beschäftigt eine außerordentliche Menge Menschen. Der Leinsamen wird in der Arznei als ein schmerzstillendes Mittel gebraucht und liefert ein gutes Del zum Brennen, zum Malen, zur Buchdruckschwärze und zu anderm Gebrauche.

55. Der Flachs.

Herr Stille nahm eines Tages die kleine Lotte auf seinen Schooß und unterhielt sich mit ihr. Lehre mich ein Liedchen, Herr Stille, sagte Lottchen. Das will ich gern thun, sprach Herr Stille. Er setzte sich mit Lottchen an's Klavier und sang ihr folgende zwei Verschen vor:

Frisch an's Mädchen,
lieben Mädchen;
tummelt euch und spinnt!
Weg mit Murren!
laßt das Mädchen schnurren,
seid noch stiller, als der Wind!

Feine Fädchen
spinnt, o Mädchen!
webt euch d'raus ein Kleid!
seid stets rege,
niemals schlaff und träge,
spinnt mit Lust und Munterkeit!

Lottchen wusste diese zwei Verschen bald auswendig. Weist du's schon, Herr Stille, daß ich auch bald anfangen werde, das Mädchen zu drehen und zu spinnen? sagte Lottchen.

Das wird mich sehr freuen, sagte Herr Stille. Mit Wohlgefallen will ich dir dann zusehen. Aber, weist du auch, Lottchen, wie der Flachs bereitet wird und was man Alles aus dem Flachs machen kann? —

Etwas weiß ich wohl davon, versetzte Lottchen. Aber willst du mir nicht sagen, was du davon weißt? Du wirst gewiß mehr davon wissen als ich.

Gut, sagte Herr Stille, merke auf! Den Flachsamen oder Leinsamen säet man im Frühling aus. Einige feuchten ihn vorher an, Andere nicht. Er darf nicht zu dünn, aber auch nicht zu dick vom Säemann ausgestreut werden. Ist er einige Wochen unter der Erde, so keimt er hervor; die Leinpflanzen blühen nach einiger Zeit hübsch blau. Es steckt aber oft viel Unkraut darunter; dieses muß sorgfältig ausgerissen oder gejätet werden. In manchen Ländern, wo viel Flachs gebaut wird, sind die Jäterinnen sehr munter und singen bei ihrer Arbeit fröhliche Lieder, was angenehm zu hören ist. Wenn der Flachs verblüht, so bekommt er oben Knoten, in welchen der

Same steckt. Ist der Flachs reif, so wird er ausgeraut, in Bündel gebunden und in Scheunen geführt. Hier wird er durch eiserne Zacken gezogen, und es werden ihm auf diese Weise die Knoten abgestreift, welche dann an die warme Sonne gestreut werden, damit sie aufplagen und der Same aus den Kapseln herausfalle. Man sammelt dann den Samen, säet ihn im folgenden Jahre wieder aus, oder macht Leinöl daraus.

Der Flachs, der keine Knoten mehr hat, wird nun in kleine Bündelchen gebunden und in's Wasser gelegt. Dann sagt man, der Flachs röstet. Er bleibt so lange im Wasser liegen, bis er gehörig weich ist; dies dauert 6, 8, auch wohl zuweilen 14 Tage. Ist er weich genug, so wird er aus dem Wasser genommen und auf einem freien Plage, den die Sonne bescheinen kann, zum Trocknen ausgebreitet. Ist er trocken, so kommt er in die Pochmühle. Hier wird er gestampft. Dann wird er durch die Brechen gequetscht oder zerbrochen; hierauf durch die Hechel gezogen und nun erst gesponnen. Das Garn wird dann abgehaspelt, gekocht und dadurch weiß gemacht; hierauf auf Spulen und dann erst auf den Weberstuhl gebracht. In einigen Ländern, z. B. in einigen nördlichen Gegenden Ungarns, versteht jede Hausfrau und fast jede Magd das Weben, in anderen Ländern ist dies nicht der Fall. Jetzt wird aus dem Garn Leinwand gewebt. Die kann nun bald gröber, bald feiner sein, je nachdem das Garn fein oder grob gesponnen ist. Die Leinwand in Schlesien und in Westphalen, besonders in der Stadt Bielefeld gemacht, wird nach der holländischen für die beste gehalten. Die Holländer verstehen am besten die Kunst, die Leinwand recht gut zu bleichen oder weiß zu machen.

Wie vielerlei kann man nicht aus der Leinwand machen! Ist sie zerrissen, so kann man sie an einen Lumpensammler verkaufen. Dieser bringt sie dann in eine Papiermühle, wo die Lumpen zerstampft und zu Papier gemacht werden. Dieses wird dann beschrieben oder bedruckt, oder auf eine andere Weise verbraucht. Du siehst, liebes Lottchen, durch wie viele Hände der Stoff oder die Masse gehen muss, bis Papier daraus wird. Nun mußt du aber nicht glauben, dass man einzig und allein aus Leinwand=Lumpen Papier macht. Nein! in einem entfernten Lande, das China heißt, macht man Papier aus Seide; und in den neuesten Zeiten hat man sogar angefangen, dergleichen aus Stroh zu machen.

Lottchen dankte für die Erzählung; aber werden dies auch die kleinen Leser dieses Buches thun? Alle wohl nicht.

56. Heinrich an Rudolph.

Mein guter Rudolph!

Unser lieber Lehrer, der sich immer so herzlich freut, wenn wir recht fleißig sind und etwas Nützliches lernen, hatte den Fleißigeren unter uns, zu denen ich mich auch rechnen darf, schon lange eine Belohnung versprochen. — Rathe einmal, worin diese bestehen sollte? — In nichts Anderm, als in einem gemeinschaftlichen Spaziergange nach P . . . , einem fünf Viertelstunden entfernten Dorfe. Ach, wie freuten wir uns darauf, wie sehnten wir uns nach diesem kleinen Feste! Endlich gingen unsere Wünsche in Erfüllung, und vorgestern, als am Dienstage, verkündigte uns der Lehrer, daß der Mittwoch zu dem Spaziergange bestimmt sei. Wir hatten das schönste Wetter, was sich nur wünschen läßt, und Punkt ein Uhr zogen wir, an Fünzig stark, zum Thore hinaus unserm Ziele zu. Schon unterwegs verging uns die Zeit sehr angenehm, da uns der Lehrer bald etwas erzählte, bald eine schöne Blume zeigte oder auf einen giftigen Waldschwamm aufmerksam machte. Als wir so fröhlich fortwanderten, ertönte plötzlich ein heftiges Geschrei. Erschrocken wandten sich alle Blicke dahin, und wir erforschten bald die Ursache. Der kleine Franz kam uns weinend entgegen und behauptete schleichend, er habe dort am Busche ein Ungeheuer, eine giftige Schlange, gesehen. Lachend gingen wir nun nach dem bezeichneten Plage und fanden wirklich das Ungeheuer, was in nichts Anderm, als einer sehr großen Blindschleiche bestand, die sich friedlich im Grase sonnte, aber bei unserer Annäherung sich zu entfernen suchte. Doch waren wir so glücklich, sie zu fangen, und schenkten ihr erst nach genauer Betrachtung die Freiheit wieder.

Einige Zeit darauf gebot der Lehrer: Halt! und befahl uns, die Hüte und Mützen mit grünen Büschen zu schmücken. Wir gehorchten freudig und erblickten bald darauf am Ausgange des Waldes unser Ziel. Jetzt stellte sich die ganze Schaar in Reihe und Glied; ein Schnupftuch diente statt der Fahne, und so marschirten wir in wohlgeordneten Zügen, den Fähnrich an der Spitze, zum Dorfe hinein. Da hättest Du sollen die Gesichter der Leute sehen! Tausend, wie wir, berten sich die!

Nun zogen wir durch die Flur des Wirthshauses in dessen großen, schönen Garten, wo uns zahlreiche Bänke hinreichenden Platz darboten, und wo wir uns nach Herzenslust ausruhen konnten. Bald brachte der Wirth auch Getränke; dem Bier, jenem Milch und später frisches Obst mit Brot, wofür wir doch nur wenig bezahlten. Endlich, nach zweistündigem Aufenthalte, brachen wir wieder auf und zogen der Heimath zu. Unterwegs stimmten wir alle erlernten Liederchen an und kamen mit Untergang der Sonne fröhlich und wohlgemuth wieder im elterlichen Hause an. —

Sch kann Dir sagen, lieber Rudolph, daß ich lange nicht so ver-

gnügt gewesen bin, und dass ich meinem Lehrer recht von Herzen dafür danke. Sage mir doch, wie ist es denn bei Dir und in Deiner Schule? Meint es dort der Lehrer auch so gut mit seinen Schülern, und belohnt er die Fleißigen auch so schön? Ist dies, so erzähle bald einmal davon

Deinem Freunde
Heinrich.

57. Zur Aernthezeit.

Hinaus, hinaus in's Feld!
die Schnitter sind bestellt.
Seht dort die Sicheln blinken,
die gold'nen Aehren sinken,
wie Schlag und Schlag d'rein fällt.

Welch' froher Schnittersang!
Wie tönt der Sicheln Klang!
Welch' Jauchzen, Welch' Gewimmel,
so weit der blaue Himmel!
O, bringt dem Vater Dank!

Bei Strahlen, glühend heß,
bei schwerer Arbeit Schweiß
erquickten kühle Winde,
sie wehen sanft und lind
dem guten Vater Preis.

Bald blinkt im Abendglanz
der gold'ne Aerntekranz —
dann hallen frohe Lieder
aus jedem Dorfe wieder,
und Schnitter zieh'n zum Tanz.

58. Die beiden Aehren.

Am Sankt Johannistage ging ein Vater und sein Kind in's Freie. Gar freundlich war des Himmels Bläue, und auf dem reifen Kornfeld hing der Morgenthau noch hell und lau, leicht nickten an dem grünen Rain Mohnblumen bei der Lüfte Wehen, gleich Purpurgluth im Sonnenschein; und frisch, in fröhlichem Gedeih'n, sah man die schlanken Aehren stehen. Der Knabe hüpfte auf und nieder, wo eine schöne Blume stand, und kehrte bald mit voller Hand und frohem Blick zum Vater wieder. Sieh', Väterchen, was ich gepflückt! Zwei schöne, ganz verschied'ne Aehren; stolz ragt die eine, und gebückt scheint diese sich herab zu kehren. Warum sind sie nicht gleich geschmückt? Willst, Vater, du mir das erklären? Drauf sprach der Vater, freundlich mild: Schau' her, mein Kind, es will im Stillen die Wahrheit oft im zarten Bild die tiefsten Lehren uns enthüllen! Sieh, jene, die sich stolz erhoben, sind selten reich und segenschwer, ihr prahlend Haupt ist hohl und leer. Der Schnitter wird nur diese loben, die, still in Demuth hingeneigt, des innern Werthes Fülle zeigt. So traue nie des Hochmuths Schimmer; er deckt nur inn're Armuth zu; der frommen Demuth gleiche du, ob still sie blüht, — sie täuscht doch nimmer! Und achtsam schrieb der Knabe sich in's Herz des Vaters gold'ne Lehren; — Johannistag wohl schnell verstrich, doch blieb ihm tief und inniglich das Gleichniß von den gold'nen Aehren.

59. Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde zur Zeit der Aernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr denn sechzig Aernten gewältigt.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?

Da antwortete der Greis und sprach: Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut, in guten und bösen Tagen, dadurch hab' ich mir den frischen Muth bewahrt; ich habe fleißig meines Berufs gewartet und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen; ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freude bereitet. Und mit den Jahren ist solches Alles durch Gottes Gnade in mir befestigt und gegründet worden. — Thue dessgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein, wie eine volle Garbe, die der Herr der Aernte mit Freuden in die Scheune sammelt.

Womit vergleichst du denn ein böses Alter? fragte der Jüngling.

Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises; da nahm dieser seinen Stab und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren, trostlosen Alters. Sie stehet einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Samen unbetrauert verwehen.

60. Der Herbst.

Die Tage werden nun immer kürzer und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühling wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und wenige andere Vögel bleiben in unserer kältern Gegend zurück. Einige, wie die Rothkehlchen und Drosseln, werden in künstlichen Spreukeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwar-

zen Holunders und der Bogelkirsche dienen zur Lockspeise, und kommt das hungrige Vögelchen, um zu naschen, setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dies zur Erde und der Näscher ist in der Schlinge gefangen. —

Nur wenige Blumen, als die Aster und Goldrute, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemähet; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf Bäume, brechen die rothwangigen Äpfel und legen sie in Körbe. Das Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man schüttet und legt es deshalb auf Stroh, wo es mürbe wird und dann noch besser schmeckt.

Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter; sie werden gepreßt und dann quillt jener süße Most heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut!

Wie todt ist bald Alles auf dem Felde! Hafer und Gerste sind gemähet worden, und der rauhe Wind weht nun über Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann und säet Korn oder Weizen für's künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Alles ist jetzt eingärntet, der Mensch hat nun für den Winter zu leben und vergesse nicht, Gott zu danken für Alles, was er ihm so reichlich wachsen ließ. — Psalm 145, 15. 18.

61. Der Herbst.

Des Jahres Schönheit ist entflohn, die rauhen Stürme rauschen schon durch die entfärbten Felder; die letzte Blume neigt ihr Haupt, des Herbstes kalter Hauch entlaubt die schattenreichen Wälder. Verlassen steht nun die Flur, vereinsamt scheint die Natur.

In Schaaren abgetheilt, entflieh'n die Vögel vor der Kälte und zieh'n weit über Land und Meere. Gott nimmt der Wandernden sich an, bezeichnet ihnen ihre Bahn und sättigt ihre Heere. Verlassen steht die öde Flur, entschlummert scheint uns die Natur.

Wohl uns, dass wir in Sicherheit des Herbstes rauhe Jahreszeit durch Gottes Schutz vollenden! Nichts trägt die Erde,

doch gewährt er uns, was unser Leben nährt, mit väterlichen Händen. So setzen wir am festen Ort die nützlichen Geschäfte fort.

Gott hat uns uns're Kammern voll vom Fruchtschatz, der uns laben soll und Segen uns gegeben. Und Wein, der unser Herz erfreut, und unsers Lebens Kraft erneut, trieft aus der Frucht der Reben. Für jede Gabe danken wir, Herr, unser Gott und Vater, dir.

62. An einen Baum im Herbst.

So wird denn deines Hauptes Zier, du schöner Baum, der Zeit zum Raube! Mein leichter Fuß raucht unter dir schon in dem abgefall'nen Raube; und was noch nicht herunter fiel, hängt bleich und welk, der Winde Spiel.

Mit Ehren neigst du dich zur Ruh'; denn schön und nützlich war dein Leben. Wie manche schöne Frucht hast du mir und den Meinigen gegeben! Wie oft gab uns dein Schattendach Erquickung, wenn die Sonne stach!

Heil mir! ruft mich einst, ähnlich dir, des Lebens später Herbst zu Grabe, und nehm' ich auch den Ruhm mit mir, daß ich viel Frucht getragen habe, daß ich nach Kräften Jedermann genützt, gedient und wohlgethan!

63. Der Weinstock.

An meines Häuschens nied'rer Wand seit Jahren schon ein Weinstock stand, und wob die Ranken, wie zur Zier, um meine kleinen Fenster mir. Doch als des Winters Toben kam, der Blum' und Strauch das Leben nahm, da rieselten, wie in ein Grab, des Weinstocks Blätter auch hinab, und, eingelegt zu Winterruh', deckt sorgsam ihn der Gärtner zu. Als nun des Lenzes Ruf erscholl: auch in dem Weinstock Leben quoll; schon wollt' er sich mit Grün bekleiden, da kommt der Herr, ihn zu beschneiden, und in der Zweige dichter Mitte das Messer haust mit scharfem Schnitte. Die Blüthen aus der Knospen Nacht sind alle lustig schon erwacht, nur an des Weinstocks wunden Stellen sieht Thränen man auf Thränen quellen, und während Alles grün erscheint, der Weinstock einsam steht und weint; denn in der jubelnden Natur fühlt tiefer seinen Schmerz er nur. Doch als der rauhe Herbst erschien, sah man die schönsten Trauben glüh'n an meines Weinstocks schlanken Zweigen, die unter ihrer Last sich beugen. Denn nur zu seinem wahren Frommen hat man die Zweige ihm genommen, die, wenn auch reich an Blätterpracht, doch nimmer edle Frucht

gebracht. Drum, wenn das Herz mir bang und weh, ich schweigend auf den Weinstock seh', und dieses einfach schöne Bild mein Herz mit süßem Trost erfüllt; es gibt die Lehre: Halte still, wenn Gott durch Schmerz dich heilen will! Und wenn des Lebens Pracht verblüht, erhebe' im Glauben dein Gemüth zu ihm, dem großen Herrn der Welt, der ja so treu die Seinen hält, und hoffe auf die Aernstezeit, dort wird dein Schmerz zur Freudigkeit!

64. Die Zugvögel.

Die Störche ziehen im Herbst fort, weil sie im Winter keine Eidechsen, Schlangen, Frösche, Bienen u. s. w. bei uns finden würden, und also verhungern müßten. Der rauhe und unfreundliche Winter gefällt ihnen überhaupt nicht. Außer den Störchen gibt es aber auch noch viele andere Zugvögel, z. B. die Schwalben, die Staare, die Wachteln, die wilden Tauben. Ehe sie fortziehen, versammeln sie sich in großen Schaaren, die Störche auf einer Wiese, die Schwalben in einem Dorfe, die Staare im Schilfe eines Weiher's (Fischteiches.) Ist endlich ihre Zeit gekommen, so treten sie bei günstigem Winde die Reise an, lassen den traurigen Winter hinter sich, und suchen einen ewigen Frühling auf. Möchtest du nicht auch mit ihnen fortziehen? Ja, wirst du sagen, wenn ich meine Eltern, Verwandte und Freunde mitnehmen könnte. Du hast Recht; wir wollen bei unseren Verwandten und Freunden bleiben. Nach dem Winter kommt ja auch der Frühling wieder. So denken aber die Störche nicht. Da zieht Alles fort, Jung und Alt; selbst die zahmen Störche wollen dann nicht bleiben, auch wenn sie Futter genug haben. Unruhig laufen sie hin und her und schreien ihren fortziehenden Kameraden den Abschiedsgruß nach. Du weißt, daß viele Leute die Wachteln in einen Käfig sperren. Wenn nun die Wachteln im October ihre Reise antreten, da will auch die gefangene Wachtel mitziehen. Setze ihr das beste Getreide und den besten Salat vor: sie verschmäht deine Leckerbissen und verlangt, mit ihren Kameraden zu ziehen. Ihr Verlangen ist so groß, daß sie die ganze Nacht hindurch in ihrem Gefängnisse hin und her läuft; ja sie fliegt dann mit solcher Gewalt gegen die Decke ihres Käfigs, daß sie oft besinnungslos niederfällt. Driht der Tag an, so wird sie wieder ruhig; aber sie ist dann traurig, müde und schläfrig. Diese Unruhe dauert dreißig Tage fort. Die arme Wachtel! hör' ich

dich ausrufen; warum läßt man sie nicht mit ihren Kameraden fortziehen? Ja, liebes Kind, wenn ich eine Wachtel hätte, und ich sähe ihr Verlangen und ihre Unruhe, so müßte ich sie ziehen lassen.

Aber wohin ziehen die Vögel? und wer zeigt ihnen den Weg? — Wenn ich dich auf eine Wiese hinstellen und zu dir sagen würde: Mach' eine Reise nach Afrika! — so würdest du mir antworten: Ich weiß keinen Weg. Wenn ich aber mit dir reisen wollte, so müßten wir viele hundert Stunden weit gehen, bis wir an's Meer kämen, und dann wären wir noch nicht in Afrika. Wir müßten ein Schiff besteigen und noch weit über's Meer fahren. Wie wunderbar! Die Störche, die Schwalben, die Wachteln, die Nachtigallen machen im Herbst diese weite Reise nach Afrika, und Niemand zeigt ihnen den Weg. Sie müssen über Wälder, Berge, Flüsse und Seen, ja zuletzt über's Meer ziehen; und doch verfehlen sie ihren Weg nicht, und kommen alle wohlbehalten in Afrika an, wenn sie auf der Reise kein Unglück trifft. Diese lange Reise beendet die schnelle Schwalbe schon in vier bis fünf Wochen. Wenn sie uns am 1. September verläßt, so ist sie am 9. October in Afrika. Dabei ruht sie des Nachts im Schilfrohr der Sümpfe und Teiche; und wenn sie über's Meer fliegt, setzt sie sich auf die Mastbäume und Segelstangen der Schiffe. Schlimmer als den Schwalben geht es den Wachteln, welche zwar recht hurtig laufen, aber nicht gut fliegen können. Sie ruhen oft aus; und wenn sie an's Meer kommen, so fliegen sie von Insel zu Insel, und zwar immer auf demselben Wege. Wenn sie auf den Inseln ankommen, so sind sie vom langen Fluge so müde, daß man sie mit den Händen fangen kann. Tausende schlägt man todt und salzt sie ein. Ganze Flüge fallen ermüdet auf die Schiffe. Andere Schwärme wirft der Sturm in's Meer, daß sie ertrinken müssen. Und doch will keine einzige Wachtel bei uns bleiben; alle wollen sie nach Afrika ziehen und dort den Winter zubringen. Dann ziehen alle diese Vögel, ehe bei uns der Frühling angeht, wieder aus Afrika fort, und reisen in die Gegend, wo sie geboren und erzogen worden sind; und jede Schwalbe findet das Dorf, das Haus, ja das Nest wieder, worin sie im vorigen Jahre gebrütet hat.

Und nun sage mir, wer ist ihr Wegweiser nach Afrika? Wer sagt ihnen, wann sie wieder fortziehen sollen in ihre Heimath? Wer zeigt ihnen den sichern Weg zu ihrem alten Neste?

Du weißt es, wer der ist, der keines seiner Geschöpfe vergisst, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Siehe, er zeigt ihnen den Weg nach Afrika, und bringt sie wieder in ihre Heimath; er bestimmt ihnen die Zeit ihrer Reise. Wenn du die Störche, die Schwalben, die Staare, die Nachteln kommen siehst, dann denk' an ihn.

65. Es geht Alles vorüber.

Höre nur das Krächzen und Kreischen in der Luft! so sprach der Sohn zum Vater, ich habe es schon eine Zeit lang vernommen und weiß nicht, woher es kommt. Der Vater war in Gedanken versunken gewesen; er horchte, er blickte auf. Siehst du nicht den Zug Kraniche von Mitternacht her sich bewegen, mein Sohn? Es sind ihrer sehr viele; sie bilden ein kleines Heer und ziehen auch regelmäßig dahin, gleich einem Haufen Krieger; sie haben ihren Anführer und bewegen sich nach gewissen Gesetzen. — Sie haben ja auch ihr Kriegsgeschrei, rief der Knabe aus. Doch sind sie sehr friedlich, entgegnete lächelnd der Vater. Jetzt haben wir sie über uns; sie ziehen in wärmere Länder; mit welcher Schnelligkeit sie fliegen! nun sind sie vorüber!

Die Luft wehete scharf von Morgen her. Es ist kalt, sprach der Sohn; die warmen, sonnigen Tage, an denen wir Ball schlugen und im Strome badeten, — sie sind vorüber! Und damals standen die Felder hier geschmückt mit goldenen Aehren, sagte der Vater, die Bäume waren grün, und herrliche Früchte blickten durch das Laub; — heute erscheinen uns die Felder sehr öde und traurig; die Blätter sind längst gepflückt. Vieles, recht Vieles von dem, was uns in Gottes schöner Schöpfung erfreute, ist vorüber gegangen! — Und so ist es auch im Leben, mein Sohn. Die Freude geht vorüber, und auch der Schmerz. So bleibt denn nichts? fragte der Sohn. Was wir für den Geist sammeln und gewinnen, erwiderte der Vater: die Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit, — unsere Liebe zu dem himmlischen Vater und seinem Sohne, dessen Worte nie vergehen, — unsere Liebe zu Vater und Mutter, Bruder und Schwester, zu allen Menschen, unseren Brüdern, vor Allem aber Gottes unaussprechliche Gnade und Liebe gegen uns, — Alles das bleibt und geht nicht vorüber. Den Schaß

der Weisheit und Frömmigkeit in Gott wird uns Niemand nehmen; er geht mit uns in die ewige Welt!

Der Sohn behielt diese Worte in seinem Herzen.

66. Die Kartoffel.

Die Kartoffeln kamen erst vor etlichen 100 Jahren aus Amerika nach Europa. Und fast hätte sie der Freund des Seefahrers Franz Drake, dem dieser aus Amerika welche zur Aussaat schickte und dabei schrieb: Die Frucht dieses Gewächses ist so trefflich und nahrhaft, daß ich ihren Anbau für Europa sehr nützlich halte, aus seinem Garten wieder ausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte: Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Samenknohlen gemeint, die oben am Kraute hängen. Da es nun Herbst war, und die Samenknohlen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahl ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugebedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, in der er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht vorzusetzen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament (dies Wort bezeichnet in England die hohe Ständeversammlung) kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie Alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Guts herr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen.

Aber eines Morgens, im Herbst, ging er auch durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knohlen liegen. Er zertrat einen, und siehe, es duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knohlen wären? und dieser sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden, amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knohlen sammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt gewesen sein wird: daß der Mensch, wenn

er bloß nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

67. Die Herbstzeitlose.

Die Herbstzeitlose, welche unter die Zahl der sogenannten Zwiebelgewächse gehört, wird wohl Jedermann kennen, wenn man ihm sagt, daß es die blasseröthliche Blume ist, welche im Herbst, gewöhnlich nach der Entfernung des Grummets, zahllos auf den Wiesen hervorsprießt, und weder Stengel noch Blätter hat. Erst im Frühling kommen die letzteren, sowie auch die großen, aufgeblasenen, reichsamigen Kapseln.

Nach sorgfältig angestellten Beobachtungen sind die schönen Kronen, die schwarzbraunen Samenkörnlein und die ekelhaft scharf schmeckende Zwiebel am meisten giftig. Der Genuss der zuerst genannten Theile, welche Kinder nie in die Hände nehmen sollten, erzeugt außer einer großen Ermattung heftige Schmerzen in dem Magen und den Gedärmen; der Genuss der Zwiebel ferner, welche besonders im Frühjahr eine bedeutende Schärfe besitz, fügt zu jenen Wirkungen noch unerträgliche Kopfschmerzen, einen fortwährenden Durst und andere Borempfindungen des Todes hinzu. An Beispielen, daß auch der Samen Menschen und Thiere getödtet hat, fehlt es nicht. Es ist reine Nachlässigkeit der Wiesenbesitzer, daß sie diese schädliche Pflanze sich so verbreiten lassen; denn es reicht hin, um sie zu vertilgen, sie zwei bis drei Jahre hinter einander auszurupfen; so erstickt auch die zwiebelartige Wurzel.

68. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand den Samen auf das weiche Land, und, wunderbar! was er gesät, das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß und wickelt es im Stillen los; ein zartes Keimlein kommt hervor und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein, und fleht um Thau und Sonnenschein; die Sonne schaut von hoher Bahn der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber naht Frost und Sturm, und scheu verbirgt sich Mensch und Bumm; das Körnlein kann ihm nicht entgehn, es muss in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh, der Himmel deckt mit weissem Schnee der Erde nacktes Kindlein zu; dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht, die Lerche singt, das Korn erwacht, der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren schlank und schön, muss nun die Halmen-

saat ersteh'n, und wie ein grünes, stilles Meer wogt sie im Winde hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt die Sonne auf das Aehrenfeld; die Erde ruht in stillem Glanz, geschmückt mit gold'nem Aehrenkranz.

Die Aernthe naht, die Sichel klingt, die Garbe rauscht; gen Himmel bringt der Freude lauter Jubelsang, des Herzens stiller Preis und Dank.

69. Der Winter.

Alle übrigen Jahreszeiten reden laut zu uns von der Grösse und Herrlichkeit Gottes; auch der Winter ist ein Herold (Bote) des Herrn, aber er ist wie ein Greis, dessen Stimme so leise geworden, dass man wohl aufmerken muss, wenn man seine Sprüche verstehen will. Lasset uns aufmerken, ihr Kinder, damit wir seine Rede hören mögen; er ist ein Prediger der Weisheit und schlägt sein Spruchbuch vor uns auf.

Das sind aber die Sprüche des Winters:

Das Gute gedeiht auch im Stillen. Ist der Winter etwa bloss ein langer Feiertag, eine grosse Schlummerzeit für die Erde? sitzt er, gleich einer liebenden Mutter, am Bette des Kindleins, um die Erde zu hüten, damit nichts ihren Schlaf störe? — Nein, schaut nur unter das weisse Tuch, das der Winter über die Erde gebreitet hat; schauet, wie sie im Stillen fortarbeitet und Gutes wirkt. Still und geräuschlos wird da unten unser Brot bereitet, und wenn der Frühling die Schneedecke von den Feldern nimmt — siehe! da steht schon die Saat, in die Farbe der Hoffnung gekleidet, und verkündigt, was sie uns bringen will. Im Stillen ist das Gute gediehen; so macht's auch anderwärts kein Geräusch, dass Mancher meint: Was ist's denn weiter? — Aber endlich müssen sich schämen Alle, die es verachtet haben.

Die Erde pflegt nun mütterlich die ihr vertraute Saat, die sich im nahen Frühling segensvoll entwickeln und uns nähren soll.

So thut, was And're segnen kann, ein guter und bescheidener Mann; sucht, wenn sein Thun nur Gott gefällt, nicht das Geräusch des Ruhms der Welt.

Auf Leid folgt Freude! spricht der Winter weiter. Noch ist kein Winter gekommen, dem nicht ein freundlicher Frühling gefolgt sei. So geht auch jeglicher Schmerz vorüber, und aus der Trübsal blühet die Freude auf. Dem Guten muss das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen! Ist nun der Schmerz überwunden, so erkennen wir oft, dass er für uns gut war. Böse, böse, sagten wir, da wir leiden mussten; aber nachher freueten wir uns der Anfechtung, die von dem Herrn kam. Darum sprechen wir auch jetzt:

Es brause fürchterlich umher
des Winters Sturm! Auch er, auch er
ist deines Segens Diener, Gott!
Du thust uns wohl sogar durch Noth.

Eigner Heerd ist Goldes werth! heisst der dritte Spruch des Winters. Frühling, Sommer und Herbst rufen uns hinaus in die freie Natur; der Winter aber hält uns im traulichen Stübchen beisammen, verkürzt uns die langen Abende durch freundliche Gespräche und muntere Spiele, woran mancher liebe Hausfreund Theil nimmt, und den Kindern zündet er die Christbäume an. Es ist so schön, wenn wir einträchtig bei einander wohnen! — Schon lange zuvor freuen wir uns auf die stillen Winterabende, und nun danken wir Gott für die Flamme, die uns wärmt, und für das Haus, das uns schützt.

Der letzte Spruch ist ein Ruf zur Barmherzigkeit: Von deinen Gütern hilf den Armen! — Der Winter führt uns in die ärmliche Hütte und lässt uns durch das zerbrochene Fenster schauen; siehe die nackten, bebenden Kinder! ach, kein Feuer knistert im Ofen; keine warme Suppe erquickt sie; kein warmes Kleid bedeckt ihre Blöße! — Zur Winterzeit ist der Arme sehr schlimm daran, wenn ihm nicht mitleidige Seelen aushelfen; darum schliesse dein Herz nicht zu vor deinem leidenden Bruder! — Danke Gott, dass du es so gut hast!

70. Winterlied.

Wie ruhest du so stille in deiner weißen Hülle, du mütterliches Land! Wo sind des Frühlings Lieder, des Sommers bunt Gefieder und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet; kein Hamm, kein Schäflein weidet auf deinen Au'n und Hüh'n. Der Vöglein Lied verstummte; kein Bienlein mehr, das summt; doch bist du auch im Winter schön.

Die Zweig' und Aeste schimmern, und tausend Lichter flimmern, wohin das Auge blickt. Wer hat dein Bett bereitet, die Decke dir gebreitet und dich so schön mit Reis geschmückt?

Der gute Vater droben hat dir dein Kleid gewoben; er schläft und schlummert nicht. So schlumm're denn in Frieden! Der Vater weckt die Müden zu neuer Kraft, zu neuem Licht.

Bald, bei des Lenzes Wehen, wirst du verjüngt erstehen zum Leben wunderbar. Sein Odem schwebt hernieder; dann, Erbe, stehst du wieder mit einem Blumenkranz im Haar.

71. Der Schnee.

Das ist eine Lust für Knaben, wenn es Schnee gibt, und der leichte Schlitten pfeilschnell den Berg hinabstiegt! Wirst auch einer um, im Schnee liegt sich's weich, und bald ist es abgeschüttelt! — Aber der Schnee ist nicht bloß zum Späße gut, er ist es auch im Ernste: denn er schützt mit seiner warmen Decke im Winter die Saat und düngt die Felder, weil mit ihm viele Salztheilchen aus der Luft herabkommen. Darum reinigt auch das Schneewasser weit besser, als das Fluss- und Brunnenwasser. Erfrorene Glieder kann man dadurch heilen, dass man sie in den Schnee steckt; das sticht wohl derb, aber es hilft. Sogar erfrorene Menschen kommen wieder zu sich, wenn man sie mit Schnee zudeckt. Siehe, so hat die Natur da, wo sie Schaden anrichtet, immer auch gleich ein Gegenmittel zur Hand, wenn wir's nur zu nützen verstehen. — In sumpfigen Gegenden, wo man zu anderen Jahreszeiten im Moraste stecken bleibt, reis't sich's im Winter leicht und sicher auf dem Schlitten. In jenen Ländern aber, wo es über ein halbes Jahr Winter ist und die Nacht fast eben so lang dauert, dient der Schnee dazu, die Dunkelheit hell zu machen. — Dass der Schnee aus gefrorenen Dünsten besteht, begreiffst du leicht; aber merkwürdig ist es, dass jede Schneeflocke meist ein Sternchen mit 6 Strahlen bildet, welches durch das Berggöserungsglas prächtig anzuschauen ist. Bei großer Kälte fallen nur feine Flocken; bei gelinder Kälte aber sind sie weit größer,

weil sie sich leicht an einander hängen, und dann sieht es aus, als ob Jemand die Federn aus seinem Bette schüttle. — In warmen Ländern weiß man nicht viel vom Schnee. Auf sehr hohen Bergen bleibt der Schnee Jahr für Jahr liegen und nur zuweilen stürzen Lawinen herab, wodurch die Schneemasse um nichts vermindert wird.

Wenn du im Winter über Land gehen sollst, mußt du den Weg genau kennen; sonst verirrst du dich leicht, weil der Schnee den Weg überdeckt, daß man nicht weiß, ob es Feld oder Graben oder Straße ist. Wolltest du unterwegs im Schnee ausruhen, möchte dir es leicht übel bekommen: denn wenn du einschläfst, könntest du nimmer erwachen.

72. Fortsetzung.

Heute will ich euch noch mehr erzählen von dem Unglücke, das oftmals die Lawinen oder Schneefälle anrichten.

Der 12. December des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler des Schweizerlandes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: Mitten im Leben sind wir von dem Tod umfassen. Auf allen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee; der 12. December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniss und Angst für die Armen, die es treffen würde; und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: Morgen geht uns die Sonne nicht mehr auf, — und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal an allen Orten von den höchsten Gipfeln die Lawinen los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen niederwärts, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich und so durch einander, daß im Sturme, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammenkrachten, und Ställe, Scheunen und Wohnungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, das darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde. — Einer von 2 Brüdern, die mit einander wohnten, war auf dem Dache, das hinten an den Berg stieß, und dachte: Ich

will den Zwischenraum zwischen dem Berge und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und Alles eben machen, auf dass die Lawine, wenn sie kommt, über das Häuslein hinweg fährt, und wir vielleicht — aber als er sagen wollte: mit dem Leben davon kommen — führte ihn plötzlich der Wind, der vor der Lawine hergeht, vom Dache weg und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel, über einen entseßlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermessliche Tiefe hinabzustürzen, streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts. Er sagte, es habe ihm nicht wohlgethan; aber in der Betäubung umklammerte er einen Baum, kam glücklich davon, und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lawinen, dass sie seine Befehle ausrichten. — Anders ging es einem Vater mit seinen Hausgenossen. Nach dem Abendsegen sagte er zu der Frau und den 3 Kindern: Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind. Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte Stall und Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwinde weggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berge abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei, barmherziger Himmel! — da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur eines Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem, ängstlichem Rufen die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgebracht hatte, hörten sie plötzlich noch eine bekannte liebe Stimme: Mutter! ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus. Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal und brachten das Kind hervor, aber ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freuden und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth; denn die zwei andern

Kinder wurden todt herausgegraben. — Nicht weit davon wurde eine Mutter mit 2 Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahingeworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitze; denn als die Mutter umherschäute, kannte sie die Gegend nicht mehr. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergefunken. Neue Hügel von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen heute beten und uns dem Willen Gottes überlassen. Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochener Stimme ihr zusprach und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch, und sie sank, mit dem theuren Leichnam im Schooße, leblos nieder. Die andere, elfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen dann, ehe sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerze die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglichlicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baume, dann zu einem Felsen hinauf, und kam gegen Mitternacht an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berggegenden der Schweiz sind in einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Viehtriften und Gartenland bis auf den nackten Felsen weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie in's Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlage.

73. Der Hund auf dem St. Bernhardsberge.

Ein frommer Edelmann, Bernhard von Menthon, stiftete im Jahre 962 auf einem sehr hohen Berge im südlichen Theile von Wallis in der Schweiz ein Kloster, dessen Bewohner das heilige Gelübde auf sich haben, den Wanderern auf diesem wilden Bergpfade jede mögliche Erleichterung und Erquickung zu verschaffen. Der Berg erhielt billig den Namen St. Bernhardsberg. Das Kloster liegt 7500 Fuß hoch über

der Meeresfläche und ist die höchste Wohnung in ganz Europa. Die guten Mönche des St. Bernhardsberges haben eine besondere Art großer Hunde, welche ihnen bei ihrem beschwerlichen Geschäfte, verirrte und verunglückte Reisende aufzusuchen, sehr wichtige Dienste leisten. Diese Hunde sind abgerichtet, längs der schmalen und krummen Bergpfade zu streifen und die im Schnee versunkenen Menschen mittelst ihres feinen Geruchs aufzuspiüren. Nicht selten gehen diese treuen Thiere ganz allein, ungeheißt und ohne Begleiter, in solchen Geschäften an stürmischen Tagen aus dem Kloster. Alsdann hängen ihnen die Mönche umflochtene, mit Brantwein gefüllte Fläschchen um den Hals, auch etwa Körbchen mit Lebensmitteln, damit die von Hunger und Müdigkeit erschöpften Reisenden sich daran erquicken und neue Kräfte sammeln können. Die Hunde begleiten die aufgefundenen Wanderer unter freundlichem Wedeln zum Kloster, wo ihnen schützendes Obdach, wärmende Kleider und stärkende Kost geboten werden. Finden sie einen Reisenden so tief im Schnee versunken, daß sie denselben nicht hervorzuscharren vermögen, so laufen sie zum Kloster zurück, wo sie durch Welen und Geberden, die von den Mönchen leicht verstanden werden, Hilfe verlangen. In solchen Fällen eilen Männer, die mit Hacken und Schaufeln versehen sind, zu der vom vorauslaufenden Hunde bezeichneten Stelle, und graben den Ermatteten hervor.

Als einmal eine solche Dogge, Namens Barry, ihre Runde machte, fand sie ein kleines Kind von sechs Jahren, dessen Mutter in eine tiefe Schlucht des Berges versunken war. Starr vor Kälte und ganz matt vor Hunger und Müdigkeit war das Kind mitten auf dem Wege eingeschlafen. Die Dogge beleckte es und stieß es sanft an den Kopf, um es zu erwecken. Das Kind wachte endlich auf, und da es den großen Hund vor sich erblickte, erschrak es sehr. Es wollte aufstehen und entfliehen, allein es sank kraftlos zurück. Um es zu beruhigen, legte Barry ganz sanft die Pfote auf seinen Fuß und leckte ihm die vor Kälte erstarrten Hände. Allmählig ermutigt durch die Liebkosungen und durch die Freundlichkeit des guten Thieres, bemühte sich das Kleine nochmals aufzustehen; aber seine Arme, seine Beine, sein ganzer Leib war so erkältet, seine Muskeln so steif, daß alle Anstrengungen nichts fruchteten. Barry suchte das Fläschchen, das er am Halse trug, bemerkbar zu machen, allein das Kind nahm dasselbe nicht; und es war sehr gut, daß es nicht aus dem Fläschchen trank, denn Brantwein bekommt

den Kindern gewöhnlich sehr übel. Voll Mitleids bei der Schwäche des Kleinen suchte und fand nun der Hund ein anderes Mittel. Er legte sich auf seinen Bauch, schmiegte sich an das Kind und gab ihm durch Geberden zu verstehen, es solle sich an seinen Rücken anklammern. Das Kind verstand endlich die Winke, kroch so gut es ihm möglich war, auf den Rücken des Hundes und hielt sich, krumm vor Erstarrung, daran fest. Das wohlthätige Thier trug seine theure Last mit der größten Vorsicht in die Herberge, wo der halbtodte Knabe die treueste Pflege fand und in kurzer Zeit genas.

Diese merkwürdige Begebenheit wurde weit umher bekannt. Ein reicher Mann nahm den Waisen an Kindes Statt an und ließ die rührende Geschichte durch einen Künstler von Bern malen. Das Gemälde wurde in der Folge im Kloster aufbewahrt, wo die menschenfreundliche Dogge noch lange ihren edlen Beruf ausübte. Dieser Hund hat in seinem ganzen Leben über 40 Menschen vom Tode gerettet. Als er alt geworden war, sandte ihn der Vorsteher des Klosters (der Prior) nach Bern, um für den Rest seiner Tage ihm Ruhe zu gönnen. Damit Barry's Andenken auch noch nach dem Tode geehrt werde, wurde seine Hülle ausgestopft und in dem Museum der Naturgeschichte zu Bern aufgestellt, wo ihn jeder Reisende noch bis auf den heutigen Tag mit seiner Flasche und seinem Halsbände sehen kann.

74. Die überwinternden Vögel.

Die meisten und die lieblichsten Vögel verlassen uns im Herbst, um in Gegenden, wo Schnee und Eis unbekannt sind, ihre Nahrung zu suchen. Es ist aber doch auch eine Anzahl gefiederter Säger, welche in der strengen Jahreszeit bei uns aushalten, und wenn gleich meistens stumm und mit kümmerlicher Nahrung, doch immer unseren winterlichen Gegenden ein lebendigeres Aussehen gewähren. Fühlten die Menschen richtig, herrschte nicht roher Muthwille, oder gar thierische Essbegierde unter ihnen, so würden sie die treuen Freunde, welche nicht bloß bei Sonnenschein und Blüthendust bei uns wohnen, sondern auch in Sturm und Reif ausbauern, schonen und liebevoll behandeln, und wenn tiefer Schnee sie in Noth bringt, ihnen aus unseren Vorräthen ein Almosen reichen. Insekten freilich haben wir selbst nicht viel im Winter, diese haben sich verkrochen, und der Zaunkönig und die Meisen finden dieselben leichter, als die Menschen. Betrachtet aber auch einmal, wie eifrig diese Thier-

chen die Rinde der Bäume durchsuchen, wie sie unter dem Moose die Larven und Puppen und Raupeneier herauspicken, und denkt dabei an die Wohlthat, welche dadurch den Bäumen erwiesen wird, die sonst in keinem Jahre zu gesunden Blättern und Blüthen kämen. Betrachtet ferner die Goldammern mit ihrem schönen Gefieder, dessen sich ein Kanarienvogel kaum zu schämen brauchte, wie hungerig sie auf Straßen und Höfen herumhüpfen und jedes Körnlein zusammensuchen und wie sie die Scheu vor den Menschen fast ganz ablegen, um des Hungers willen. Und bei ihnen sitzen die grauen Haubenlerchen, die, sobald nur dem Hunger gewehrt ist und die Sonne scheint, ihre Stimme hören lassen, und uns an ihre lieblicheren Schwestern, die Feldlerchen, erinnern. Selbst der Sperling, so wenig lebenswürdig, so keck und eigennützig er erscheint, ist uns im Winter nicht verhasst. Wir sehen ihm gern zu und hören ohne Widerwillen sein eintöniges Geschrei. Nur darüber ärgert man sich manchmal, daß er zuweilen die besseren, aber schlichteren Vögelchen zurückbeißt und ihnen das Futter wegnimmt. Am wenigsten kommen die Stieglitz und Zeisige mit ihm in Berührung, denn sie finden den Distel-, Erlen- und Birkenfamen, wovon sie sich nähren, leichter im Felde und am Rande des Waldes, als in den Ortschaften. Doch treibt sie die Noth auch manchmal herbei und sie nehmen dann mit Allem vorlieb, was nur essbar ist. Dann legt auch wohl die Amsel ihre Scheu vor Menschen ab, und kommt aus dem dichten Walde in die Gärten, aber freilich ohne den stötenden Gesang, den sie im Sommer hören läßt. Raben und Elstern vergessen ebenfalls ihre sonstige Vorsicht und bleiben oft in geringer Entfernung vor Menschen sitzen. Ich möchte aber dann keine von ihnen tödten oder fangen. Denn dem Hungerigen soll man sein Brod brechen, nicht in seiner Noth ihm Schlingen legen.

75. Weihnachten.

Die schönste Zeit, die liebste Zeit, sagt's allen Leuten weit und breit, damit sich jedes freuen mag, — das ist der liebe Weihnachtstag.

Den hat uns Gott der Herr bestellt, den herrlichsten in aller Welt, daß Jung und Alt, daß Groß und Klein so recht von Herzen froh soll sein.

Das beste Kind, das liebste Kind, so viele rings auf Erden sind, kommt her und hört, damit ihr's wißt, — das ist der liebe Jesus Christ.

Wie der sich freundlich zu uns neigt, mit seinen Händen nach uns reicht, und wer sein Auge nur geseh'n, will nimmer wieder von ihm geh'n.

Zur Weihnachtszeit, zur Weihnachtszeit, da kam er von dem Himmel weit zu seinen armen Menschen her, in einer Krippe schlummert' er.

Das Christuskind in einem Stall, und ist doch von den Kindern all' fein and'res diesem Einen gleich auf Erden und im Himmelreich.

Vom Himmel hoch, vom Himmel hell, da gehet auf ein Glanz gar schnell, der scheint in der Mitternacht viel heller, als der Sonne Pracht.

Und in den Lüften überall ertönt ein lauter Freudenschall. Da hören sie's wohl fern und nah: Das liebe Christuskind ist da!

Die Engelein, die Engelein, die singen alle froh darein den Hirten zu herab auf's Feld: Geboren ist der Herr der Welt!

Geboren ist das Christuskind, durch das die Menschen selig sind, das alle so von Herzen liebt und ihnen Himmelsgaben gibt.

Das hören froh, das hören gern die Menschen alle nah und fern, und denken nicht an Weh und Leid, und freuen sich der schönen Zeit;

Und jedes ruft dem andern zu: Mein Bruder, Schwester, höre! du, was uns vom Himmel diese Nacht hat für ein großes Heil gebracht?

Du Kind so lieb, du Kind so gut, das allen Menschen Gutes thut, komm bald einmal nun auch zu mir und meiner kleinen Schwester hier!

Nimm von uns Angst und Weh und Schmerz, gib uns ein frohes, frommes Herz! Lass uns auf Erden gut und rein und einst im Himmel bei dir sein!

76. Die Weihnachtsfeier.

So fröhlich, wie heute, waren Auguste und Lottchen seit einem Jahre nicht erwacht; denn die ganze Nacht hatte ihnen geträumt von den strahlenden Lichtern des Christbaumes, der am gestrigen Abend so herrlich ihnen entgegenglänzte, als die Glocke sie nach kurzem, ungeduldigem Harren in den großen, gepuzten Saal rief, und von den mannigfaltigen, wunderschönen Geschenken, mit welchen die lieben Eltern die Weihnachtsfreude ihnen erhöht hatten. Ungern nur hatten sie sich gestern erst spät von all den herrlichen Sachen getrennt, um zur Ruhe zu gehen; aber als nun die freundliche Sonne wieder auf die weißen Dächer schien, waren sie schon angekleidet, um auf's Neue die Christgaben zu besehen und sich ihrer zu freuen.

Der Morgen entfloß unter lauter Freude, und als nun am Mittage die Strahlen der Sonne es draußen so freundlich erscheinen ließen, und selbst die Eiszapfen hinter dem Fenster zu schmelzen anfangen, da machte Auguste ihrer Schwester den Vorschlag, ob sie nicht in Begleitung des Bruders ein wenig hinaus gehen wollten in's nahe liegende Hölzchen, um auch dort die Tannenbäume zu besuchen, die der liebe Gott so festlich mit dem weißen Reif geschmückt hatte. Lottchen bezeugte ebenfalls große Lust dazu, und Bruder Wilhelm ließ sich leicht bewegen, da er den Schwesterchen einen Gefallen thun konnte. Hurtig nahmen sie ihre Mäntelchen um, setzten ihre warmen Winterhüte auf, und so, wohlverwahrt gegen die Kälte, hüpften sie dem Winter zum Troke munter und fröhlich in's Freie.

Zwar schnitt die Luft scharf und färbte ihre Wangen röther; aber in ihrer warmen Umhüllung achteten sie das nicht und waren bald im Tannenhölzchen. Wohl war es hier lieblich anzusehen, wie die Bäume dastanden, die grünen Zweige mit Reif behangen, den die Sonne wie Diamanten blitzen ließ. O wie schön! sagte Auguste; glänzen doch die Bäume beinahe so herrlich, wie unser Christbaum gestern Abend mit seinen vielen Lichtern. Aber plötzlich schwieg sie still, denn sie bemerkte nicht weit von sich einen Knaben in schlechten, halb zerrissenen Kleidern, der vor Kälte zitterte, die erstarrten Hände an den Mund hielt und bitterlich weinte. Neben ihm lag ein kleines Bündel Reisholz, das er wahrscheinlich eben gesammelt hatte. Was mag doch dem armen Jungen fehlen, sagte voll Mitleids Auguste, daß er selbst am Weihnachtsfeste so traurig ist?

Die Kinder traten näher und fragten ihn, warum er so weine. Ach, sagte der Knabe, der Vater ist krank, und die Mutter kann nicht so viel verdienen, daß wir satt werden und uns wärmen können; da muß ich Holz sammeln, daß nur der Vater nicht friere. Ach! ich thue es ja so gern; der arme Vater ist so gut, und die liebe Mutter weint so viel; aber heute ist's gar zu kalt! Und dabei fing er an immer heftiger zu weinen.

Indessen hatten die Kinder Zeit gehabt, den Knaben zu betrachten; sie sahen nun wohl, daß seine schlechte Kleidung ihn nicht gegen die Kälte schützte, und daß er vor Frost hatte weinen müssen. Eine Zeit lang standen sie alle drei stumm da und sahen betrübt den armen Knaben an, und eine Thräne trat in Augustens Auge. Dann griff sie in ihren Arbeitsbeutel,

nahm das Geld, das sie bei sich hatte, heraus und gab es dem armen Knaben; dasselbe thaten auch Lottchen und der Bruder; denn Alle waren tief gerührt von des Knaben Erzählung. Dieser war ganz erstaunt und sah seine Wohlthäter stumm an, dann aber wischte er sich die Thränen aus den Augen und suchte seinen Dank und seine Freude auszudrücken. O wie wird die Mutter sich freuen! sagte er; nun kann sie dem Vater eine Suppe kochen und einheizen, daß wir alle recht warm werden. Dann nahm er sein Bündel Holz unter den Arm und eilte fröhlich davon. Die Kinder begleiteten ihn und er mußte unterwegs erzählen, wie seine Eltern hießen und wo sie wohnten. Wenn deine Eltern so arm sind, sagte Wilhelm, so hast du wohl nicht einmal etwas zum heiligen Christ beschert bekommen? Ach, sagte der Knabe, wenn ich nur hätte essen können! aber die Mutter hatte nichts, und so mußte ich hungerig zu Bette gehen.

Still und nachdenkend setzten die Kinder ihren Weg fort, und als sie wieder nach Hause kamen, war ihr Erstes, daß sie der Mutter von dem armen Knaben erzählten, der keine Weihnachtsgaben bekommen habe und frieren müsse. Ach, Mütterchen, sprach dann Auguste, Bruder Wilhelm hat ja wohl noch alte Kleider, die der arme Junge bekommen könnte; Lottchen und ich wollen auch etwas hervorsuchen, was er gebrauchen kann; und wenn du es erlaubst, wollen wir ihm das schenken. Gern willigte die Mutter ein; auch der Vater kam dazu, und da er den Vater des Knaben als einen sehr fleißigen und redlichen Mann kannte, so beschloß auch er, etwas zur Unterstützung der armen Familie zu thun. Wie wär' es, sagte die Mutter, wenn wir schnell das Alles besorgten, heute Abend den armen Knaben rufen ließen und ihn dann mit den Geschenken überraschten? — Dann könnte doch auch er sich diese Weihnachten freuen, wo Alles so froh ist. O das ist herrlich, rief Auguste, und schnell eilte sie mit den Geschwistern davon, um Alles herbeizufuchen, womit sie den armen Knaben am Abend erfreuen wollten. Als sie die Kleidungsstücke herbeigeholt hatten, sagte Lottchen: Ich wüßte noch etwas, was herrlich wäre! Wenn wir nur könnten, müßten wir dem guten Jungen auch einen Christbaum ausschmücken; wie würde er sich da freuen, wenn er die vielen Lichter sähe! Den Geschwistern gefiel der Vorschlag, und Wilhelm erbot sich, das in's Werk zu richten. Er wußte schnell für ein paar Groschen einen Tannenbaum anzu-

schaffen. Die Mädchen nahmen einige Lichter und mehrere Näscherlein aus ihrem Christbaume, und so war bald Alles fertig.

Fast mit noch größerer Ungeduld, als gestern, erwarteten die Kinder den Abend. Als es eben dunkel geworden war, baten sie die Mutter, dass sie doch jetzt hinschicke, und den Knaben holen lasse. Nun steckten sie die Lichter an, legten die Geschenke unter den Tannenbaum und erwarteten freudig den Augenblick, wo der Knabe kommen würde. Bald war er da; die Thür wurde ihm geöffnet, und als er nun hereingetreten und ihm gesagt war, das solle seine Christbescherung sein: so stand der Knabe ganz erschrocken da; er schaute bald die Lichter, bald die Geschenke an, und Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen. Die Kinder standen um ihn her; das Herz klopfte ihnen vor Freude, und noch oft sprachen sie nachher von diesem Abende und meinten, dies Weihnachtsfest sei doch das schönste gewesen.

77. Die Tanne.

Kennt ihr den Baum — auf Harzes Höh'n seht ihr ihn schlanke und muthig steh'n; den armen Harz will er erfreu'n, will lebend, sterbend ihm sich weih'n. Der Baum, der edle Baum, ihr wißt's, des Harzes Baum, die Tanne ist's.

Kennt ihr den Baum — dem heil'gen Christ vor allen Bäumen lieb er ist; es hänget ja der Weihnachtsmann den Kindlein gold'ne Gaben d'ran. Der Baum, der heil'ge Baum, ihr wißt's, der Weihnachtsbaum, die Tanne ist's.

Du lieber, edler, heil'ger Baum, wie mancher Hoffnung gibst du Raum! den Armen, wie des Kindes Glück, dein Immergrün verklärt den Blick. Darum will auch dem Tannenhain der Harzer seine Pieder weih'n.

78. Sprüchwörter oder sprüchwörtliche Redensarten.

1. Einem klaren Wein einschenken (die reine Wahrheit sagen).
2. Zum Klappen kommen (Ernst werden).
3. Eine Sache übers Knie brechen (sie kurz, schnell, leicht abmachen).
4. Den Knoten lösen (eine Schwierigkeit überwinden).
5. Lunte riechen (Gefahr merken).
6. Den Mantel nach dem Winde hängen (sich in Reden und Thun nach den Umständen richten).
7. Kein Blatt vor den Mund nehmen (sich nicht scheuen, offen die Wahrheit zu sagen).
8. Einen Mohren weiss waschen wollen (das Unmögliche versuchen).
9. Einem das Wort aus dem Munde nehmen (dasselbe sagen, was man hat sagen wollen).
10. Einen Nagel haben (eingebildet, stolz)

sein). 11. Eine Nase bekommen (einen Verweis erhalten). 12. Es hinter den Ohren haben (ein Schelm, hinterlistig sein). 13. Die Pferde hinter den Wagen spannen (etwas verkehrt anfangen). 14. An der Quelle sitzen (etwas aus der ersten Hand bekommen). 15. Sich vom Pferde auf den Esel setzen (seinen Zustand verschlimmern). 16. Einem Sand in die Augen streuen (ihn täuschen). 17. Sein Schäfchen in's Trockene bringen (den Gewinn in's Sichere bringen). 18. Hier ist Schmalhans Küchenmeister (hier wird armselig gegessen). 19. Man muss das Eisen schmieden, so lange es warm ist (man muss die günstigen Umstände benutzen). 20. Etwas in den Schornstein schreiben (es verloren geben). 21. Einem die Spitze bieten (sich ihm widersetzen). 22. Einem den Stuhl vor die Thür setzen (ihn zum Hause hinaus werfen). 23. Sich aus dem Stanbe machen (sich eiligst entfernen). 24. Gegen den Strom schwimmen (sich widersetzen). 25. In den Tag hinein leben (ohne Ueberlegung, unbesonnen leben). 26. Es kommt etwas an den Tag (es wird bekannt). 27. Das ist eine harte Nuss für ihn (das wird ihm sehr schwer). 28. Die gebratenen Tauben fliegen Keinem in den Mund (Nützliches kommt Keinem ohne Mühe). 29. Im Trockenen sitzen (ohne Sorgen leben können). 30. Einen Trumpf darauf setzen (etwas mit einem verben Aussprüche bekräftigen). 31. Einem über den Kopf wachsen (zu mächtig werden; sich nichts mehr sagen lassen). 32. Den Wald vor Bäumen nicht sehen (das Ganze wegen des Einzelnen nicht bemerken). 33. Einem den Kopf waschen (ihm Verweise geben). 34. Etwas in den Wind schlagen (nicht auf einen Rath, eine Ermahnung hören). 35. Du gehst krumme Wege (du thust heimlich Böses). 36. Grosse Augen machen (sich höchlich wundern). 37. In den letzten Zügen liegen (sterben). 38. Sein Brot im Schweisse des Angesichtes essen (seine Nahrung sauer verdienen). 39. Im Trüben fischen (unredlich sein). 40. Er ist die Seele der Gesellschaft (die Hauptperson, welche Alles leitet). 41. Das Kind ist wahres Quecksilber (es hat ein unstetes Wesen, große Beweglichkeit). 42. Die Haare standen ihm zu Berge (hatte große Angst). 43. Eine Hiobspost bringen (eine traurige Nachricht bringen). 44. Den Keim des Todes in sich tragen (den Anfang einer tödtlichen Krankheit haben). 45. Einen auf's Korn nehmen (seine Aufmerksamkeit auf Jemanden vorzüglich richten). 46. Von einer Sache Wind bekommen (heimlich Nachricht über eine Sache erhalten). 47. Einen hinter das Licht führen (ihn täuschen, anführen, betrügen). 48. Die Saiten zu hoch spannen (zu viel von Jemandem fordern). 49. Das Seinige zu Rathe halten (sparsam damit umgehen). 50. Das leuchtet ja in die Augen (das sieht Jeder ein, das versteht Jeder).



Vierter Abschnitt.

1. Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen;
darfst auf eig'ne Kraft nicht bauen.
Demuth schlägt vor stolzem Wahn.

Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!

Die sich ihn zum Führer wählen,
können nie das Ziel verfehlen.

Sie nur geh'n auf sich'rer Bahn.

Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!

Muth wird dir dein Helfer senden;

froh wirst du dein Werk vollenden;

denn es ist in Gott gethan.

Mit dem Herrn fang' Alles an!

2. Das Wort im Herzen.

Als Abraham, der Erzvater, alt und wohlbetagt war, und die Stunde kam, daß er sterben sollte, versammelte er seine Kinder und Kindeskinde um sich her und segnete sie. Da fragten ihn Isaak, sein Sohn, und Rebekka, seine Schwur, und sprachen: Vater, du bist ein Pilger gewesen dein Lebelsang und umhergezogen von Chalbäa nach Haran, und von Haran nach Canaan, und von Canaan nach Mizraim, und von Mizraim nach Canaan als ein Fremdling im Lande der Verheißung und in mancherlei Unsechtung und Gefahren; sage uns, Vater, was hat dich also gestärkt und geleitet?

Da antwortete Abraham und sprach: Des Herrn Wort im Herzen. — Und welches ist dieses Wort? fragten die Kinder. — Abraham sprach: Das Wort, das er zu mir redete in dem Hain zu Mamre: Ich bin der Allmächtige, wandle vor mir und sei fromm! — Es war eine feste Burg in den Tagen der Noth, ein Licht auf dunkeln Wege und eine Waffe und Wehr zur Zeit der Gefahr. Und nun wandelt es vor mir her auf der letzten Wanderschaft und zeigt mir aus der Ferne die Stadt, die wohlgegründete, deren Baumeister und Schöpfer der Herr ist.

Nachdem Abraham diese Worte geredet hatte, neigte er sein Haupt auf das Kissen und verschied.

3. Die Cimbern und Teutonen.

Möchtest du nicht gern erfahren, wie es in uralten Zeiten um unser geliebtes Vaterland gestanden und unsere Ur-Vahren, die alten Deutschen, gelebt haben? — Merke auf! ich will dir Einiges davon erzählen.

Vor 2000 Jahren sah es in unserm Vaterlande ganz anders aus, wie jetzt. Ueberall war nichts als Wald, und darunter Sumpf. Und zwischen den Bäumen herum brüllte der Bär und der Auerochs. Ueberall heulte der Wolf, und über den tiefen Morast schob sich das Elennthier. Die Menschen in diesem großen Walde waren stark und kräftig und gingen beinahe ganz nackt. Nur eine Bären- oder Ochsenhaut hatten sie über die Schulter geworfen. Das war ihre einzige Kleidung. Und des Thieres Kopf mit offenem Rachen, und seine Hörner blieben gewöhnlich daran sitzen. Es sahe erschrecklich aus! Ackerbau fand man wenig unter den alten Deutschen. Viehzucht war fast ihr einziges Geschäft, oder richtiger: das Geschäft der Weiber und Sklaven. Der freie Mann jagte, trank, spielte und schlief. Das Alter und das Weib ehrte der Deutsche hoch. Was die Deutschen versprochen, hielten sie treulich. Hier hast du meine Hand darauf! sagten sie bieder und reichten die Rechte dar. Und das galt so viel, wie ein Eidschwur. — Von dem lebendigen Gott wußten sie nichts. Sie beteten Götzen an: die Sonne, den Mond, ihren Stammvater Teut, den Wodan (Guodan, Guten, Allvater), den Donnergott Thor, die Ehgöttin Freia, den Saturn und noch manche andere. Von den genannten sieben haben unsere Wochentage ihre Namen. — In den Hainen opferten die Priester. Um die Zukunft zu erforschen, bedienten sie sich allerlei Wahrsagerkünste; hatten Wahrsagerinnen, Alrunen genannt; prophezeiheten aus dem Fluge der Vögel u. dergl. m. Das ist nun, gottlob! anders geworden; aber, meine lieben Leser, es ist auch Manches anders geworden, was wohl besser geblieben wäre, wie es vordem war. Treue, Redlichkeit und Gastfreiheit waren allgemeine Tugenden, und so tief begründet, daß sie noch lange Zeit zum Ruhme des deutschen Stammes fortbauerten. Erinnerst du dich nicht einiger kräftiger Sprichwörter: „Ein Mann, ein Wort!“ „Treue Hand geht durch's ganze Land!“ Diese herrlichen Lebensregeln stammen aus jenen Zeiten, wo noch Treu' und Glauben galt; wo ein

Handschlag eben so heilig war, wie ein Eidschwur. Sind aber jene Tugenden nicht selten geworden in unserm Vaterlande? Wo findet man noch deutsche Treue und Redlichkeit? Die Meisten suchen heutzutage das Ihrige, unbekümmert um des Nächsten Wohl. Wir aber, lieber junger Freund, wollen den Namen „Deutscher“ nicht umsonst tragen, sondern uns in allem Ernst bestreben, durch Redlichkeit und Treue, durch Offenheit und Biederfinn dieses Namens würdig zu werden. Das gebe Gott! —

113 Jahre v. Chr. fielen die ersten Deutschen in das römische Reich ein. Auf ihren großen, breiteren Schilden glitten sie zum Schrecken der Römer pfeilschnell die steilen, schnee- und eisbedeckten Alpen hinab. Der Erschstrom war ihnen im Wege. Da wälzten sie große Massen Bäume und Steine hinein, und gingen darauf hinüber. Die Römer erschrakten schon genug, wenn sie nur die Riesengestalten mit den knöchigen Körpern erblickten. Brüllten ihnen diese aber vollends durch ihre hohlen Schilde entgegen, als wären sie grimmige Löwen: dann stieg ihre Angst auf's Höchste. Ganz Italien zitterte und bebte vor den schrecklichen Cimbem und Teutonen, — so nannte man diese schlimmen Feinde; und Niemand begehrte Anführer gegen sie zu sein: denn noch jeder hatte sammt seinem Kriegsheere vor ihnen fliehen müssen. Da fand sich noch endlich ein alter, berühmter General, Marius mit Namen, aus niederm Stande. Der wagte es, gegen die Gefürchteten zu kämpfen. Er stellte sich so, daß die Augustisonne den Cimbem in's Angesicht brannte und der Sturm ihnen Sand und Staub in's Auge wehte. Das half. Obgleich die vorderste Reihe sich mit einer Kette Mann an Mann festgebunden hatte; obgleich die Weiber hinter den Reihen jeden Flüchtling mit Weilen niederhieben: so wurde doch das deutsche Heer geschlagen und beinahe gänzlich vertilgt. 140,000 sollen auf der Stelle umgekommen sein.

4. Das Vaterland.

Kennt ihr das Land, so wunderschön, in seiner Eichen grünem Kranz? das Land, wo auf den sanften Höh'n die Traube reift im Sonnenglanz? Das schöne Land ist uns bekannt, es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei, wo noch das Wort des Mannes gilt, — das gute Land, wo Lieb' und Treu' den Schmerz

des Erdenlebens stillt? Das gute Land ist uns bekannt, es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit im Kreise froher Menschen wohnt? das heil'ge Land, wo unentweiht der Glaube an Vergeltung thront? Das heil'ge Land ist uns bekannt, es ist ja unser Vaterland.

Heil dir, du Land, so hehr und gross vor allen auf dem Erdenrund! Wie schön gedeiht in deinem Schooss der edeln Freiheit schöner Bund! Drum wollen wir dir Liebe weih'n und deines Ruhmes würdig sein!

5. Der deutsche Knabe.

Ich bin ein deutscher Knabe und kann mich dessen freu'n. Ein deutscher Mann ist redlich; auch ich will redlich sein. Mein Wort sei stets der Wahrheit treu, auf dass ich zu erkennen sei! Ich bin ein deutscher Knabe und hasse Heuchelei.

Ich bin ein deutscher Knabe und darf mich dessen freu'n. Ein deutscher Mann ist ehrlich; auch ich will ehrlich sein. Gerechtigkeit nur sei mein Ruhm, zu ehren fremdes Eigenthum! Ich bin ein deutscher Knabe; Recht ist mein Heiligthum.

Ich bin ein deutscher Knabe und will mich dessen freu'n. Mich dabei zu erhalten, das wolle Gott verlei'h'n! Und werd' ich größer, soll mein Ruth auch zeugen frei von deutschem Blut, von deutscher Ehr' und Treue und bleibend innerm Gut.

6. Hermann, Deutschlands Befreier.

Um das Jahr 9 nach Christo waren die Römer vom Rheine her in unserm Vaterlande schon bis an die Weser vorgebrungen, und der römische Statthalter Varus wollte unsere freien Vorfahren zwingen, lateinisch zu sprechen und die römischen Götter anzubeten. Auch ließ er sie oft, wenn sie sich vergingen, mit Ruthen peitschen. Das Alles wollte den Deutschen gar nicht gefallen. Ein junger Fürst der Cherusker, d. h. Härzer, Hermann mit Namen, der in Rom erzogen war, sandte daher im Jahre 9 nach Christo zu Varus und ließ ihm sagen: Komm nach der Elbe. Da gib'ts Streit. Mache dort Frieden! Sogleich kam Varus mit den drei besten römischen Legionen und zog durch den finstern Teutoburger Wald. Da gib'ts wieder was zu erobern! dachte er. Es ging ihm aber sehr schlimm. In jenem Walde standen die Cherusker schon oben auf den Bergen und warteten auf die Römer und warfen große Felsblöcke und Bäume und Regen von Pfeilen auf sie herab. Die armen Römer mussten sich auf sumpfigem Wege zurückziehen, und die Deutschen jagten,

immer schießend und werfend, hinter ihnen her, — 3 Tage lang. Da waren die meisten Römer erschlagen, und Varus erschack sich in der Verzweiflung selbst. Nur wenige Römer sahen Rom wieder und brachten die schreckliche Botschaft mit. Die ganze Stadt erbebt. Kaiser Augustus rannte öfters mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie, wie ein Rasender: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Er fürchtete, die Sieger würden nun gleich auf Rom losgehen. Die waren aber schon zufrieden, dass sie die Römer aus ihrem Lande gejagt hatten und blieben ruhig zu Hause.

Diesem großen Siege dankt Deutschland seine Freiheit und wir, dass wir Deutsche sind, und dass noch deutsch auf der Erde gesprochen wird. Ehret daher das Andenken an Hermann, den tapfern Befreier Deutschlands.

7. Reiner Sinn.

Reiner Sinn gibt reine Hand, die das Kleinste nicht wird nehmen, dess ein Mensch sich müsste schämen; was nicht ehrbar heißen mag, reine Hand greift nicht danach.

Reiner Sinn gibt reinen Mund, der es nimmer konnte wagen, böse Worte auszusagen. Nur was löblich ist und fein, kann aus reinem Munde fein.

Reiner Sinn gibt reinen Blick, der wie in den heitern, blauen, schönen Himmel lässt schauen. Reiner Sinn macht frei und wahr und das Auge hell und klar.

Reiner Sinn verschönt das Kind und veredelt die Geberde, dass nichts sündlich an ihr werde, dass sie wohlstandig sei, sonder eitle Künstelei.

Reiner Sinn will reines Kleid: Auß'res muss dem Innern gleichen. Reiner Leib ist auch ein Zeichen: wie die Seele fleckenrein, soll auch ihre Hülle sein.

Reiner Sinn ist reines Herz. Wie durch's Herz mit seinen Schlägen alle Pulse sich bewegen, also führt ein reiner Sinn dich zu sel'gem Leben hin.

8. Unschuld und ein gut Gewissen.

1.

Unschuld und ein gut Gewissen
sind ein sanftes Ruhelissen.

Was mag das Verschen wohl bedeuten? fragte der Vater.

Vater, sagte der Sohn, ist verstehe die Worte nicht. Erkläre mir den Spruch. Ich denke, auf einem weichen Kissen kann man ruhen, aber auf die Unschuld und das gute Gewis-

sen, die doch keine Kissen sind, kann man sich nicht legen, um zu schlafen.

Meinest du, dass der auf dem Kissen ruhig schlafen kann, der nicht unschuldig ist und kein gutes Gewissen hat?

Das kann er gewiss nicht. D, ich weiß es noch, dass ich am Abend vor Unruhe nicht einschlafen konnte, als ich nach dem Garten gegangen war und da Kirichen naschte, was du mir verboten hattest.

Da hast du ja meine Worte durch deine eigene Geschichte erklärt. Nun höre mir aufmerksam zu:

Ein frommes Kind, das kein Böses thut, dessen Herz rein von der Sünde ist, das nenne ich ein unschuldiges Kind. Die Unschuld ist ein Schatz, der dem Herzen Friede und Ruhe, Freude und Wonne gibt.

Wenn ein Kind weiß, dass es immer recht gethan, keine Unart begangen hat, sich zu keiner unerlaubten That hat verführen lassen, so wohnt in ihm ein gutes Gewissen. Das Bewusstsein, Böses und Verbotenes ausgeübt zu haben, plagt und peinigt im Innern und raubt alle Ruhe und Freudigkeit.

Ein sanftes Ruhekissen, auf dem ich süß einschlafe, ist doch wohl besser, als ein harter Stein?

Siehe also, was ein weiches Kissen für den Körper ist, das ist die Unschuld und das gute Gewissen für die Seele. Das Herz, in dem Unschuld und ein gutes Gewissen wohnt, genießt eine himmlische Ruhe, wenn eine schuldbeladene, lasterhafte Seele in steter Unruhe ist, und Strafe, Verachtung und Schande fürchten muss.

2

Es lag ein Mann auf seib'nem Pfühl, doch schlug sein Herz ihm bang und schnül, er warf sich hin, er warf sich her, als ob sein Bett von Dornen wär', und träumt' er, war's ein banger Traum, denn in des Herzens dunkeln Raum, da wohnte Schuld und Furcht vor Strafen und ließ nicht ruhen ihn und schlafen.

Ein and'rer Mann lag nebenbei auf einer harten, niedern Streu; doch schlief er sanft und träumte süß von himmlischen Freuden in Paradies. Und fragst du, wer ihn eingewiegt, ihn, der so sanft und friedlich liegt? Sein Engel war's, sein gut Gewissen! Das legte sanft sein Ruhekissen.

9. Der Kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, wel-

he in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von 100 Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück.

So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens; und das war schön! Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. Guter Freund, sprach er hierauf, es waren eigentlich 800 Thaler in das Tuch eingenäht; ich finde aber nur 700 Thaler darin. Ihr werdet also wohl eine Nacht aufgetrennt und eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch. — Das war nicht schön! Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn.

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung: der Eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen; der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen, und das Päckchen nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen, und die schlechte Gesinnung des Andern schon voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch; Demnach, und wenn der Eine von euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat; so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst also dies Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat; und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet,

der keine 800 Thaler findet. So sprach der Richter, und dabei blieb es.

10. Preis der Ehrlichkeit,

Ehrlich denken, ehrlich leben, sei mir eine heilige Pflicht! Ehrlichkeit kann Ehre geben, aber bloßer Reichtum nicht. Jedem frei vor's Auge treten können, o wie schön ist das! Keine Schuldigkeit verspäten, welche Seligkeit gibt das!

Gegen einen Jeden ehrlich, doch mit kluger Vorsicht sein, o wie frommt das unaufhörlich, wie viel Segen bringt das ein! Alle guten Menschen schämen sich des Falschen, der betrügt; sollt' ich mir das Kleinod nehmen, das im guten Namen liegt?

Werd' ich auch nicht reich auf Erden, soll es mich doch nicht gereu'n. Nur ein guter Mensch zu werden, soll mein stetes Streben sein. Wenn ich diesen Namen habe, hab' ich's schönste Lobgebieth, und mich peinigt einst am Grabe des Gewissens Vorwurf nicht.

11. Feuriges Wasser.

Was nicht dein ist, Kind, das rühr' nicht an; denn es brennt, und einmal hat es einem Knaben sogar das Herz abgebrannt, weil er an demselben sein unrechtmäßig Verlangen stets allzu dienstfertig gestillt hat. Der nahm, wie eine Elster, Alles, was ihm gefiel, heimlich hinweg, ob er gleich wusste, dass es eine Sünde ist, die einem in manchem Lande das Quartier in der Luft zwischen Himmel und Erde anweist, oder wenigstens ein feurig Maal auf den Rücken brennt, dass, wenn er das Wamms auszieht, alle Welt lesen kann, wess Geistes Kind der Gebrannte ist. Diesmal aber hat das kalte Wasser die Feuerstelle vertreten und jenem Jungen ein Maal auf die Brust gebrannt, dass ihm der Athem besser Begierden gleich ausging. Einmal stahl er nämlich ein paar Steine ungelöschten Kalkes und versteckte sie in seinem Busen. Gleich darauf begegnete ihm ein Kamerad, der zwei Pferde in die Schwemme ritt, und — hast du nicht gesehen! saß unser Diebsjunge oben auf dem andern Pferde, und nun ging's im vollen Jagen nach der Schwemme. Mitten im Wasser aber fiel's dem Pferde ein, sich zu legen, und Spitzbüßchen fiel herunter. Weil er aber schwimmen konnte, so schwamm er eine gute Strecke fort. Auf einmal aber fing er an jämmerlich zu schreien: Helft, helft, ich verbrenne! — Aber die Leute, die ihn schwimmen sahen, meinten, er habe sie zum Vesseln, bieweil ja kaltes Wasser nicht brenne. Der Junge sank ein paar Mal unter und kam ein paar

Mal wieder herauf, ein Mal mit dem Kopfe, das andere Mal mit den Beinen, und das dritte Mal ganz, aber auch ganz — todt. Der brennend gewordene Kalk hatte durch die Haut bis in's Innere gefressen. — Gelt, Kind, was nicht dein ist, das rühr' nicht an, denn es brennt — zum wenigsten auf dem Gewissen!

12. Spitz und Pudel.

Hör', Spitzchen, spricht Pudelchen, es ist schon recht dunkel, und der Herr kann uns nicht sehen.

Spitzchen antwortete: Wie soll er uns denn sehen können, wenn es so sehr dunkel ist?

Nun, fährt Pudelchen fort, da können wir uns einmal recht lustig machen. Ich weiß ein Loch im Hofe, wo wir durchkriechen können. Dann wollen wir uns einmal auf den Gassen und in den Gärten nach Herzenslust auslaufen, und wenn du willst, so laufen wir auf's Feld, ja bis auf das nächste Dorf, welches eben nicht weit ist, — und bellen wollen wir, dass man es eine Stunde weit hören soll. Alle Leute sollen aus dem Schläfe fahren und denken, es seien Diebe da.

Spitzchen antwortet dem Pudel nicht, sondern geht hin und legt sich in seine Hütte.

Der Pudel folgt dem Spitz nach, stellt sich vor die Hütte hin und spricht: Du antwortest mir nicht? — Du willst wohl nicht mitgehen?

Du bist böse, antwortete der Spitz, und mit den Bösen soll man keine Gemeinschaft halten.

Ich böse? erwiederte der Pudel; ei warum nicht gar! Ich will mir ja nur eine Lust machen.

Das ist eine schlechte Lust, wenn du die Leute aus dem Schläfe aufschrecken willst, antwortete Spitz. Man muss sich keine Lust machen, die Anderen schadet, und wobei man seine Schuldigkeit vergisst. Du willst Haus und Hof verlassen, die du bewachen sollst, und wofür der Herr dich ernährt, bloß um dir eine Lust zu machen. Nimm dich in Acht, dass sie dir nicht das Fell ausklopfen!

Pudel brummte ein wenig in sich hinein, aber er legte sich doch in seine Hütte, und lief nicht umher.

Wir könnten uns jeder eine Würst holen, sagte am folgenden Tage Pudel zu Spitz.

Liegt denn die Straße voller Würste? fragte Spitz.

Behüte! antwortete Pudel; aber in Schlächters Hause, auf dem Tische der Hausflur, liegen sie. Wir passen die Zeit ab, wo der Schlächter nicht gleich da ist, da klink' ich die Hintertür auf, — denn das habe ich gelernt, — jeder nimmt sich eine Wurst, und dann, heidi! fort damit.

Eine Wurst hätte ich auch wohl gern, sagte Spiz, aber mit Spizbubenkünsten mag ich sie doch nicht erwerben.

Auf einmal hieß es: Pudel ist todt geschlagen! Das machte, er hatte dem Schlächter von Zeit zu Zeit eine Wurst weggeholt. Da hat der Schlächter eines Tages im Versteck aufgepaßt. Pudel ist gekommen, hat die Thür aufgeklint und eine Wurst genommen. Darauf ist der Schlächter herzugespungen und hat den Pudel mit dem großen Fleischerbeile erschlagen; Spizchen aber lebte noch lange und war seinem Herrn sehr werth.

Das macht: Ehrlich währt am längsten, aber das Böse nimmt nimmer ein gutes Ende.

13. Heinrich der Vogelsteller.

Ein sonderbarer Name! Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr. Darum wählten ihn auch die Deutschen zu ihrem König; und die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl brachten, fanden ihn bei der Stadt Quedlinburg auf dem Finkenfange. Daher sein Beinamen. Er hätte wohl einen bessern verdient!

Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Hunnen oder Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Und sammelte sich nun erst langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie sammt ihren Leuten schon lange wieder fort, weit! weit! über alle Berge. — Und von Norden her kamen zu Zeiten die Wenden und machten's eben so. Das war eine traurige Zeit. — Was that da der weise, der bedächtige Heinrich?

Zunächst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen einen jährlichen Tribut. Dafür sollten sie dann nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren dess auch zufrieden. Und nun begann im ganzen deutschen Reiche eine bes-

fere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Ueberall fing man an, Häuser zu bauen und hie und da einen Haufen derselben mit einer Mauer zu umziehen und mit einem Wassergraben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber die Städte waren noch leichter zu bauen, als Bewohner darein zu finden; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts Anderes als Gräber.“ Da befahl Heinrich, die Leute sollten loosen und je einer aus neun, den das Loos treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden, als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten oder den Klöstern als Leibeigne dienen mußten. Nun fing auch in den Städten Einer an, und machte für Alle die Kleider; ein Anderer für Alle die Schuhe; ein Dritter bauete Häuser für die Andern; — natürlich aber das Alles nicht umsonst! Mit einem Worte: es entstanden die verschiedenen Handwerker. Bis dahin hatte nämlich Jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles Mögliche selbst sein müssen. Und das ging gerade nicht sehr gut. In den Städten ging's nun natürlich besser. Und doch merkten es die Städte noch immer nicht, daß sie es besser hatten. Als aber nach 9 Jahren die Ungarn wieder kamen, und die Bauern nun ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, wo die Ungarn nicht hineinzubringen vermochten; und als Heinrich mit Gottes Hülfe diese Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, so lange er lebte, nicht wieder kamen: da jubelte Alles „dem Städtebauer“ entgegen und freute sich seines Königs. — Nicht lange danach brachte Heinrich auch die Wenden zur Ruhe. Mitten im Winter nähete er sich ihrer Hauptstadt Brennabor (Brandenburg). Sie sagten aber nicht, sondern dachten: Laß ihn nur kommen; durch die weiten Sümpfe um unsere Stadt kann er gewiß nicht bringen! Er kam aber dennoch, zwar nicht durch, aber über die Sümpfe her. Gott schickte einen harten Frost, und Heinrich marschirte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie. Die Wenden waren besiegt. Wer konnte aber dafür stehen, daß sie nicht bald ihre Schläge vergaßen und auf's Neue plündernd in das deutsche Land einzie-

len? Das fürchtete Heinrich auch, und darum machte er aus dem Lande an der linken Elbseite, das noch jetzt die Altmark heisst, eine Grafschaft, und setzte einen seiner Diener zum Grafen über dieselbe, mit dem Auftrage: Du musst darauf achten, dass die Wenden nicht mehr plündernd in's deutsche Reich einfallen. Ich mache dich zum Wächter meiner Grenze! Und wenn nun ein solcher Graf, — Markgraf, Grenzgraf, — starb, dann setzte der jedesmalige deutsche Kaiser oder König einen andern hin, — wen er wollte. — Diese kleine Markgraffschaft, welche den Namen Nordmark, Nordachsen bekam, ist der erste Anfang der großen preussischen Monarchie gewesen. 927. König Heinrich der Städtebauer starb 936.

14. Einige Fragen an Kinder.

1. Wenn du deinen guten Eltern nicht folgst, ihre Ermahnungen nicht beachtest, was, meinst du, wird einmal dein Lohn sein? Wohin wirst du dann wohl kommen? In den Himmel? Fre dich nicht!

2. Wenn du schlechte und schändliche Reden hörst, darfst du darüber lachen? Darfst du solche Reden auch in deinen Mund nehmen? — Der Heiland sagt: Ihr sollt Rechenenschaft ablegen von jedem unnützen Worte, das ihr geredet habt.

3. Haben die Menschen Recht, und thun sie wohl daran, wenn sie über deine leichtsinnigen, muthwilligen oder gar boshaften Streiche lachen? Freut sich etwa der liebe Gott auch über dich? — Je mehr ein unverständiger Mensch über dich lacht, desto sorgfältiger hüte dich, die Streiche oder Reden zu wiederholen, über die er lacht.

4. Wenn Andere dich loben, sollst du dir darauf etwas einbilden? Freuen magst du dich darüber, doch zugleich dir auch vornehmen: ich will es noch besser machen.

5. Wenn dich Jemand schlägt, sollst du wieder schlagen? Röm. 12, V. 19. steht: Rächet euch selbst nicht, meine Liebsten. Hat Jesus etwa auch wieder gescholten, wenn er gescholten ward, und wieder geschlagen, wenn er geschlagen wurde?

6. Wenn du etwas Böses gethan hast, darfst du dann deine That verhehlen, durch Lügen dir helfen, oder die Schuld auf Unschuldige wälzen? Wenn keines Menschen Auge dich sieht, ein Auge sieht dich doch; Einer kennt deine Schuld

und wird sie strafen. Darum lüge nie, sondern bekenne deinen Fehler und mache es in Zukunft besser.

15. Des Kindes Gebet vor dem Schlafengehen.

Lieber Vater, der so ferne
in den Abendwolken lebst,
in dem sanften Licht der Sterne,
wo der schöne Engel schwebt, —

Meines lieben Vaters Tage
mache schön und freudenvoll,
nie ein Kummer, eine Klage
über mich sie trüben soll.

Höre deines Kindes Flehen,
denn schon wieder kommt die
Nacht,
in mein Bettlein will ich gehen,
wenn ich erst an dich gedacht.

In dem Gärtchen will's schon
dunkeln,
überall wird es schon Nacht,
nur am Himmel seh' ich's fun-
keln,
wie des Christbaums Glanz und
Pracht.

Wollte Alles dir erzählen,
wie es heute mit mir war,
wollte gar nichts dir verhehlen;
doch dir ist ja Alles klar!

Wo's so hell und glänzend schei-
net,
wird den Engeln wohl beschied,
mit den Kinderchen vereinet,
die ein früher Tod verklärt.

Lass mich gut und heilig werden,
wie die lieben Engel sind,
dass die Mutter spricht: Auf
Erden
bist du schon mein Engelskind!

Darum lass uns hier auf Erden,
die Geschwisterchen und mich,
lass uns brav und glücklich wer-
den,
lieber Gott, ich bitte dich!

Lang' lass meine Mutter leben,
die so liebend mich beglückt,
dass sie immer, so wie eben,
mich an thren Busen drückt.

Wollst den frommen Kindern schen-
ken
eine sanfte, gute Nacht;
lass zuerst an dich mich denken,
wenn ich morgen früh erwacht.

16. Die Mutter.

Wer nährte mich mit sanfter Brust,
hielt schaukelnd mich, mir unbewusst,
im Arm und küsste mich mit Lust?

die Mutter.

Wenn nur der Schlaf vom Auge wich,
wer war's, der leise zu mir schlich,
und sang in süßen Schlummer mich?

die Mutter.

Wer war es, der, mit treuer Hand
an meiner Lagerstätte Rand
gelehnt, die Thrän' im Auge, stand?

die Mutter.

Wenn Schmerz und Krankheit mich umschlang,
wem schlug um mich der Puls so bang,
weil Todesfurcht das Herz durchdrang?

der Mutter.

Wer kleidete mich nett und rein,
half mir bei allen Spielen ein —
ward mit dem kleinen Kiebling klein?

die Mutter.

Und fiel ich hin: wer sprang herzu,
erzählt' ein Märchen, das im Nu
gab wieder die verlorne Ruh?

die Mutter.

Wer that mir heil'ge Sprüche kund,
entlockte sie dem zarten Mund?
und hielt mir Seel' und Leib gesund?

die Mutter.

Die du so liebend mich bedacht,
wie wird dir frommer Dank gebracht,
dass du dein Kind so treu bewacht,

o Mutter?

Wird deine Kraft einst mindern sich:
lass diesen Arm dann stützen dich!
Lass deine Lasten tragen mich,

o Mutter!

Und müsst' ich mehr dich leiden seh'n:
will ich an deinem Lager steh'n,
die Thrän'n im Aug' — um Lind'ung steh'n,

o Mutter!

Denn er, der über Sternen wohnt,
neigt väterlich sein Ohr und lohnt
dem Kinde, das dich ehrt und schont,

o Mutter!

17. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeräthe an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, dass der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern dass er als Tagelöhner um funfzehn Groschen arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit funfzehn Groschen auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und

wunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Kittel erwiederte ihm: Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritttheil davon genügen; mit einem Dritttheil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritttheil lege ich auf Kapital an. Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden. War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

18. Macht der kindlichen Liebe.

Im Jahre 1811 brannten in einem Dorfe in Frankreich vier Wohnhäuser ab. In einem derselben wohnte ein schwacher, blinder 73jähriger Greis, den man in der Eile herauszuführen vergessen hatte. Als aber seiner 20jährigen Tochter Honorie einfiel, dass sie ihn nicht aus dem Hause habe herausführen sehen, eilte sie zu demselben zurück, schlug ein innen verriegeltes Fenster ein und stieg in das Haus, das in vollen Flammen stand. Schon waren dieselben ihrem Vater nahe, als sie seiner ansichtig wurde. Sie ergriff ihn und trug ihn durch die Flammen hindurch und zu demselben Fenster hinaus, durch welches sie eingestiegen war. Aber kaum sah sie ihn gerettet, so fiel sie aus zu grosser Anstrengung, — denn sie war klein und zart, ihr Vater aber sehr gross, — in Ohnmacht. Als sie ihr Bewusstsein wieder erlangt hatte, warf sie sich vor ihrem Vater mit den Worten nieder: Ich bin glücklich, du bist gerettet; der Verlust von allem Uebrigen kümmert mich nicht! Dabei achtete sie nicht, wie

das Blut ihr aus den Wunden floss, die sie bei dem Einschlagen des Fensters erhalten hatte.
Gott ist in dem Schwachen mächtig.

19. Kindliche und brüderliche Liebe.

Ein Schiff, welches nach Indien fahren wollte, litt Schiffbruch. Ein Theil der Mannschaft rettete sich an's Land, der andere begab sich auf einem Fahrzeuge, das sie aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes zusammengebauet hatten, wieder in's Meer. Der Steuermann, welcher das kleine Fahrzeug zu schwer beladen sah, meldete dem Capitain, dass es untersinken würde, wenn man nicht ein Duzend Menschen in's Wasser würfe. Das Loos ward geworfen; es traf unter Andern einen Soldaten. Sein jüngerer Bruder fiel nun dem Capitain zu Füßen und bat, dass man ihn statt seines Bruders in's Meer werfen möchte. Mein Bruder, sagte er, ist eher im Stande, als ich, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwestern zu ernähren; ohne ihn werden sie alle im äußersten Elende sein. Erhaltet sein Leben, und werfet mich in's Meer, da ich ihnen nichts nützen kann! — Der Capitain erfüllte endlich seine Bitte und ließ ihn über Bord werfen. Der junge Mensch schwamm sechs ganze Stunden hinter dem Fahrzeuge her, bis er es endlich einholte. Jedermann wurde von seiner Standhaftigkeit gerührt; man nahm ihn wieder in's Schiff, und so rettete er sich und seinem Bruder das Leben.

20. Joseph in der Grube.

Hörst du nicht mein kläglich Stöhnen, Vater, Vater, ach! so fern, nicht des Jammers Laute tönen aus entlegener Eistern? Einsam soll ich hier verschmachten in der Grube, schaurig tief, soll hier unterm Himmel nachten, der ich sonst gesichert schlief, bis der Kummer und das Sehnen und der Hunger mich verzehrt, bis, versiegt, der Quell der Thränen keinen Tropfen mehr gewährt! Vater, wirst und kannst du's glauben, wenn es heißt: Er ist nicht mehr? Deine Söhne konnten rauben, den du liebtest, o, so sehr! Ach, ein hartes Loos! Ihr Brüder, wie ihr alle grausam seid! Beugt mein Flehen euch nicht nieder? Rührt euch nicht des Vaters Leid? Nein, ihr spottet unsrer Klage! Gott, du, meiner Väter Gott, höre du mein Flehn und trage mich hinweg aus Noth und Spott!

21. Jakob's Klage um Joseph.

Armer Joseph! Du bist ausgegangen, wie das Lamm, das froh zur Heerde flieht, wenn die Weide lockt und ein Verlangen aus der sichern Hürd' das Lämmlein zieht.

Doch das böse Thier der Wüste lauert gierig auf den frischen, jungen Raub — ach! du bist nicht mehr! Dein Vater trauert sich hinab in dunkeln Grabes Staub.

Was kann mir die arme Erde geben? Was gibt mir die rohe Kinderschaar? O, mit Joseph starb ein frommes Leben, fromm war er, wie Keiner, Keiner war!

Armer Joseph! Du bist ausgegangen, wie das Lamm, das froh zur Heerde flieht und nicht wiederkehrt, wenn mit Verlangen oft der Hirt in weite Ferne sieht.

22. Die hohe Säule zu Rom.

Herr Lehrer Merik erzählte seinen Schülern einmal folgende Geschichte:

„In Italien, einem Lande unseres Erdtheiles, liegt eine sehr alte und große Stadt, Namens Rom, in welcher der Papst der ganzen römisch-katholischen Kirche wohnt. Vor alten Zeiten hatte daselbst eine sehr hohe Säule gestanden, welche aus einem einzigen Stein gehauen ist, war aber, man sagt durch ein Erdbeben, umgestürzt worden und lag nun in Schutt vergraben da. Den Papst dauerte es sehr, dass ein solch herrliches Kunstwerk so unbemerkt bleiben sollte und er hätte gern wer weiß was darum gegeben, die Säule wieder auf ihrem Fußgestelle stehen zu sehen. Allein Niemand wusste dies zu bewerkstelligen. Denn die Säule war wohl siebenzig Ellen lang und wog über dreizehntausend Centner, also beinahe eine und eine halbe Million Pfund. Wie wollte man eine so erstaunliche Last erheben können? Endlich meldete sich ein Mann, ein Baumeister, der die Säule aufzurichten versprach, wenn ihn der Papst dabei wollte unterstützen lassen. So erfreulich dem Letztern dieses Anerbieten war, trug er doch auch großes Bedenken, dasselbe anzunehmen. Denn wenn das Unternehmen missglückte, die Säule vielleicht, halb erhoben, wieder niederstürzte; so könnten Hunderte von Menschen erschlagen und Häuser zerschmettert werden. Der Baumeister aber setzte seinen Kopf zum Pfande des glücklichen Gelingens, und das Unternehmen begann. Stämme, wie sie nur die dicksten Bäume hergeben können; Laue, so stark wie ein Menschenarm; Maschinen von ganz neuer Erfindung wurden herbeigeschafft. Hunderte von Ochsen, Tausende von Men-

schen waren bereit, sie in Bewegung zu setzen. Eine unzählbare Menge Zuschauer, selbst der Papst und die Vornehmsten des Reichs, waren zugegen. Bei Todesstrafe durfte Niemand sprechen, keinen Lärm machen, um die Arbeiter nicht zu verwirren. Durch Trompetentöne wurden die Zeichen gegeben, wenn gearbeitet oder inne gehalten werden sollte. Eine Todtenstille herrschte auf dem ungeheuren Plage. Jetzt ertönt das Zeichen: die Arbeit beginnt. Die Maschinen gehen; die Laue strecken sich; die Stämme stöhnen und biegen sich wie Weidenruthen unter der ungeheuren Anstrengung. Die Säule, zweimal so hoch wie unser Kirchturm, erhebt sich langsam, aber mit Leichtigkeit. Als nur noch ein kleines Stück fehlte, daß sie gerade stände, konnten die Laue nicht weiter. Vergeblich strengten Menschen und Thiere sich an — die Säule blieb unbeweglich. Auch da verlor der Baumeister weder den Muth, noch den Kopf. Er ließ sogleich Feuersprizen herbeiholen und reichlich Wasser auf die Laue spritzen. Da zogen sich diese zusammen, wurden dicker, kürzer und die Säule stand kerzengerade. Allein nun mußte sie noch auf das Fußgestell gehoben werden, das über achtzehn Ellen hoch war. Auch dies ging glücklich von Statten. Als nun die Säule ungefähr eine Elle hoch über dem steinernen Fußgestelle schwebte, wurde mehreren Arbeitern befohlen, dazwischen hinein zu kriechen und das Fußgestell von den etwa darauf gefallenem Steinchen zu reinigen, damit die Säule einen überall gleichen Boden fände. Nun denkt euch einmal die Angst dieser Leute, welche auf dem Bauche unter der hängenden Säule herumrutschen mußten. Wie mochte ihnen das Herz ängstlich schlagen, die Hand zittern! Wie schnell werden sie gesucht haben, der Gefahr zu entinnen! Denn wenn ein Tau riss — ein Balken krachte — die Arbeiter einen Ruck thaten — zermaßte sie die fürchterliche Säule, die dicht über ihren Häuptern schwebte. Doch Alles glückte und die Säule steht heute noch."

Die Kinder, welchen die Angst auf den Gesichtern gelegen hatte, athmeten hier hoch auf und sahen einander verlegen an.

Auch über euren Köpfen schwebt eine solche Säule, Kinder! rief fast ängstlich der Herr Lehrer. Nehmt euch in Acht! bückt euch!

Die Kinder bückten sich wirklich, aber mit Lachen, und schauten vergnügt über sich, wo, anstatt der Säule, nur die schwarzgraue Decke der Schulstube zu sehen war.

Lacht nur nicht, sprach, gleichfalls lächelnd, der Herr Lehrer, ich spaße nicht. Ihr sitzt wirklich unter vielen, entseßlich schweren Säulen, welche über euren Häuptern schweben, ohne von Tauen, Balken oder Maschinen gehalten zu werden. Also um so gefahrdrohender.

Die Kinder lachten immer ungläubiger.

Im Ernst, begreift ihr nicht, was ich meine? hob er wieder an. Schweben nicht über euch Sonne, Mond und unzählbare Sterne, millionenmal schwerer, als alle Säulen und Steine der Erde, schwerer als diese selbst? Was hindert dieselben, auf euch herabzufallen? Etwa Taue, Stämme, Maschinen? Nichts von dem Allen! Furchtlos, freudig blickt ihr dennoch zum gestirnten Himmel empor. Der kleinste dieser frei schwebenden Sterne würde beim Herabfallen uns insgesamt zerschmettern. Und wenn von der Sonnenscheibe ein Bröcklein, scheinbar so groß wie eine Haselnuss, sich lösete und auf unsere Erde fiel, würde es tausendmal so groß sein als dieselbe und uns unter einem himmelshohen Berge begraben. Warum sind wir nun so getrost bei dieser entseßlichen Gefahr, die über unserm Haupte schwebt? Weil wir wissen, daß Gott der Herr mit allmächtiger Hand Sonne, Mond und Sterne hält! Darum sei ihm auch Ehr' und Preis von uns gebracht!

Gar sehr erbaut begaben sich die Kinder auf den Heimweg. Als sie Abends ein goldenes Sternlein nach dem andern am tiefblauen Himmelszelte hervorglänzen sahen, betrachteten sie dieselben mit ganz anderen Gefühlen denn sonst und wußten es dem Herrn gar großen Dank, daß er in den vielen tausend Jahren, seitdem die Erde stehe, noch keines hatte herabfallen lassen.

Dankend genossen sie auch das Abendbrot, und dankend legten sie sich zur Ruhe.

23. Land und Wasser.

Blicken wir im Freien aufmerksam um uns, so bemerken und unterscheiden wir Land und Wasser. Das Land ist an einigen Stellen hoch, an anderen niedrig. Große Landstriche ohne merkliche Erhöhungen heißen Ebenen, Flächen, plattes Land. Das niedrigste Land, welches sich am wenigsten über das Wasser erhebt, befindet sich gewöhnlich nahe an Gewässern und wird Niederung genannt, auch Werder. Ein großer Landstrich, der sich hoch über die Oberfläche des Wassers erhebt, heißt Hochland oder Hochebene. Gewöhnlich erhebt sich

das Land allmählig vom Rande der Gewässer, oder senkt sich (von der Höhe aus betrachtet) nach den Gewässern zu ab, und heißt *Abdachung*. Wo das Land sich an einzelnen Stellen stark erhebt, da sind Höhen, die man *Hügel* oder *Berge* nennt, je nachdem sie niedriger oder höher sind. Hängen solche Höhen zusammen, so nennt man sie *Höhenzüge*, *Hügelreihen*, *Bergreihen*, *Bergzüge*. Hohe felsige Bergreihen heißen *Gebirge*. — An den einzelnen Bergen unterscheidet man den *Fuß*, den *Abhang* und den *Gipfel*. Wenn eine Bergreihe mit einer Spitze in's Meer hinausläuft, so entsteht ein *Vorgebirge* oder *Kap*. Zwischen Bergen finden sich Vertiefungen, die man *Thäler* nennt, oder *Schluchten*, wenn sie enge sind.

Die Gewässer sind entweder salzig, oder nicht salzig (süß); fließend, wenn das Wasser sich immer fortbewegt, oder stehend. Die fließenden Gewässer strömen bergab, sie haben einen *Fall*. Die Vertiefung, worin sie fließen, heißt ihr *Bett*; die Ränder heißen *Ufer*. Jedes fließende Gewässer hat ein *rechtes* und ein *linkes Ufer*. Du findest dies, wenn du in der Mitte des Gewässers stromab das Gesicht wendest. Es gibt verschiedene fließende Gewässer, als: *Quellen*, *Bäche*, *Flüsse*, *Ströme*. Ein Fluss, in den andere Flüsse fließen, heißt *Hauptfluss*; die in ihn strömenden Flüsse aber nennt man *Nebenflüsse*.

Stehende Gewässer sind: die *Pfützen*, *Sümpfe*, *Moräste*, *Teiche*, *Landsee'n* und die größten unter allen die *Meere*. Die *Quellen*, *Bäche*, *Flüsse*, *See'n*, *Teiche* haben süßes Wasser, die *Meere* aber haben salziges Wasser. — Theilt man die ganze Erdoberfläche in drei gleiche Theile, so nimmt das Wasser zwei davon ein, und einen das Land.

24. Das Meer.

Der Herr hat die Erde mit dem Meere gedeckt, wie mit einem Kleide; denn zwei Drittheile der Erde sind unter dem Wasser verborgen, nur ein Drittel ragt über das Wasser heraus und bildet das feste Land. Das unermessliche Weltmeer (auch die See oder der Ocean genannt) verkündigt nicht weniger, als das Gewitter, die Größe Gottes, jedes in seiner Art. Wer dieses Wunder des Herrn kennen lernen will, wie es ist, der muss zu Schiffe gehen. Ich kann euch nur davon erzählen, was wir von den Leuten wissen, die solche Seereisen ge-

macht haben. Im Hafen, einem sichern Orte am Ufer des Meeres, liegt das Schiff, gleich einem großen hölzernen Hause von mehreren Stockwerken; von dem obern Verdecke (der Oberfläche des Schiffes) erheben sich die Mastbäume thurmhoch in die Luft. *) An ihrer Spitze weht ein lustiges Fähnchen; weiter herunter sind die Segel (sehr große Stücke aufgespannte Leinwand), um deretwillen eigentlich die Masten errichtet werden. In den Segeln fängt sich der Wind, und treibt so das Schiff fort; mit Hilfe der Segel kann man das Schiff nach allen Seiten drehen. Die Masten selbst werden durch Taue, d. h. sehr dicke Stricke befestigt. Auch das Steuerrohr dient das Schiff zu lenken. — Solch ein großes Schiff faßt oft 1000 und noch mehr Menschen. Im Hafen wird das Schiff durch den sehr schweren eisernen Anker festgehalten, der, an einem großen Taue befestigt, im Grunde des Meeres liegt. Merk' auf! nun wird man absegeln! Der Anker wird an das Schiff emporgewunden, ein günstiger Wind bläset in die Segel, und — pfeilgeschwind fliegt das Schiff davon. Bald sieht man nichts mehr vom Ufer, als einen fernen Streifen; fest ist auch dieser verschwunden. Nun hast du nichts um dich her, als das dunkelblaue Meer und über dir den weiten Himmel. An den Seiten des Schiffes brechen sich die Wogen und werden schneeweißer Schaum. Siehe, da schweben weiße Seevögel um das Schiff, und hoch oben am Mastbaume einer mit schwarzen Flügeln. Unten im Wasser scherzen unzählige

*) Solche Schiffe, auf welchen man Kaufmannsgüter aus einem Lande in's andere sendet, heißen Rauffahrteischiffe; diejenigen aber, die man zum Schutze des Landes unterhält, heißen Kriegsschiffe. Die letzteren sind mit Soldaten bemannt und mit Kanonen bewaffnet. Ein solches Schiff auszurüsten, kostet ungeheure Geldsummen. Denkt euch nur, daß man z. B. zu einem Kriegsschiffe mit 3 Masten (Dreimaster), auf welchem etwa 110 Kanonen sind, und das 110 Ellen lang, 36 Ellen breit ist und 10 Ellen tief im Wasser geht, — 4000 Eichbäume und 500 Fichten nöthig hat. Das ist nur Holz! Nun denkt euch noch das viele Tauwerk! Eine einzige Elle Schiffstau wird oft mit einem Louisd'or bezahlt. Denkt euch die Menge Leinwand, welche zu den Segeln gehört! Die großen Kupferplatten, mit welchen das Schiff unten beschlagen ist; die schweren Anker, deren ein Dreimaster 4 bis 5 hat, und die von 400 Ellen langen Tauen gehalten werden; die Lebensmittel, die im untern Schiffsraume aufgehäuft sind — Tausende von Thälern müssen aufgebracht werden, ehe ein einziges Kriegsschiff in See gehen kann.

Fische; ach! da kommt ein großer Raubfisch, und ängstlich suchen sich die andern zu retten. Wie? sind das nicht auch Fische, die dort aus dem Wasser emporfliegen? — Wunderbares Schauspiel! Fische flogen in der Luft! —

Was ist dir? du siehst so blass aus! — Ach mir ist übel, und es ist, als drehete sich Alles um mich her. — Das ist die böse Seekrankheit, von welcher kaum Einer verschont bleibt, und die durch das immerwährende Schaukeln des Schiffes verursacht wird. Aber halte nur aus! es stirbt Niemand daran.

Herrlicher Anblick! wie die Sonne dort im Meere untergeht, und das ganze Wasser im Abendrothe leuchtet! — Und dort schwebt schon der Mond herauf und spiegelt sich in den Wellen. — Aber was ist das wieder? Die Sonne ist längst hinunter, und doch — siehe! wie ein Feuerstreifen zieht es dem Schiffe nach — und jetzt — jetzt — brennt denn das Meer? weit umher bis in die Tiefe hinab glänzt es, und die Fische, die hier schwimmen, sind ganz feurig. — Das kommt von Seewürmern her, die so prächtig leuchten. — O du erhabener Gott, wie viel Herrliches ist in deiner Welt, das ich bisher nicht kannte! und wie viel Größeres mag mir noch verborgen sein!

25. Preußen.

Kaiser Heinrich I. hatte gegen die wilden heidnischen Wenden an der Ostsee die Markgrafschaft (d. h. Grenzgrafschaft) Brandenburg gestiftet, und dem Grafen derselben aufgetragen, darüber zu wachen, daß das Volk keine Raubzüge mehr nach Deutschland machen könne. Einer dieser Markgrafen, Albrecht, wegen seiner Tapferkeit der Bär genannt, eroberte fast das ganze Land der Wenden, ließ sie im Christenthume unterrichten, führte die deutsche Sprache unter ihnen ein, erbaute die Stadt Berlin und andere Städte, und nahm viele Holländer, die sich vor den damals hereinbrechenden Meeresstürmen flüchteten, bei sich auf, und wies diesen armen, fleißigen Leuten wüste, aber fruchtbare Stellen zum Anbau an. Dieser Albrecht, welcher von 1133 bis 1168 regierte, ist daher auch als Gründer der Mark Brandenburg anzusehen. Zweihundert Jahre nach ihm wurden die Markgrafen von Brandenburg zu Kurfürsten gemacht. Deren waren neun in Deutschland. Sie hatten das Amt und Recht, einen neuen Kaiser zu wählen, wenn der alte gestorben war. Um's Jahr 1415 wurde der

Fürst Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, vom Kaiser zum Kurfürsten von Brandenburg gemacht. Das war ein wackerer Fürst und ist der Stammvater des jetzigen königlichen Hauses. Kurz vor dem dreißigjährigen Kriege bekam das Land einen Zuwachs. Der Kurfürst erhielt die Grafschaften Cleve am Niederrhein, Mark in Westphalen, und an den Grenzen von Russland das Herzogthum Preußen. Während jenes Krieges aber wurde das Land fürchterlich verheert. In der großen Stadt Berlin wohnten zuletzt nur noch 300 Menschen. Da that es dem Lande besonders wohl, daß ihm Gott in seinem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, welcher von 1640 bis 1688 regierte, einen treuen Vater gegeben hatte. Er schlug im Jahre 1675 die gefürchteten Schweden bei Fehrbellin, in der Nähe von Berlin, demüthigte den feindseligen König von Polen, und als man nun vor dem noch kleinen Lande Achtung haben mußte und den Kurfürsten in Ruhe ließ, da wendete er die Zeit sorgfältig an, um dem Lande wieder aufzuhelfen.

Der Sohn dieses werthen Fürsten war ihm nicht gleich. Er liebte Prunk und Glanz und verschwendete daher viel Geld. Seine größte Freude war, daß es ihm gelang, den Königstitel führen zu dürfen. Er ließ sich im Jahre 1701 zu Königsberg mit außerordentlicher Pracht krönen und hieß von da an Friedrich I., König in Preußen.

Friedrich's Sohn, Friedrich Wilhelm I., entriß durch ernste Sparsamkeit das Land der Noth und Gefahr, in die es seines Vaters Prachtliebe gestürzt hatte. Er war in seinen Sitten rauh und streng, aber er fürchtete Gott und diente ihm aufrichtig. Zu seiner Zeit wurden aus den hohen Salzburger Bergen vom Bischof von Salzburg die Protestanten vertrieben. Von diesen nahm er den größten Theil auf und gab ihnen Länder an der russischen Grenze. Es kam ein Segen von oben über das Land, das der Verfolgten Zufluchtsstätte war. — Eine besondere Liebhaberei hatte der König an schöngewachsenen, großen Soldaten. Von solchen hielt er sich eine besondere Schaar, die so tüchtig einexercirt wurden, wie sonst bei keinem Volke. Zum Kriege brauchte er sie wenig. Desto wichtiger wurden ihre Dienste unter seinem Nachfolger.

Als Friedrich Wilhelm I. starb, hinterließ er einen Schatz von wohl zwanzig Millionen Thaler, und das Reich hatte zwei und eine halbe Million Einwohner.

26. Friedrich II.

Auf Friedrich Wilhelm folgte sein Sohn Friedrich II., einer der größten Fürsten der neuern Zeit. Noch nicht lange hatte er die Regierung angetreten, so musste er schon Krieg führen. Der deutsche Kaiser Leopold hatte Schlessen an sich gezogen, das zur Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm an Brandenburg hätte fallen sollen. Friedrich begehrte nun von der Kaiserin Maria Theresia, sie möge ihm dies Land herausgeben. Sie wollte aber nicht. Da rückte Friedrich mit einem Heere in Schlessen ein und eroberte es; denn er dachte, er dürfte das, was zu seinem Reiche rechtmäßig gehöre, nicht davon abkommen lassen. Maria Theresia konnte es ihm auch nicht wieder abnehmen, weil sie gerade mit anderen Feinden zu kämpfen hatte; und obwohl sie noch einmal darum Krieg anfang, blieb die Sache doch, wie sie war. Da machte sie in der Stille einen Bund mit Sachsen, Russland, Frankreich, Schweden und allen deutschen Fürsten gegen Preußen, und es war schon beschlossen, das Land unter die Bundesgenossen zu vertheilen, und dem Könige nur einen kleinen Theil übrig zu lassen; aber — der Mensch denkt, und Gott lenkt. Friedrich erfuhr Alles, kam seinen Feinden zuvor, rückte in Sachsen und Böhmen ein, und ersocht in dem siebenjährigen Kriege (1756 — 1763), den er nun zu führen hatte, manchen herrlichen Sieg. Einigemal wurde er zwar geschlagen, aber dennoch konnten die Verbündeten ihren Zweck nicht ausführen. Sie wurden es endlich müde, schlossen im Jahre 1763 Frieden und von nun an wurde Preußen von den übrigen europäischen Reichen mehr geachtet, als zuvor.

Friedrich war nicht bloß ein großer Kriegerheld; er war auch ein vortrefflicher Regent. Sein Land und Volk lag ihm so am Herzen, daß er Nachts nur wenige Stunden schlief und sonst unermüdet arbeitete. Wenn man ihn ermahnte, sich zu schonen, so pflegte er zu antworten: „Dass ich lebe, ist nicht nöthig, wohl aber, dass ich thätig bin.“ Aber er hat auch Vieles ausgerichtet, und das Land nahm zu an Ordnung und Wohlstand. Die Nachwelt hat diesen großen König wegen seiner großen Kriegsthaten und seiner musterhaften Regierung Friedrich den Großen genannt.

27. Dankfest.

Als durch den Friedensschluss zu Hubertsburg (15. Febr. 1763) der siebenjährige Krieg beendet war, kehrte Friedrich der Große sieggekrönt in seine Staaten zurück. Die Berliner wollten ihn bei seiner Heimkehr festlich empfangen, aber er, der den Prunk nicht liebte, traf erst den 30. März spät Abends ein, und eilte bald darauf nach Charlottenburg. Hier beschied er seine Sänger und Musiker, und befahl, zu einer gewissen Stunde das Loblied: „Herr Gott, dich loben wir“ in der Schlosskirche anzustimmen. Man glaubte, es werde der ganze Hof dabei erscheinen; aber nein, der König kommt ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Und als nun mit durchdringender Kraft das Loblied ertönt, da sinkt der große Fürst auf seine Kniee, Thränen rollen ihm über seine Wangen und

er bringt dem allmächtigen Gott seinen stillen Dank für die überschwängliche Hülfe in dem schweren Kampfe, der nun so glücklich beendigt war. Kein Auge in der Kirche blieb trocken, und Jeder betete in der Stille mit, Gott lobend und dankend für seine Wunderthaten und Gnade.

28. Liebe deinen Nächsten.

Wer Andere aufrichtig und herzlich liebt, findet immer Freunde, wenn er sie braucht. Weil er ihnen liebevoll und freundlich begegnet, sind sie auch gegen ihn liebevoll und gefällig; weil er ihnen gern beisteht, sind auch sie geneigt, ihm wieder zu helfen. Denn es trifft immer ein, was Jesus gesagt hat: Gebet, so wird euch gegeben; mit dem Mass, womit ihr messet, wird man euch wieder messen. Gott, der die Liebe ist, segnet auch die, die Andern Liebe erweisen. Denke also ja nicht: Was gehen mich andere Leute an; ich habe für mich zu thun; ein Jeder ist sich die nächste Treue schuldig. Denke vielmehr: Wir haben ja Alle einen Vater; es hat uns Alle ein Gott geschaffen. Wie, wenn ich krank oder arm wäre, würde es mir wohlgefallen, wenn sich Andere meiner liebevoll annähmen? Nun, was du willst, dass dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch.

29. Der vornehme Arzt.

Kaiser Joseph II. ging eines Tages, ohne alle Begleitung, durch die Straßen von Wien. Da nähete sich ihm ein zehnjähriger Knabe und bat voll Angst mit Thränen in den Augen: Ach, lieber Herr, um Gotteswillen schenken sie mir einen Gulden! Der Kaiser verwunderte sich sehr darüber und fragte: Einen Gulden? — Ach, stammelte der Knabe, ich habe noch nie gebettelt, aber meine arme Mutter liegt todtkrank daheim, und ich möchte einen Arzt rufen, dazu aber bedarf ich einen Gulden. Der Kaiser erkundigte sich nach dem Namen der Frau und deren Wohnung; — gab darauf dem Knaben den Gulden und entfernte sich. Kaum hatte der Knabe den gewünschten Gulden, als er auch schon pfeilschnell davon lief, einen Arzt zu rufen. Kaiser Joseph aber eilt unterdessen nach dem bezeichneten Hause, steigt eine dunkle, schmale Treppe hinauf und erblickt auf einem elenden Lager die ächzende Kranke, die sich mit Mühe aufrichtet und den Hereintretenden fragt, ob er der Arzt sei. — Joseph sagt: Der bin ich! — Darauf musste die kranke Wittwe, Sonnenberg hieß sie, ihre ganze Geschichte erzählen, und der vermeinte Arzt tröstete sie mit guter Hoffnung zu Gott, der ja öfters Hülfe sende, wo

man es am wenigsten erwarte, der die Seinen nicht verlasse und auch für sie, die arme, kranke Wittwe, väterlich sorge. Darauf riss er ein Stückchen Papier aus des Knaben Schreibbuch, um darauf ein Recept für die Kranke zu schreiben. Dann entfernte er sich mit den Worten: Für jetzt leben sie wohl! Ich hoffe, was ich ihnen hier verschrieben habe, wird gute Dienste thun! —

Wenige Minuten nachher kam der Knabe mit freudiger Hast zurück und rief schon in der Thür: Mutter! hier bringe ich einen Arzt. Die Kranke aber wußte es sich nicht zu erklären, wie nun mit einem Male zwei Aerzte sie in ihrem elenden Kämmerlein besuchten, bis ihr Sohn den ganzen Vorgang erzählte und man vermuthete, der fremde Herr sei gleichfalls ein Arzt gewesen. Der anwesende Arzt wünschte nun zu wissen, wer sein College sei, und was er verschrieben habe. Die Frau reichte ihm das Recept. Der Arzt lies't und ruft in höchster Ueberraschung aus: Solche Recepte können andere Aerzte nicht schreiben. Dieser Arzt ist der Kaiser selbst gewesen! Fünfzig Dukaten hat ihnen der gute Kaiser hier verschrieben. Wer schildert das Erstaunen, die Freude, die Nahrung der Wittwe und des Sohnes! — Der wirkliche Arzt besuchte die Frau fleißig und stellte sie auch glücklich wieder her. Der edle Joseph aber schrieb noch ein Recept: Zur Nachkur ein jährliches Gnadengehalt von 150 Gulden. Der gute Sohn wurde auf Befehl des Kaisers erzogen und bildete sich zum wackern Manne heran.

30. Der arme Invalide.

Vor einem armseligen Häuschen saß ein armer Invalide und sprach die Vorübergehenden um ein Almosen an. Ein dicker, stattlicher Herr kam daher. Seine Kleidung war prächtig, und an der goldenen Uhr, welche er während seines langsamen und stolzen Ganges oft aus der Tasche zog, hing eine schwere Kette mit großen Pelschaften. An seinen Fingern trug er kostbare Ringe mit Edelsteinen, die blau, grün und roth im Sonnenlichte schimmerten. Als der vornehme Mann zu dem Invaliden kam und von ihm um eine Gabe gebeten wurde, blieb er stehen, zog langsam seinen vollen, schweren Geldbeutel hervor, nahm eine Silbermünze heraus, warf sie in den Hut des Bettlers und sprach einige Worte mit verächtlicher Miene.

Der Invalide dankte. Er stieß einen tiefen Seufzer aus,

und Thränen flossen über die bleichen Wangen in seinen grauen Bart.

Bald darauf ging eine alte Frau vorüber. Wie geht es, lieber Thomas? fragte sie, erkundigte sich theilnehmend nach den Umständen des Armen, tröstete ihn mit liebevollen Worten, drückte ihm hastig eine kleine Gabe in die Hand und eilte von dannen. — Der arme Thomas rief ein herzliches „Gott vergelt' es!“ nach, faltete seine Hände und betete für die wohlthätige Frau. Schon lange hatte Edmund, ein lieber, verständiger Knabe, in der Nähe, mit seinen Schulbüchern unter dem Arme, gestanden und den alten Invaliden mitleidsvoll betrachtet. Er merkte wohl, daß Thomas die Silbermünze des reichen Mannes mit Betrübniß, dagegen die Gabe der armen alten Frau recht freudig empfing. Edmund konnte sich das nicht erklären. Nach Beendigung der Schulstunden erzählte er die kleine Begebenheit seinem Lehrer, und dieser sprach: Der reiche vornehme Herr hat dem Invaliden eine Silbermünze gegeben, die arme, alte Frau vielleicht nur einen Pfennig; aber jener warf seine Gabe mit verächtlicher Miene, mit einem beschimpfenden Worte hin, während diese ihr kleines Geschenk durch herzliche, liebevolle Worte versüßte. Ueber den Hochmuth des Reichen weinte Thomas, und durch die Sanftmuth der Armen wurde sein Herz erfreut. O, lieber Edmund, der Mensch, wenn er auch noch so arm ist, hört nie auf, ein Gefühl für Erniedrigung und Achtung zu haben. Er empfindet am bittersten die drückende Last der Armuth, wenn ihm die Gabe nicht mit Liebe und gutem Willen gereicht, sondern mit Stolz und Verachtung zugeworfen wird. Wenn du einem Armen gibst, so laß deine Rechte nicht wissen, was deine Linke thut, und verachte nie einen Menschen, weil er arm ist! —

Der herzensgute Edmund gab von diesem Augenblicke an nie ein Almosen, ohne zu dem Armen ein liebevolles Wort zu sprechen.

Alles, was ich habe,
ist, Gott, deine Gabe;
darum will ich eilen,
Armen mitzutheilen.

31. Das Vergnügen, wohlthatun.

Der arme Mann! Die Gabe, die ich gegeben habe, was bringt sie mir für Seligkeit! Mein Herz fühl' ich erweitert und meine Stirn erheitert von himmlischer Zufriedenheit.

Sein Auge floss in Thränen; den Dank mir zu gewähren, schien jeder Ausdruck ihm zu schwach; mir drückt' er mit Entzücken die Hand und sah mit Blicken der Wehmuth unverwandt mir nach.

Ist Mitleid mit den Armen, und Wohlthun und Erbarmen mit so viel reiner Lust verwandt; so sei in meinem Leben mir oft dies Glück gegeben, und immer offen meine Hand.

32. Der Bettler und sein Kind.

O! wie das liebliche Kind mich rührt, das dort den Bettler — den Blinden — führt! Man siehet Beiden wohl Kummer an, sie schreiten so traurig die Stufen hinan.

Habt Mitleid, Herr, mit uns'rer Noth! noch laßt' uns heute kein Bissen Brod. Die Mutter ist krank, der Vater blind; ich bin ein armes, armes Kind!

Der reiche Guts herr schreit in Wuth: Pack' dich' hinweg, du Bettelbrut! hinweg, Gefindel, aus meinem Haus, sonst jagen euch meine Hunde hinaus!

Die Kleine wendet das blasse Gesicht, schmiegt an den Vater sich beben und spricht: O fliehe — mein Vater! o fliehe schnell! schon hör' ich der bösen Hunde Gebell.

Der harte Mann verschließt das Thor. — Die Winde heulen, das Mädchen fror; der blinde Mann hält es im Arm und küßt die zitternde Wang' ihm warm.

Sie legt ihr Händchen in seine Hand und leitet ihn treu über Moos und Sand. Ist's doch zum nächsten Dorfe nicht weit: dort finden wir wohl Barmherzigkeit.

Sie wandern getrost durch dunkeln Wald; die Wolken ziehen so feucht und kalt; es rasseln die Blätter von Sturmes Wuth, und strömend rauschet die Regensluth. —

Der Pfad ist schlüpfrig, der Fels ist glatt, — die Böckchen trauern, — das Kind wird matt. Ach Vater! seufzet es athemschwer — die Kniee brechen — ich kann nicht mehr! —

Dhnmächtig läßt sie das Händchen los und sinket nieder auf nasses Moos. Der Vater suchet sein Kind und hebt, indem er es jammernd vom Boden hebt.

Sei ruhig, mein Hännchen! umklammre mich! auf meinem Rücken trag' ich dich. Bist, Aermste, bis auf die Haut durchnässt; gib mir die Füßchen und halte dich fest! —

Nun lenket sie rufend des Vaters Weg und zittert und warnt vor dem schmalen Steg. Der Blinde schreitet in ängstlicher Hast zum Walde hinaus mit der theuren Last.

Das Mädchen winnert; dem Alten wird bang. Ach Vater, wie dauert der Weg mir lang! Geduld, mein Hännchen! ich höre Schall mein'n: zur Herberge kann es nicht weit mehr sein.

Die Stirne der Kleinen wird glühend heiß, und Füßchen und

Händchen erstarren zu Eis, und wilde Krämpfe durchschneiden ihr Herz. — Ach Vater! ach Vater! — mich tödtet der Schmerz!

Und als ihr Haupt auf die Schulter sank, da ruft er: Hännchen! — du bist wohl krank? Und prüfet die Wege mit seinem Stab und wandet keuchend den Hügel hinab.

Wo sind wir? — schlummerst du? — Hännchen schweigt. — Und endlich hat er das Dorf erreicht. Helft, gute Leute! o helfet geschwind! Ach! rettet mein liebes, mein einziges Kind!

Er klammert es los, legt sanft es hin und küßt ihm Wangen und Mund und Kinn; und Stärkung bringen sie — Wein und Brot: zu spät! — das gute Hännchen war todt!

33. Was bin ich mehr, als ihr?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll — nämlich das Wasser der Oder, die am 27. April 1785 aus ihren Ufern trat, Dämme durchbrach, Brücken abriß, Häuser umwarf und vielen Menschen ihren Sitz auf den Dächern oder auf den Bäumen anwies, wo selbst die Vögel nicht mehr sitzen wollten. Kinder schrien, Mütter jammerten, Männer klagten: Alles ringsumher war voll Jammer und Noth. Edle Menschenherzen eilten von allen Seiten herbei, um den Armen zu helfen. Und es muß viele Menschenherzen dazu getrieben haben; denn Rähne fuhren ab und zu und setzten Greise und Weiber auf's Trockene, und Hände von Schwimmenden ragten aus den Fluthen empor und trugen Kinder zu ihren Müttern an's Land, — kurz, Noth und Hilfe suchten's einander zuzurathen; aber die Noth hatte lange die Uebermacht.

Das edelste Menschenherz unter Allen schlug aber diesmal in einer Herzogsbrust. Diese öffnete sich zusamt Börse und Haus für Hunderte von Unglücklichen. Nicht genug! Bald stand der Herzog auch an dem Ufer, und zog her vor den Andern als rettender Engel. Kaum erschienen, so umringten ihn Flehende von allen Seiten. Eine Mutter fiel vor ihm nieder und flehte jammernd um den Befehl, ihre Kinder zu retten. Er bot Geld aus, aber Niemand hatte das Herz, es zu verdienen; denn gar zu schaurig rauschte die immer höher steigende Fluth, und eigenes Leben stand gegen fremdes in der Wage. Da wiederhallte in Leopolds Herzen das mahnende Wort: Wer da sucht, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben verhelfen! — und schon stand er selbst im Rahn und antwortete denen, die ihm abriethen: Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein

Mensch, und hier gilt's Menschenleben! — und dahin schwankte der Rachen über die rauschende Fluth. Schon nähert er sich dem jenseitigen Damm; jetzt ist er nur noch drei Schritte davon; schon sieht man im Geiste gerettetes Leben — ach! da schlug plötzlich der Rahn um, und — die Wellen der Oder sangen ein Grablied, dazu ganz Frankfurt, ja ganz Europa weinte. Er aber hatte seines Leibes Leben verloren, aber seiner Seele zum Leben verholfen.

34. Das Sklavenschiff.

Sollte man denken, daß es Menschen geben könnte, die ihren Mitmenschen wie ein Pferd oder einen Ochsen behandeln? — Ja, liebes Kind, es hat nicht bloß von jeher solche Menschen gegeben; sondern es gibt auch jetzt noch solche Unmenschen. Du hast wohl schon manchmal etwas vom Sklavenhandel gehört? Sieh, da haben die weißen Leute Neger gekauft, haben sie auf Schiffen nach Amerika geführt und sie daselbst wieder verkauft. Die Schiffe, auf denen die armen Neger fortgeführt werden, nennt man Sklavenschiffe. Du wirst nun fragen: Woher bekommen denn die weißen Leute die Neger? Das will ich dir sagen. Sie fahren mit ihren Schiffen nach Afrika und bringen Eisenwaaren, Schießgewehre, Pulver und besonders Brantwein mit. Wenn nun ein Negerfürst gern solche Waaren hätte, so läßt er seine eigenen Unterthanen rauben und auf das Sklavenschiff führen. Dafür bekommt er dann von dem Sklavenhändler eiserne und kupferne Waaren, messingene Becken, Flinten, Pulver, Leinwand, baumwollene und seidene Schürzen, Korallen, Glaskugeln u. s. w. Oft auch stiehlt ein Neger den andern und verkauft ihn an die Sklavenhändler. Für einen solchen Sklaven bekommt er dann drei Flinten, oder ein Pferd, oder zehn Ochsen, oder zwei Salzheiben.

Sind endlich auf einem Sklavenschiff 400 — 500 Neger, so werden je zwei an den Füßen zusammengeesselt und gezwungen, unter das Verdeck hinabzusteigen. Denke dir eine lange breitere Kammer, in der keine Tische, Stühle und Bänke sind, die kaum so hoch ist, daß man auf dem Boden sitzen kann, die statt der Fenster nur runde Löcher hat: so hast du ein solches Verdeck. Da müssen die Neger auf den harten Brettern neben einander liegen und können sich oft kaum rühren. Morgens und Nachmittags werden sie mit einem Brei von Sau-

bohnen oder Reis gefüttert und bekommen dazu, auch in der größten Hitze, nur ein halbes Seidlein Wasser.

Bei gutem Wetter reinigt und lüftet man ihre Lagerstätte. Sie dürfen dann auf dem Verdeck umhergehen und müssen Sprünge machen; ja man zwingt die Schwachen und Niedergeschlagenen mit Peitschenhieben zum Tanz. Dabei trug sich einmal ein großes Unglück zu. Auf einem Sklavenschiff gingen nämlich Weiber und Kinder zur Erholung frei auf dem Verdeck herum; dagegen waren die Männer alle mit zwei langen Ketten an einander gefesselt. Unterdessen ließ ein Matrose beim Licht Brantwein aus einem Fasse. Das Fass bekam einen Riß; der Brantwein sprang heraus und fing Feuer. Da man das Feuer nicht löschen konnte, so kam es endlich bis zur Pulverkammer. In der Angst wollte man die zwei Ketten der Neger aufsperrn; allein man fand den Schlüssel nicht und konnte nur noch eine einzige öffnen. Schon waren alle Schiffsleute in's Wasser gesprungen. Es that einen Knall; das Schiff sprang in die Luft und riss auch die unglücklichen Neger mit fort. Man fing nachher noch 250 lebendige Neger auf. Den meisten aber hatten ihre Fußseisen die Beine gebrochen.

Du kannst dir denken, daß viele von den Negern schwere Krankheiten bekommen, daß viele von ihnen vor Jammer und Elend sterben, ja daß manche vor Verzweiflung wahnsinnig werden. Häufig suchen sie sich selbst das Leben zu nehmen. Sie springen in's Wasser und ersäufen sich; oder sie wollen keine Speise zu sich nehmen, so daß sie der Hunger abzehrt. Im Jahre 1785 empörten sich die Neger auf einem Sklavenschiffe und brachten alle Schiffsleute um, bis auf einen Schiffsjungen, der sich im Mastkorbe versteckt hatte. Doch hatten die Weißen gleich im Anfang einige Nothschüsse gethan. Auf dieses Zeichen kamen viele bewaffnete Leute zu Hülfe. Da zündeten die Neger in der Verzweiflung die Pulverkammer an und sprengten das Schiff in die Luft.

35. Der seltsame Handel.

Ein Negerflave in einer der westindischen Inseln, an dessen Herzen die Kraft des Evangeliums sich schon auffallend wirksam bewiesen hatte, gewann durch seine Herzensredlichkeit und Gottesfurcht das ganz besondere Vertrauen seines Herrn. In Folge dessen bekleidete er eine sehr wichtige Stelle im Haushalte desselben und erhielt einst den Auftrag, zwanzig Sklaven

zu kaufen und die Auswahl derselben in Hinsicht auf ihre Tauglichkeit nach eigenem Ermessen zu treffen. Unser Mann ging also hin zum Sklavenmarkte und fing an zu untersuchen.

Raum hatte er indess seine Untersuchung begonnen, als seine Augen auf einen alten, abgelebten Sklaven fielen, dessen Kauf er seinem Herrn augenblicklich vorschlug. Dieser aber war über seine Wahl höchlich-erstaunt und protestirte dagegen. Der arme Mensch bat ganz inständig, sein Herr möge doch zugeben, dass dieser mitgekauft würde. Während er noch bat, erbot sich der Sklavenverkäufer, dass, wenn sie zwanzig kaufen würden, er ihnen den alten Mann noch mit in den Kauf geben wollte. Der Handel wurde demnach abgeschlossen und die Sklaven nach der Bestimmung ihres neuen Herrn geführt. Keinem jedoch widmete der Auswähler so viel Sorgfalt, als dem alten, abgelebten Afrikaner. Er nahm ihn mit nach seiner eigenen Wohnung, legte ihn auf sein eigenes Bett, speiste ihn von seinem Tische und tränkte ihn aus seinem Becher. Wenn es kalt war, trug er ihn in die Sonne, und wenn es heiß war, in den Schatten des Kokosnussbaumes. Erstaunt über die Sorgfalt, die sein vertrauter Sklave dem Mitknechte widmete, äußerte der Herr ihm darüber seine Verwunderung. Unmöglich, sagte er, könntest du so viel Theil an dem Ergehen des alten Mannes nehmen, wenn du nicht einen besondern Grund dazu hättest; vermuthlich ist er dein Verwandter oder wohl gar dein Vater? Nein, Herr, nicht mein Vater! antwortete der arme Gesell. — Dann ist er dein älterer Bruder? — Nein, Herr, nicht mein Bruder! — Nun denn dein Vetter oder sonst irgend ein Verwandter von dir? — Nein, Herr, er ist nichts von Allem dem, er ist nicht einmal mein Freund. Nun denn in aller Welt, was bewegt dich denn zu solcher Theilnahme für ihn? — Er ist mein Feind, Herr! er verkaufte mich dem Sklavenhändler, und meine Bibel sagt mir: Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, und wenn ihn dürstet, so sollst du ihn tränken.

Siehe da, lieber Leser, das Christenthum eines armen, schwarzen afrikanischen Sklaven! —

36. Mit Gott für König und Vaterland.

1. Das Vaterland seufzt unter dem Drucke des Tyrannen.

Napoleon's Uebermuth und Stolz stieg je mehr und mehr. Sein Glückstern stieg immer höher, und es schien, dass er nur zum Siege geboren sei. Am 14. October 1806 entbrannte die Schlacht bei Jena und Auerstädt, wo die Preußen von der Uebermacht gänzlich geschlagen wurden. Gleich im Anfange des Treffens traf eine Kugel den Herzog von Braunschweig in's rechte Auge, und die Anführung musste ein anderer General übernehmen. Es entstand eine allgemeine Verwirrung, und selbst der König und die Königin mussten fliehen, um nicht gefangen zu werden. Sie eilten nach Königsberg. Das war der Anfang einer großen Leidenszeit für unser geliebtes Vaterland. Viele der Anführer waren in solchen Kleinmuth verfallen, dass sie sich nicht schämten, das Schimpflichste einzugehen. Feiglinge und Verräther öffneten willig die Thore der Festungen. Nur der alte Blücher wehrte sich wie ein braver Mann. Bis Lübeck wurde er verfolgt, aber hier beschloss er auszuharren, bis er weder Pulver, noch Vieh, noch Lebensmittel für Menschen und Vieh mehr hätte. Und er hielt ritterlich Wort. Am 27. October zog Napoleon schon in Berlin ein, wo er, recht seiner würdig, wie ein Räuber haufete. Die Kassen ließ er leeren, und Alles, was ihm gefiel, wurde eingepackt und nach Paris geschleppt. Zu dieser Zeit lag die edle Königin Louise am Nervenfieber darnieder, und was sie gelitten, vermag ich euch, meine Leser, nicht zu erzählen. Aber sie duldete, wie eine Christin, mit frommer Ergebung und hatte den festen Glauben, dass Gott dem Menschen nicht mehr Leiden zuschicke, als er tragen könne.

Am 7. und 8. Februar 1807 standen die Völker bei Eylau wieder einander gegenüber, und hier wurde die blutigste Schlacht geliefert. Ueber den frischen Schnee lief das Blut in Strömen. Die Russen und Preußen fochten so tapfer, dass Napoleon nicht weiter vorbringen konnte. Aber die Kraft war auf beiden Seiten so erschöpft, dass die Waffen vier Monate ruhten. Nun geschah abermals eine Schlacht bei Friedland. Neunzehn Stunden hatte man gekämpft, da loderte Friedland in Flammen auf, und die Franzosen waren Sieger. Alles hatte unser König verloren, fast nichts von seinem Lande konnte er sein nennen. Nur einige Festungen vertheidigten sich brav. Als die Franzosen dem Kommandanten von Graudenz sagen ließen, er solle die Festung übergeben, denn der König von Preußen sei geflüchtet und habe kein Land mehr, antwortete der brave Mann: Nun, so will ich versuchen, wie lange ich König von Graudenz sein kann! — Graudenz wurde nicht erobert, eben so wenig Pillau und Kolberg. Endlich wurde unser König gezwungen, zu Tilsit einen Frieden zu unterzeichnen, der ihm 2700 Quadrat-Meilen mit fünf Millionen Einwohner und 140 Millionen Thaler kostete. Unser edler König schrieb damals an seine Unterthanen: — „Ich musste den Frieden durch schmerzliche Opfer erkaufen. Was Jahrhunderte und hiebre Vorfahren, was

Liebe und Vertrauen verbunden hatten, wird jetzt getrennt. Das Schicksal gebietet; ich scheide von Euch, aber wie ein Vater scheidet von seinen Kindern. Euer Andenken wird nie aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgt werden." Nun denkt, meine jungen Freunde, welch' eine Trauerbotschaft dies für die Unterthanen sein mußte! — Sie wußten, daß sie einen guten König verloren und unter die Hand eines Tyrannen kamen.

2. Der Stern der Freiheit geht auf.

So hatte Napoleon sich schon einen großen Theil Europa's unterworfen, und sein gieriges Auge war auf das russische Reich gerichtet. Im Sommer des Jahres 1812 brach er mit einer halben Million auserlesener Krieger auf, um gen Rußland zu ziehen. In Moskau, der Hauptstadt des Reiches, wollte er den Winter zubringen, und er versprach seinen Soldaten, daß sie sich hier vom langen Kriegszuge gütlich thun sollten. Unaufhörlich drang er vor. Als endlich die alte Hauptstadt vor ihm lag, rief er freudig: Da ist sie denn endlich, diese hochberühmte Stadt! und die französischen Soldaten jubelten: Moskau! Moskau! Sie hielten ihren Einzug, aber, wunderbar! nur Greise und verdächtiges Gefindel begegnete ihnen. Es währte nicht lange, so fing es hier und da und dort an zu brennen, und bald stand die ganze Hauptstadt in Flammen. Hier scheiterte der Plan des großen Eroberers. Die Russen wollten lieber Hab' und Gut verlieren, als ihre Freiheit. Moskau wurde das große Opfer, und die gen Himmel steigenden Flammen waren ein Zeichen, daß das Morgenroth der Freiheit angebrochen sei.

Im October desselben Jahres begann Napoleon seinen Rückzug, denn alle seine Hoffnungen waren dahin. Aber die rächende Hand Gottes verfolgte ihn. Früher denn gewöhnlich trat der Winter ein. Die Franzosen, an solche Kälte nicht gewöhnt und von den grimmen Russen verfolgt, geriethen in das gräßlichste Elend. Barfuß, in zerrissenen Kleidern wankten sie über die eisigen Schneefelder. Sie hatten keine Nahrung, Pferdefleisch war ein köstlicher Bissen. Mancher arme Soldat faß, vor Schmerz und Hunger fast wahnsinnig, im Schnee und kaute an seinen eigenen Händen und Füßen.

Von den 500,000 Mann kamen kaum 30,000 zurück, und diese trugen den Keim des Todes in ihren erfrorenen Gliedern. Jetzt oder nie! so dachten die edeln Fürsten, so dachte der Geringste im Volke, der noch deutsches Herz besaß. Einer für Alle und Alle für Einen! dieser Gedanke besetzte die so tief gebeugten Preußen.

Der Hülfshaufe, den Preußen gegen Rußland hatte stellen müssen, stand fast unverletzt an der Grenze. Der General York steckte sein Schwert gegen die Russen in die Scheide und wartete nur, bis sein König ihm befehlen würde, dasselbe gegen Frankreich zu ziehen. Die Russen zogen die Preußen herbei und verfolgten rastlos die Franzosen. Preußen aber hielt sich vorläufig noch ruhig.

3. Der Aufruf,

oder:

Das Volk steht auf! — der Sturm bricht los.

Unser König eilte von Potsdam nach Breslau und erließ hier am 17. März 1813 den ewig denkwürdigen Aufruf an sein Volk:

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, bedarfes einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen entriss, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, die Freiheit des Handels gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, dass es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, dass des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mussten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesiern, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier und Portugiesen. Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsern Namen, für unsere Unabhängigkeit und unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Ausgang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehelos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit

ihm einen sichern, ruhmvollen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Friedrich Wilhelm.

Wer hätte einem so hochherzigen Rufe widerstehen können! Alles flog zu den Waffen. Wie im Sturmwinde verbreitete sich der Ruf von Mund zu Mund: Auf zum Kriege für die Freiheit! Aller Unterschied der Stände hatte hier aufgehört. Vornehme und Geringe, Adelige und Bürgerliche, Gelehrte und Laien standen neben einander, denn es ging für's Vaterland. Sogar Jungfrauen zogen in Manns Kleidung mit in den Kampf, um für die heilige Sache Deutschlands zu kämpfen, Gold- und Silbergeschirre, Ringe und Kostbarkeiten, ja Alles, was man hatte, legte man auf den Altar des Vaterlandes, um das theure Kleinod, die Freiheit, wieder zu erwerben. Eine solche Begeisterung mußte etwas Großes hervorbringen. Unvergesslich bleibt das Frühjahr und der Sommer des Jahres 1813, und wäre auch nichts Errungen worden, es wäre doch einmal da gewesen, wodurch ein Volk sich groß und herrlich zeigte.

Der König rief, und Alle, Alle kamen,
die Waffen muthig in der Hand,
und jeder Preuße tritt in Gottes Namen
für das geliebte Vaterland!
Und Jeder gab, was er nur konnte geben,
Kind, Hab' und Gut, Gesundheit, Blut und Leben
mit Gott für König und Vaterland!

Heilige Begeisterung war über Hermann's Enkel gekommen, und es schien, daß die alte Zeit der Kraft wiederkehren würde. Nun erklärte unser König den Franzosen den Krieg. Der stolze Napoleon ergrimmete so sehr darüber, daß er beschloß, Preußens Reich und Namen zu vernichten. Wenn auch der Feind auf der Höhe vor Paris stände, sagte er am 1. April, so würde ich noch kein Dorf von meinen Eroberungen herausgeben. Aber am 1. April 1814 war von keinem Dorfe mehr die Rede, sondern vom ganzen Reiche, das Napoleon verlieren sollte.

4. Der Kampf beginnt.

Napoleon rüstete nun ein gewaltiges Heer aus, und schon am 2. Mai trafen beide Heere bei dem Dorfe Großgörschen, unweit Lützen, zusammen. 120,000 Franzosen gegen 70,000 Russen und Preußen. Diese fochten wie die Löwen, und obgleich Napoleon 80 Kanonen auf einen Punkt fahren ließ, so konnte er doch nicht siegen. Keinen Fuß breit hatte er am Abend gewonnen, wohl aber 1000 Mann Gefangene und 10 Kanonen verloren. Bei Bautzen trafen sich beide Heere wieder. Zwei Tage dauerte die gräßliche Schlacht, und 20,000 Franzosen, aber auch 12,000 der Unserigen, bedeckten das große Leichenfeld. Die Verbündeten zogen sich, nicht fliehend, sondern langsamen Schrittes, vor der Uebermacht zurück, und Napoleon rief schon mit seiner gewohnten Prahlerei: Sieg über Sieg!

Die Deutschen hofften bald auf einen entscheidenden Schlag; allein wie erschrafen sie, als es auf einmal hieß: Waffenstillstand!

Viele wurden niedergeschlagen, ja hier und dort murrte man sogar laut darüber, aber die Fürsten hatten Alles weislich berechnet. Sie gewannen Zeit, sich von Neuem zu rüsten, und auf Oestreichs Beiritt rechneten sie auch, der auch bald erfolgte. Als Oestreich beigesetreten war, folgte auch Baiern und Schweden. Am 17. August ging der Waffenstillstand zu Ende. Die Verbündeten hatten drei große Heere aufgestellt, eines an der Grenze von Böhmen, eines in Schlesien und eines in der Mark Brandenburg. Napoleon wusste nicht recht, wie er es diesmal anstellen sollte, denn ein ungeheures Heer hatte ihn in einem Halbkreise umstellt. Da gedachte er, durch eine glänzende That seine Feinde zu schrecken. Er schickte 80,000 Mann ab, mit dem Befehle, schnurstracks nach Berlin zu gehen und die Stadt zu nehmen. Am 23. August waren sie bis Großbeeren, 2 Meilen von Berlin, gekommen; da aber sollte sich das Blättchen wenden. Hier stand Bülow mit seinen Tapfern, und er ging mit einem Hurrah unter Trommelschlag und Trompetenschall auf die Feinde los. Der Regen strömte gewaltig vom Himmel herab, so, dass die Gewehre nicht losgingen. Da befahl der General: Haut mit den Kolben drein! und die Franzosen geriethen in Verwirrung und flohen in größter Eile. Blücher hatte sich weislich zurückgezogen, nach der Raasbach hin. Napoleon musste seine Macht trennen, um Dresden zu schließen. Darauf hatte der alte Blücher gehofft. Mit den Uebrigen wollte er es wohl aufnehmen. Die Franzosen griffen ihn wirklich an. Endlich rief der alte Held: Nun sind Franzosen genug herüber! Auf, Kinder! Vorwärts! Zeigt euch als brave Preußen! Glänzend war der Sieg. 18,000 Gefangene, 103 Kanonen, 250 Wagen war die Beute. Das hatte der Marschall Vorwärts gethan. Bei Dresden waren die Verbündeten nicht so glücklich, aber bei Kulm wurde das französische Heer gänzlich geschlagen und der stolze Vandamme gefangen genommen. Bei Dennewitz war Bülow wieder mit seiner Schaar thätig und gewann einen blutigen Sieg. Da Napoleon nichts ausrichten konnte, so zog er sich in die große Ebene von Leipzig, um da seine Streitkraft zu entwickeln.

5. Der große Sieg.

Um Leipzig waren alle Krieger versammelt. Napoleon hatte eine Streitmacht von 180,000 Mann mit 600 Kanonen, der Bund an 250,000 Mann mit 1000 Kanonen. Am 16. October begann der Angriff mit einem gewaltigen Kanonenfeuer, dass die Erde erbebt, und selbst die ältesten Krieger bekannten, ein solches Krachen nie gehört zu haben. Die Bundestruppen griffen muthig an, so dass die Schlachtklinie der Franzosen weichen musste. Aber Napoleon führte eine auserlesene Schaar seinen Feinden kühn entgegen und stellte seine Linie wieder her, ja der Sieg neigte sich auf seine Seite. Sogleich ließ er in Leipzig mit allen Glocken läuten; aber er hatte zu früh läuten lassen. Schwarzenberg bemerkte von einem Thurme die Gefahr, er leitete die ganze Schlacht, sandte Hülfsstruppen, und die durchbrochenen Reihen wurden wieder hergestellt. Auch wo Blücher stand, bei Möckern, wurde tapfer gefochten. Dreimal war das Dorf

genommen worden und dreimal wieder verloren. Nun, sprach der alte Horn, so wollen wir einmal ein Hurrah machen. Da sprengt auch York mit den Husaren daher. Vorwärts! Eingehauen! und die braven Husaren hauen, stechen, reiten Alles nieder, was ihnen nahe ist. Blücher hat an 50 Kanonen und viele Gefangene erbeutet. So war es Abend geworden. Tausende von Nachtfeuern brannten, und acht Dörfer und Flecken loderten empor. Viele brave Krieger schloßen den Todeschlaf, und viele lagen auf dem Schlachtfelde verwundet, ächzten und stöhnten und flehten den Himmel um Erbarmen an. Am folgenden Tage wurde wenig oder gar nicht gekämpft und Napoleon suchte Friedensunterhandlungen einzuleiten, aber man kannte den Kühner und traute ihm nicht.

Am 18. October war der Tag der Entscheidung. Der Kampf begann mit neuer Wuth. Von Mitternacht her drang Johann von Schweden und Blücher, von Morgen der russische General Benningsen und von Mittag der Oberfeldherr Schwarzenberg mit der stärksten Macht vor. Dieser hatte den blutigsten Kampf zu bestehen, denn Napoleon schickte den Kern seines Heeres ihm bei Probstheida entgegen. Ein furchbares Blutvergießen begann hier. Zuletzt konnten die Streiter nicht mehr über die Leichen hinweg. Auch Blücher tritt an diesem Tage wieder sehr glücklich. Napoleon sandte ihm Garden über Garden entgegen; vergebens, der Alte ließ sich nicht irre machen. Nur immer vorwärts! Die Sachsen hatten bisher für Napoleon streiten müssen, aber nun hielten sie es nicht mehr länger aus. Mit klingendem Spiele gingen sie zu ihren deutschen Brüdern über und stritten nun mit für die gerechte Sache. Ein Dorf nach dem andern wurde den Franzosen genommen, und die Verbündeten drangen immer weiter vor. Der Kaiser Franz, der Kaiser Alexander und unser vielgeliebter König standen auf einem Hügel und beobachteten den Gang der Schlacht. Da sprengt Schwarzenberg heran und spricht: Wir haben gesiegt, der Feind zieht ab. Da stiegen die Fürsten von ihren Rossen, knieten nieder und dankten Gott für den Sieg. — Das war der große Freiheitstag für Deutschland, meine jungen Freunde. Gott erhalte uns den Frieden! Aber käme wieder ein Tyrann, uns zu unterjochen, so sollte auch unsere Lösung sein:

Mit Gott für König und Vaterland.

37. Die drei Worte.

Drei Worte, die halten wir hoch und hehr, im Herzen wir treu sie bewahren; sie halten uns oben im Unglücksmeer, sie schirmen uns hold in Gefahren! Sie gehen mit uns in ein nächtlich Geschick, und leiten uns wieder zu freundlichem Glück.

Auf Gott ist das Auge und Herz gewandt, ihn ehret in Andacht der Glaube; die Allmacht erhält uns mit mächt'ger Hand, wir werden der Noth nicht zum Raube! — Gott ist es, der Wuth uns verleihet und Kraft, er ist es, der Freuden und Frieden uns schafft.

Das zweite durchtönet so rein die Brust, wie Klänge der heiligen Weihe: Der König, der Vater, des Volkes Lust, ihm geben für Liebe wir Treue! Sein Wollen ist weise und väterlich gut, ihm weihen wir Ehrfurcht und Leben und Blut.

Und Vaterland, das ist das dritte Wort, an das wir mit Hoffnung uns halten, mit herzlichster Liebe stets fort und fort; so lassen das Schicksal wir walten! Wer diesen drei Worten nicht trauet und glaubt, dem, wahrlich! sein eigener Werth ist geraubt.

38. Vaterlandslied.

Auf, tapf're Brüder! sammelt euch mit Waffen in der Hand! Wir üben uns im Kampf und Streit, zu kämpfen sind wir stets bereit für Gott und Vaterland.

Der biebern Väter hoher Ruhm war Treu' und Tapferkeit. Sie trugen kein Grob'erschwert, sie stritten für den eig'nen Heerd, und standen fest im Streit.

Sie schritten kühn in Streit und Kampf, wenn Pflicht es ernst gebot. Da glüht' in ihnen Löwenmuth: sie schonten weder Gut noch Blut, sie scheuten nicht den Tod.

Wir wollen wie die Väter sein, so wacker, fromm und gut; ja uns'ren braven Väter Ruhm sei ewig unser Eigenthum, sei mehr als Geld und Gut.

Auf, Brüder! wenn die Pflicht gebeut, mit Waffen in der Hand; sei Jeder seiner Ahnen werth, und zucke stolz das Heldenschwert für Gott und Vaterland.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

	Seite		Seite
1. Aufmunterung . . .	1	10. Der Wiederhall (Schmid)	5
2. Der Knabe im Wald, Gebüsch u. (Krug) . . .	1	11. Bienschens Lehren (Curtzman)	6
3. Der Knabe auf Feldern und Auen (Krug) . . .	2	12. Der Löwe u. das Lamm (Zacharia)	6
4. Der Knabe bei Acker- u. Feldarbeit (Krug) . . .	2	13. Geschwisterliebe (Weise)	7
5. Rüstigkeit (Curtzman) . .	3	14. Die Blume (Campe)	7
6. Der Staar (Schmid) . . .	3	15. Vier Brüder (v. Schiller)	8
7. Thier und Mensch u. (Dittmar)	4	16. Frühling (Krug)	8
8. Jugendfreuden (Miller) . .	4	17. Aller Anfang ist schwer	8
9. Das fröhliche Kind . . .	5	18. Spig und Mops (Therberger)	9
		19. Freundschaft (Gellert)	9

	Seite		Seite
20. Mäßigkeit in der Freude	10	33. Hirt und Heerde (v. Fal-	
21. Der Gärtner	10	lerleben)	20
22. Der Lehrer	10	34. Der Mond (Eieth) . . .	20
23. Vaters Bitte (Dittmar)	11	35. Die Sterne	20
24. Das gute Kind (Starke)	11	36. Vom Staate	21
25. Der Himmel (Löwenstein)	11	37. Wie eine Mutter ihr	
26. Das Rothkehlchen (Krum-		Kind beten lehrt . . .	21
macher)	12	38. Das Tischgebet (Güll)	22
27. Das Vogelnest	13	39. Das Gebet des Herrn	
28. Ludwig und Karl	14	(A. Franz)	23
29. Das Böglein u. der Knabe		40. Laßet die Sonne nicht zc.	
(Eieth)	16	(Hornung)	24
30. Die fluge Maus	16	41. Abendglocklein (Güll)	24
31. Maria u. ihr Lämmchen		42. Gute Nacht! (Löwenstein)	24
(Besselt)	17	43. Vier Briefe	24
32. Die dunkelblaue Wiese		44. Denk- und Sittensprüche	25
(Derselbe)	17		

Zweiter Abschnitt.

1. Schulfreude (Seibel) . . .	26	22. Der Ruhhirt (Krumma-	
2. Die Kinderspiele (M.		her)	43
Claudius)	26	23. Die Ameisen	43
3. Scherz und Ernst (Eieth)	27	24. Liebe die Arbeit! (Campe)	45
4. Die Feierstunden (Agn.		25. Arbeitsamkeit (Burmann)	45
Franz)	27	26. Arbeit und Trägheit . .	46
5. Der Hund (Kirsch) . . .	28	27. Erklärung (Beumer) . .	47
6. Fortsetzung (Derselbe) .	30	28. Ordnungsliebe	47
7. Gute Anwendung der Zeit		29. Der Flusskrebs (Curtman)	48
(Campe)	32	30. Der Wasserfrosch (nach	
8. Gebrauch der Zeit . . .	32	Fischer)	50
9. Der Bettler (Schubart)	32	31. Die Kreuzotter (Curtman)	52
10. Die Mücken	33	32. Genügsamkeit (Widmann)	53
11. Der Knabe und die zc.		33. Der deutsche Handwerks-	
(Gellert)	34	bursche in zc. (Hebel) . .	53
12. Die Fliegen	35	34. Muth über Gut (Hebel)	55
13. Die Fliege und die Biene		35. Zufriedenheit	57
(Ziege)	36	36. Frömmigkeit und Laster .	57
14. Schmetterlinge	36	37. Der Häring (Curtman)	57
15. Das Tagpfauenauge . . .	37	38. Der Kal (Fischer) . . .	59
16. Der Seidenspinner (Curt-		39. Der Maulwurf (Fischer) .	60
man)	38	40. Klage des Hasen (Curt-	
17. Die Spinnen	39	man)	61
18. Die Spinne und der zc.		41. Der Fuchs (Fischer) . . .	62
(Campe)	40	42. Der Mensch	64
19. Der Mailäfer	41	43. Von den Erfindungen . .	65
20. Albert an Karl (Stiller)	42	44. Erfindung des Glases	
21. Mitleid gegen die Thiere		(Kappe)	66
(Seibel)	43	45. Friß an Ernst (Mieris) .	67

	Seite		Seite
46. Die Glasbereitung (Kell-		48. Vier Briefe	71
ner's Leseb.)	68	49. Sprichwörter oder sprich-	
47. Schrift und Druck . . .	69	wörtliche Redensarten . .	72

Dritter Abschnitt.

1. Die Natur (v. Kamp) . .	73	31. Geschichte von den Alpbir-	
2. Die Güte Gottes (Gr. zu		ten (Krummacher)	95
Stolberg)	73	32. Himmel und Erde (Kirsch)	98
3. Von den Jahreszeiten . .	74	33. Licht u. Wärme zc. (Kirsch)	99
4. Der Wechsel der Jahres-		34. Die Sonne (Vieth) . . .	100
zeiten (Lieberkühn) . . .	75	35. Die Tageszeiten	101
5. Die Jahreszeiten, ein Bild		36. Kurze Reise um die Erde	101
des zc. (Paske)	76	37. Die aufgehende Sonne	
6. Der Frühling (Kirsch) . .	76	(Demme)	103
7. Blumenamen (Schmid) . .	77	38. Morgenstunde hat Gold	
8. Blümchens Wachsthum		im zc.	104
(Vieth)	78	39. Guten Morgen! (Löwen-	
9. Die erste Frühlingsgabe		stein)	104
(Beumer)	78	40. Das Gewitter	105
10. Das Schneeglöckchen . .	79	41. Die Sonne (Krummacher)	106
11. Das Schneeglöckchen		42. Das Alpenhorn	107
(Gleich)	79	43. Abenddämmerung . . .	108
12. Das wohltriehrende Weiden	79	44. Der Mond,	108
13. Das Weiden (Vieth) . . .	80	45. Der aufgehende Mond	
14. Die Tulpe	80	(Carol. Rudolphi)	110
15. Die Blume (Tersteegen) .	81	46. Die Sterne (Kirsch) . .	111
16. Maigruß (Johanne Schu-		47. Gute Nacht! (Schubart)	113
bert)	81	48. Hermann an Adolph	
17. Das erste Dankopfer (Agn.		(Kellner)	113
Franz)	81	49. Adolph an Hermann	
18. Einladung an die Vögel		(Derselbe)	114
(v. Kamp)	82	50. Der Kellerhals (Rend-	
19. Die Lerche	83	schmidt)	115
20. Die Lerchen (Franz Hoff-		51. Das Gift (Curtman's	
mann)	83	Leseb.)	116
21. Die Nachtigall	84	52. Der Schierling (Curtman)	118
22. Die Nachtigall und der		53. Die Tollkirsche (Fischer)	119
Gimpel (Grimm)	85	54. Der Glachs oder Wein	
23. Die Schwalben (Curtman)	85	(Rendschmidt)	120
24. Moritz an Bernhard		55. Der Glachs (Glas) . . .	121
(Stiller)	87	56. Heinrich an Rudolph	
25. Bernhard an Moritz		[Kellner]	123
(Stiller)	88	57. Zur Kerntezeit [v. Kamp]	124
26. Das Vogelnest (Weisse) .	89	58. Die beiden Aehren [A.	
27. Das Nest (Fr. Jacobs) .	89	Franz]	124
28. Der Strauß	91	59. Die Aehre und die Distel	
29. Der Sommer (Kellner) .	93	[Krummacher]	125
30. Sommerlied (P. Gerhard)	94	60. Der Herbst [Kellner] . .	125

	Seite		Seite
61. Der Herbst [Münter]	126	70. Winterlied [Krummacher]	135
62. An einen Baum im 2c. [Weisse]	127	71. Der Schnee [Hebel]	135
63. Der Weinstock [N. Franz]	127	72. Fortsetzung	136
64. Die Zugvögel [nach Zübli]	128	73. Der Hund auf dem St. Bernhardsberge	138
65. Es geht Alles vorüber	130	74. Die überwinternden Vögel [Curtman]	140
66. Die Kartoffel [Schubert]	131	75. Weihnachten [B. Hey]	141
67. Die Herbstzeitlose [Curt- man]	132	76. Die Weihnachtsfeier	142
68. Das Vieh vom Samenkorn [Krummacher]	132	77. Die Tanne [Ziegler]	145
69. Der Winter	133	78. Sprüchwörter oder sprüch- wörtliche Redensarten	145

Vierter Abschnitt.

1. Alles mit Gott [Hohlfeldt]	147	22. Die hohe Säule zu Rom [Mierig]	163
2. Das Wort im Herzen [Krummacher]	147	23. Land und Wasser	165
3. Cimbern und Teutonen [nach Rappe]	148	24. Das Meer [Kirsch]	166
4. Das Vaterland [Wächter]	149	25. Preußen [Rappe]	168
5. Der deutsche Knabe [Eieth]	150	26. Friedrich II. [Rappe]	170
6. Hermann [Rappe]	150	27. Dankfest	170
7. Reiner Sinn [Eieth]	151	28. Liebe deinen Nächsten	171
8. Unschuld u. ein gut Gewissen	151	29. Der vornehme Arzt	171
9. Der kluge Richter [Hebel]	152	30. Der arme Invalide	172
10. Preis der Ehrlichkeit [Burmam]	154	31. Das Vergnügen, wohlzu- thun [Weisse]	173
11. Feuriges Wasser [Dittmar]	154	32. Der Bettler und sein Kind (Gerhard)	174
12. Spitz und Pudel	155	33. Was bin ich mehr, als ihr? (Dittmar)	175
13. Heinrich der Vogelfsteller [Rappe]	156	34. Das Sklavenschiff	176
14. Einige Fragen	158	35. Der seltsame Handel	177
15. Des Kindes Gebet vor 2c. [P. v. Plönies]	159	36. Mit Gott für König und Vaterland (Beumer)	179
16. Die Mutter [Glas]	159	1. Das Vaterland seufzt unter dem Drucke 2c.	179
17. Kindesdank [Hebel]	160	2. Der Stern der Freiheit geht auf	180
18. Macht der kindlichen Liebe	161	3. Der Aufruf, oder: das Volk steht auf	181
19. Kindliche und brüderliche Liebe [Schubart]	162	4. Der Kampf beginnt	182
20. Joseph in der Grube [v. Kamp]	162	5. Der große Sieg	183
21. Jakobs Klage um Joseph [Derselbe]	163	37. Die drei Worte	184
		38. Vaterlandslied (Hering)	185

39²³
—

414

702.
—

